Gräfin Elise von Bernstorff

geborene Gräfin von Dernath.

Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835.

Aus ihren Aufzeichnungen.

EMS

Zweiter Band.

1823 bis 1835.

Mit einem Bildniß.

Berlin 1896.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.



C Bernstorff

[illegible] von Bernstorff

[illegible] von Dernath.

Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835.

Aus ihren Aufzeichnungen.

Zweiter Band.

1823 bis 1835.

Mit einem Bildniß.

[illegible]



Gräfin Elise von Bernstorff

geborene Gräfin von Dernath.

Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835.

Aus ihren Aufzeichnungen.

EML

Zweiter Band.

1823 bis 1835.

Mit einem Bildniß.

Berlin 1896.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Inhaltsverzeichniß.

V. Daheim in Berlin.

Zweiter Abschnitt: 1823 bis 1835.

V.

Daheim in Berlin.

Zweiter Abschnitt: 1823 bis 1835.

1823.

Nach einem Sylvesterabend, den wir in meinem Hause im engen Kreis der Familie, aber auf eine für die Jugend recht heitre Weise zugebracht hatten, gingen wir in das Jahr 1823 über. Mit den beim Jahreswechsel so natürlich wiederkehrenden Gefühlen ernster Art verband sich bei diesem noch die Wehmuth des Vermissens und die Sehnsucht zu den Fernen; aber dennoch ward er im Bewußtsein eines reichen Lebenssegens von uns mit freudigem Dank begrüßt. Daß das Jahr für mich einen so wichtigen Abschnitt bilden, daß im Laufe desselben eine neue Periode vielen Leidens, aber auch vieler Freuden für mich beginnen würde, das ahnte mir nicht. Dagegen erwartete ich von diesem neuen Jahre, welches mich umringt von meinen blühenden Kindern fand, daß es nun auch sehr bald die schmerzliche Lücke ausfüllen werde, welche die Abwesenheit des Hausvaters bildete, und wir werden sehen, daß meine Erwartung mich nicht täuschte.

Meinen Vater hoffte ich auch ehestens bei mir zu sehen; er stand im Begriff, eine Urlaubsreise von Madrid anzutreten, deren er sehr bedurfte, weil das dortige Klima und noch mehr die dortigen Verhältnisse, an denen er nur zu lebhaften Antheil genommen hatte, seiner Gesundheit sehr wesentlich geschadet hatten.

Es war mir so traurig, auch an meinem Geburtstag, dem 27. Januar, wieder die Seele unseres Hauses zu vermissen, daß ich es zu vermeiden wünschte, in demselben einen Kreis vereinigt zu sehen wie im vorigen Jahre. Solch ein Aus- und Einstürmen von Glückwünschenden kann nur erfreulich sein, wo das Herz ganz frei und fröhlich um sich schaut. Um also solches Gedränge bei mir zu vermeiden, hatte ich die gute Amerika gebeten, mich zum zweiten Frühstück bei sich aufzunehmen, erschrak aber, als ich dieses so splendid eingerichtet und eine Gesellschaft dazu versammelt fand, die dem Geburtstag einer Königin Ehre gemacht haben würde. Zwischen dem Vetter und Gneisenau ließ ich mir indeß die Sitzung wohl gefallen, die von einer Musik begleitet war, von der ich mich nur erinnere, daß sie alle Saiten meines Herzens in Bewegung setzte.

Endlich am 17. Februar (1823) war ich mit meinem Mann wieder vereint, nachdem die Kongreßangelegenheit ihn bis Verona geführt und er nicht nur unter der Last der Arbeit zu leiden gehabt hatte, sondern auch durch den Tod meines Oheims, des Staatskanzlers v. Hardenberg, aufs Tiesste bewegt worden war.

Durch einen Kongreß sollten wir fortan gottlob nicht wieder getrennt werden. Man war jedoch damals so sehr daran gewöhnt, die Hauptfragen der Politik durch Kongresse entschieden zu sehen, daß wir uns keinem Sicherheitsgefühl hinzugeben wagten, sondern lange den Horizont unseres häuslichen Glückes im Geiste durch eine neue Ministerkonferenz der Staaten, die über das Gleichgewicht Europas wachten, getrübt zu sehen fürchteten. Mein Mann bestellte sich sogar noch anderthalb Jahre später, als wir durch Braunschweig kamen, bei dem dortigen berühmten Wagenbauer Gille einen Kongreßwagen, eine Kutsche, die durch ihren soliden Bau allen Jahreszeiten trotzen könnte, und deren Einrichtung so bequem und so kompendiös ausfiel, daß der Minister alle seine Kongreßgeschäfte in ihr hätte abmachen können.

Mit meines Mannes Gesundheit mußte ich wohl zufrieden sein; denn sie hatte die Winterreise, sie hatte vorher das unruhige Leben in Wien ertragen, ohne zu unterliegen. Dennoch beunruhigte mich sein übles Aussehen und noch mehr der gewaltige Andrang von Geschäften, die jetzt auf ihn einstürmten! So sollte denn kein Glück mehr rein

für uns bleiben, und doch bin ich in meiner Schilderung der Vergangenheit jetzt noch auf der Höhe meines Lebens; dies sind noch Jahre des schönsten Glückes! Wenn auch das Jahr 1823 und der Beginn des folgenden Jahres mir der körperlichen Leiden gar manche brachten, so war doch der Lohn so schön, daß ich vom Jahre 1824 an glaubte, eine neue Aera des Glückes habe für mich begonnen, und ich würde noch eine lange Reihe schöner Jahre zählen dürfen.

Durch meines Vaters Ankunft am 10. April ward unser Familienkreis nun vollends aufs Schönste vervollständigt. Seine Freude, nach fünf Jahren der Verbannung in Spanien mit uns vereint zu sein, sein Wohlgefallen an meinen Töchtern beglückten mich sehr, und ich lebte mich wieder so ganz mit dem lieben Vater ein, daß seine Abreise am 29. Juni mir eine allzu große Lücke in meinem Hause und Herzen zurückließ. Er theilte alle meine Interessen aufs Lebhafteste.

Je später der Frühling dieses Jahr einzog, desto willkommener war er uns, und desto lieber benutzten wir unseren schönen Garten.

Am 11. Mai verließ uns Eugen Reventlow, der als Legationssekretär nach Petersburg bestimmt war, und hinterließ eine Lücke in unserem Kreise. Er lebte ganz der fesselnden Gegenwart. Und in der That mochte er wohl heiteren Sinnes sein; denn bis auf eine herbe Erfahrung (eine zurückgegangene Verlobung) war ihm bisher in seinem ganzen Leben nur Gutes und Erfreuliches zutheil geworden. Jetzt freilich ergriff ihn der Schmerz des Abschieds von uns; doch wußte er sich auch darüber hinwegzuheben, indem er reizende Pläne für die Zukunft entwarf und sich eine Wiedervereinigung dachte, die durch keine bittere Trennung getrübt werden durfte. Den Mittelpunkt seiner Pläne bildete mein liebes, kleines dreizehnjähriges Klärchen. Sie sollte seine Frau werden, sobald er das Ziel seiner Wünsche, den Gesandtenposten in Berlin, erhalten habe, und dies sollte und mußte in sechs Jahren der Fall sein. Er ward ehrgeizig, um früher seinen Zweck zu erreichen, und so hat er denn auch bewiesen, daß der feste Wille am sichersten zum Ziele führt. Ich ließ mir das Alles gefallen, nur konnte ich mich nicht darauf einlassen, ihm Klaras Hand, wie er begehrte, zu versprechen, und mußte ihn noch ob der Verwegenheit schelten, mit der er ihre und seine Zukunft schon jetzt bestimmen und binden wollte. Die

liebe, noch so ganz kindliche Klara hüpfte unterdeß unbefangen umher, nichts ahnend von den ernsten Plänen des so drollig mit ihr tändelnden, oft von ihr noch drolliger geneckten Vetters.

Indeß begann leider der Ernst des Lebens sich bei ihr durch allerlei körperliche Uebel fühlbar zu machen. Bis jetzt hatten mich zwar die dunklen Schatten um ihre Augen oft beunruhigt; rechne ich indeß ein zeitweise gewaltiges Herzklopfen ab, so war sie noch nie krank gewesen, und auch das Kopfweh, welches mich während des in Dreylützow zugebrachten Winters in Sorge gesetzt hatte, war seitdem verschwunden; doch jetzt kam es häufiger und von Beklemmungen begleitet wieder. Dazu gesellte sich ein zwar nicht sehr quälender, aber doch fast beständiger Halsschmerz.

Der 9. Mai, meiner Mutter Geburtstag, fiel diesmal recht störend für uns auf einen Freitag, unseren regelmäßigen Empfangstag für alle Diplomaten und die Gesellschaft. Es ward allemal bis tief in den Sommer hinein getanzt, und wenn auch nur wenige Stunden, so doch mehrentheils sehr munter. Doch die jüngeren Kinder waren nicht dabei, und da auch sie ihr Recht an der Feier von ihrer lieben Großmutter Geburtstag haben wollten und diese kein größeres Vergnügen kannte, als zu fahren und sich außerhalb der Stadt zu ergehen, so benutzten wir den Vormittag zu einem Ausfluge nach dem Charlottenburger Garten, der gar schön in der Fülle von Fliederblüthe prangte. Wir fanden nichtsdestoweniger eine freie Stunde, um den uns durch die Clausewitz gemeldeten und sehr erfreuenden Gratulationsbesuch der Prinzeß Wilhelm zu empfangen. Sie vergaß in ihrer Treue nimmermehr der Wiederkehr dieses Tages, so wie sie sich auch stets meines Wiegenfestes erinnerte.

Am 18. Mai, dem ersten Pfingsttage, hielt Gerhardine Gall ihren längst freudig erwarteten Einzug bei uns. Sie hatte ihre Nichte, mein ehemaliges Pflegetöchterchen, bei sich, gedachte ihre Erholungsreise weiter nach dem Süden fortzusetzen und den nächsten Winter im lieben Vaterlande zuzubringen. Es waren zwei recht genußreiche Wochen, die sie uns schenkte, und auch die Freunde freuten sich ihrer Anwesenheit. Sie gefiel ihnen ganz besonders. Gneisenau pflegte sie wohl „die edle Cattin“ zu nennen, und bei einer Partie, die er ihr zu Ehren ver-

anstaltete, deren Ziel Treptow war, setzte er seine gewohnte Förmlichkeit so sehr aus den Augen, daß er sie „unsere liebe Grüne“ rief, weil sie von Kopf zu Fuß in die Jägerfarbe gekleidet war. Treptow ist ein recht freundlicher an der Spree, Stralau gegenüber gelegener Punkt, der gerade damals durch ein neu errichtetes Gasthaus, dessen Dach einen hübschen Perron bildete, ganz einladend geworden war. Nachdem wir uns dort nach Herzenslust ergangen hatten, nahmen wir ein Mahl ein, welches zwar sehr appetitlich, doch keineswegs so luxuriös war, daß uns die Forderung des Wirthes an Gneisenau billig erscheinen konnte; denn es waren nicht weniger als 40 Thlr., die man für den dort genossenen Thee begehrte; die Orangen und die Kuchen hatte der Gastgeber sogar selbst mitgebracht. Der Rückfahrt mit meiner Gerhardine gedenke ich noch mit besonderem Vergnügen.

Am 3. Juni durften die Kornblumen für Marie Clausewitz' Geburtstag nicht fehlen; die Feier war aber, weil sie auf den Vorabend von Gerhardinens Abreise traf, nur auf unsere Familie und auf unseren Garten beschränkt. Am folgenden Tage brachen wir früh morgens mit Gerhardine auf, um sie nach Potsdam zu begleiten und ihr dort die schönsten Punkte zu zeigen. Am Vormittag wandelten wir durch die Gärten, welche das Neue und das Marmor-Palais umgeben, und besahen mein liebes Sanssouci. Ob wir zwar in so hohem Grade ermüdet zum Einsiedler zurückkehrten, daß für mich wenigstens an kein Essen zu denken war, und daß wir Alle aus Uebermüdung lachten und gar nicht wieder aus dem Gelächter herauszufinden wußten, so wollte dennoch die schaulustige Freundin den Nachmittag nicht unthätig zubringen; denn sie gehörte zu den neu- und wißbegierigen Reisenden, die Alles sehen und genießen wollen, ohne zu bemerken, daß sie dadurch mehr verlieren als gewinnen. So ward denn zunächst das Stadtschloß besehen, in dem uns die Zimmer, welche die Königin bewohnt hatte, vorzugsweise interessirten. Alles war und ward mir interessant und wichtig in diesen geheiligten Räumen, und so erschien es mir ebenfalls merkwürdig, daß gerade, als wir den vorderen Salon betraten, welcher Fenster nach entgegengesetzten Seiten hat, wir es von der einen mit Macht regnen sahen, während von der anderen Seite die Sonne aufs Freundlichste hereinschien. Doch ward zu unserem Wohl dieser Regen bald ein sich über das Land verbreitender Schauer, welcher

die brennende Atmosphäre zu unserer größten Erquickung abkühlte. Wir genossen die dadurch hervorgebrachte Erfrischung gleich nachher auf dem zu einem Garten umgestalteten Dach des Schlosses. Der köstlichste Duft einer reichen Orangerie umwehte uns, als wir aus den kleinen niedrigen Zimmern des Königs durch eine Glasthür auf dieses Dach hinaustraten. Auch hier in diesen Räumen, wie in allen denen, die der König bewohnt, fanden wir das wunderbarste Gemisch von ganz Königlicher und ganz bürgerlicher Einrichtung; überall winken einem Andenken entgegen, als schlechte Porträts, Zeichnungen von Kinderhänden angefertigt, Andenken aller Art, vor Allem solche, die noch aus dem Leben der Königin stammen. So bemerkten wir u. A., daß die Decken auf dem kleinen harten, schlechten Bett des Königs Kaschmirs waren, die die Hochselige getragen hatte. Ganz erfüllt von der Erinnerung an die hehre Königin, deren Geist in jenen Räumen noch mit besonderer Vorliebe zu Hause schien, setzten wir unsere Wallfahrt fort in der Richtung des mir noch unbekannten Brauhausberges. Es ging über die Lange Brücke bis an den Fuß des Hügels zu Wagen; dann aber mußte ausgestiegen und die Höhe erklommen werden, was Gerhardinen und mir so schwer ward, daß wir den stützenden Arm unseres Führers in Anspruch nehmen mußten, während meine Mutter ohne Hülfe rüstig die Höhe hinanstieg. Die Aussicht von dem obersten Balkon der den Berg krönenden Ruine ist wirklich viel schöner, als man es in einer so sandigen und im Ganzen doch flachen Gegend für möglich halten sollte. Diese künstliche und von innen wie ein freundlich-moderner Pavillon eingerichtete Ruine war der Lieblingsaufenthalt unserer verewigten Königin gewesen, die freilich weder in dieser, noch in irgend einer anderen Beziehung so verwöhnt war, wie ihre Töchter und vorzüglich ihre Schwiegertöchter es jetzt sind.

Vor dem Einsiedler trennten sich abermals die Wege der Freunde. Gerhardine zog mit ihrer Nichte den Taunus-Bädern zu, und wir kehrten, erfüllt von ihrem Bilde, nach dem uns jetzt heimathlichen Berlin zurück.

Während und noch nach Gerhardinens Anwesenheit setzten Zugvögel sehr verschiedener Art Hof und Gesellschaft in Bewegung. Zu diesen rechne ich vor Allen die Schwestern unseres Königs, die Königin der Niederlande und die Kurfürstin von Hessen. Erstere ließ sich bei

jedem wenn auch nur kurzen Besuch in Berlin häuslich in dem ihr angehörigen Palais Unter den Linden nieder; noch immer schien ihr im alten Berlin viel heimathlicher zu Muth zu sein als in ihrem fernen Reiche, dessen „Krönchen", so nannte sie ihr Diadem selbst, sie drückte und genirte. Mit inniger Vorliebe erinnerte sie sich der Zeiten, wo sie aus Holland verbannt in Berlin in so großer Einfachheit lebte, daß sie u. A. nur zwei weiße Morgenkleider besaß, wovon das eine über dem Zaune hing, während sie das andere an hatte. Ich habe sie nur alt und gebückt gekannt. Doch mein Mann erinnerte sich ihrer aus den Jahren 1793 und 1794 als einer großen Schönheit. Später noch brauchte sie den Vergleich mit der Königin und deren schöner Schwester nicht zu scheuen, und namentlich waren ihre Anmuth und ihr schlanker Wuchs bewundernswürdig. Sollten großer Eifer und Fleiß zum Malen sie vor der Zeit so krumm zusammengezogen und ihr edles Haupt so gebeugt haben? Ihre Leistungen in diesem Fach sind wenn auch dilettantenhaft, so doch voll Genialität.

Das einzige, etwas verzogene Töchterchen, die dreizehnjährige Prinzeß Marianne, war auch in Berlin vor Allem glückselig. Sie tanzte und hüpfte auf den Hofbällen mit ungebundener Fröhlichkeit umher und ließ sich durchaus nichts von ihrer Gouvernante, der Lady Bentinck, sagen. Ihre Toilette gab auch Zeugniß von der Freiheit, die man ihr in Allem ließ; denn ihr Haar flog in freien Locken um Nacken und Schultern, und weil die jugendliche Prinzeß keine Art von Toilettenzwang duldete, war ebenfalls an keine Taille zu denken. Wir waren zu einer Cour bei dem Prinzeßchen bestellt, nachdem die Königin uns gesehen hatte; da erschien, nachdem wir lange geharrt hatten, die Lady und machte viele Entschuldigungen: ihre Prinzeß wolle uns nicht sehen. Die Töchter der Kurfürstin waren besser erzogen. Die Jüngere, nachherige Herzogin von Meiningen, gefiel uns sehr wohl. Wir sahen sie zuerst auf einem Balle, den Prinz Wilhelm seinen hohen Schwestern und Nichten zu Ehren gab, und wo wir die einzigen aus der Stadt Eingeladenen waren.

An einem der letzten Tage des heißen Maimonats gab der König in dem an das seinige stoßenden Prinzessinnenpalais einen Ball, der den zwei tanzlustigen fremden Damen zu Ehren, der glühendsten Sommerhitze zum Trotz gegeben ward. Ein furchtbares Gewitter entlud sich

denn auch, während wir da versammelt waren, über unseren Häuptern. Der Kontrast des Aufruhrs in der Natur, des gewaltigen Donners, aus dem Gottes Stimme allezeit zu den Menschen zu reden scheint, mit dem frivolen Treiben dieses Hoffestes machte keinen wohlthuenden Eindruck, und die bangen Gesichter der Tanzenden waren unangenehm anzusehen. Der König näherte sich der kleinen Frau v. Martens und fragte sie, ob ihr ängstlich zu Muthe sei. Ihre schmeichelhafte Antwort aber: „Si près de mon Roi, je ne crains rien!“ schien ihm gar nicht zu gefallen, und er erwiderte: „Comment, Madame, me prenez-vous pour un paratonnère?“ Diese kleine, auch wirklich recht niedliche Frau war bei dem König sehr in Gnaden; sie hat ihren Mann zu heben und ihm den Gesandtenposten zu verschaffen gewußt, den er einige Jahre hindurch in Konstantinopel bekleidet hat.

Ich erinnere mich dieses Hofballes vor anderen lebhaft, weil er der letzte war, auf dem ich tanzte.

Gerade in dieser Zeit hatten unsere Abende im Hinblick auf meinen Mann recht oft etwas Drückendes für mich; denn ihm konnte leicht der Andrang junger Leute, die durch unseren Mädchenkreis angezogen wurden, lästig werden, zumal wenn er, wie in diesen Sommermonaten, von den Geschäften ermüdet und abends der Ruhe bedürftig war. Um ihm für solche Tage ein stilleres Plätzchen an meinem Theetische zu verschaffen, verlegte ich den größeren der Jugend in eine andere Abtheilung des Zimmers, dessen Anordnung ich zu dem Zwecke etwas veränderte; doch ich gestehe, daß mir jeder Ruck, der die verschiedenen Möbel umstellte, durch die Seele ging.

Wenn Jochen sich vorerst noch begnügen mußte, brieflich mit uns in Verbindung zu bleiben, so suchte Fritz uns dagegen in dieser Zeit auf. Er kam den 25. Juli in Berlin an, und wir hatten wahre Freude an dem Zusammensein mit ihm. Unternahmen wir während der Vormittage häufige Ausflüge in den Thiergarten und die nächsten Umgebungen Berlins, größtentheils in Gesellschaft meines Mannes, so benutzten wir dagegen die meinem Manne für seine Geschäfte unentbehrlichen Nachmittagsstunden, um das Theater zu besuchen. Von uns Dreien, die wir das Schauspiel gleich sehr liebten, war nur meine Mutter in der Lage, dieser Passion oft zu fröhnen; ich mochte mich selten aus freiem Antriebe dazu entschließen, mein Haus auf so lange

zu verlassen, und Fritz lebte ja vollends auf dem Lande entfernt von allen Belustigungen dieser Art. Nun aber, in diesem freundlichen Vereine, genossen wir dieses seltene Vergnügen recht, lachten zusammen von ganzem Herzen über Gerns (Sohn) meisterhaftes Spiel in der damals sehr beliebten Posse „Der Bär und der Bassa"; dagegen flossen unsere Thränen in dem allzu rührenden, aus dem Französischen übersetzten Drama „Yelva, l'orpheline de Russie", worin die blinde Gabriele die Hauptrolle spielt.

Mehr doch als all solche Unterhaltungen außer dem Hause genossen wir das trauliche Beisammensein mit dem biederen, an Allem theilnehmenden, so wahrhaft kindlich heiteren, uns in so inniger Geschwisterliebe verbundenen Schwager Fritz. Für mich blieb dies übrigens keine Zeit ungestörten Genusses der freundlichen Gegenwart; denn es drängte sich die Aussicht auf eine noch reichere Zukunft in meine fröhliche Gegenwart hinein, die aber schwer erkauft werden mußte, insbesondere durch eine lange Liegezeit.

Vom Monat August erinnere ich mich eben an gar nichts als an den Zwang meiner Lage und die liebevolle Pflege, worin meine Mutter und mein Mann sich abwechselten. Bei sehr schönem Wetter wurde ich in den Garten getragen und da auf ein Ruhebett gelegt. So unter den Kastanien liegend, empfing ich den Apostel aus der Heimath, Claus Harms, der sich durch eine Reise erfrischt hatte und sich bei dem Fluge durch Berlin gleich in zahlreichen Kreisen Gleichgesinnter wohl und erhoben fühlte, weil er das Wehen des heiligen Geistes darin zu spüren meinte. Meine Mutter, die Harms nicht nur als Zuhörerin verehrt, sondern auch als Freundin geliebt hatte, war unendlich glücklich, ihn in Berlin zu besitzen, und geizte mit den Augenblicken, die sie ihm abgewinnen konnte. So begleitete sie ihn zu Theremin und zu Strauß, dessen persönliche Bekanntschaft sie schon längst gemacht hatte. Mir dagegen stand solche noch bevor, und ich sah ihr mit Herzklopfen entgegen; denn wenn ich mich auch im Beginn von Strauß' Auftreten gewissermaßen gegen den Eindruck gewehrt hatte, den er so allgemein machte, und der mir halb wie eine Modesache erschienen war, so blieb ich doch von dem Tage an, wo ich ihn zuerst gehört hatte, seine eifrigste Zuhörerin. Er war den 13. Oktober 1822 im Dom eingeführt worden; die Sensation, die er damals hervorbrachte, hatte sich noch nicht gelegt;

seine Kirche war immer zum Erdrücken voll, und es schien, als wenn es Allen so ginge wie mir, daß sie keine seiner Predigten je willkürlich versäumen mochten, nachdem sie einmal die erste gehört hatten. Jetzt frage ich mich oft, ob diese Sensation wohl die rechte war, und ich wage es kaum, darauf mit freudigem Ja zu antworten; denn war auch der durch Strauß' Auftreten hervorgerufene Eindruck sehr anregend, so kann man es kaum für einen wesentlichen Segen im Amte des Wortes halten, wenn Viele gerührt werden. Ich meine vielmehr, daß die Gemeinde nicht in Thränen zu zerfließen braucht; wenn sie nur ernstlich suchend heimgeht, still und in sich gekehrt, so ist das besser! Strauß legt es offenbar etwas zu viel auf Rührung an und nicht auf göttliche Rührung allein, sondern auch auf rein menschliche: die Krämpfe und Kämpfe des Todes, die Fürbitte des seligen Vaters, der seligen Mutter kehren immer wieder, und so bleibt es leicht bei den durch solche Schilderungen bewirkten Erschütterungen, bei oberflächlichen Eindrücken und kommt zu keiner eigentlichen Erweckung durch die Kraft seines Wortes Hebr. 4, V. 2. Bedenklich finde ich es auch, daß er gar zu großen Werth auf plötzliche Erweckungen und Bekehrungen legt und solche zu drastisch schildert.

Neben diesen Mängeln wohnt indeß eine Fülle der Liebe zum Herrn in seinem Herzen und fließt über in begeisterten Worten einer wahren Gottseligkeit, und diese Gottesliebe stempelt ihn zu einem Jünger des Herrn. Sie war auch der Magnet, der mich gleich so mächtig anzog, als ich ihn auf der Kanzel hörte, und mir ein so großes Verlangen nach seiner persönlichen Bekanntschaft einflößte. Am 23. September führte meine Mutter mir diesen Mann Gottes zu, dessen Organ mich schon tief bewegte, indem es mich so lebhaft an die schönen Gottesdienste erinnerte, von denen ich jetzt so lange ausgeschlossen war und denen ich noch bis in das nächste Jahr fern bleiben sollte.

Der ersehnte und sich wiederholende Besuch brachte viel Trost, ein heiteres Leben und eine Wärme der christlichen Liebe in meine Krankenstube, durch deren wohlthuenden Einfluß sich lang verschlossene Knospen in meinem Innern öffneten.

Ich fand in dem Verfasser der „Glockentöne" einen äußerst gutmüthigen und gemüthlichen Mann, voll christlichen Eifers, voll Berufstreue, aber fast noch zu jugendlich schwärmend und von seiner Phantasie

mehr als billig beherrscht. Sein Umgang gewann zwar dadurch einen großen Reiz für mich; aber leider habe ich später wohl einsehen gelernt, daß ihm diese Phantasie zur Klippe ward, an der sein Urtheil nur zu oft scheiterte.

Wenn aber die Welt ihn in Beziehung auf den König und manche andere Hochgestellte einen Schmeichler nennt, so thut sie ihm ein schmähliches Unrecht! Jede Art von Schmeichelei ist seinem Herzen durchaus fern; er bleibt sich seiner Stellung und Aufgabe stets bewußt und würde glauben, seinen Herrn wie Ischariot zu verrathen, wenn er sich durch äußere Umstände, durch Rang und Persönlichkeit blenden und zu einem Worte mehr verleiten ließe, als es ihm die Wahrheit, als es ihm sein Amt diktirt.

Ich könnte auch mehr als ein Beispiel anführen, wo er mit der vollen Würde dieses Amtes und mit der nichts schonenden Kraft der Wahrheit auftrat und dann ganz rücksichtslos, und wo man es am wenigsten erwartete, Warnung und Tadel aussprach, je nachdem das Eine oder das Andere noth that.

Aber freilich täuscht ihn sein Herz oft, seine Phantasie nimmt sein Urtheil gefangen, so daß er Engel vor sich zu sehen glaubt, wo er doch nur von schwachen sündigen Menschen umgeben ist. Hiernach wird man wohl schon zu hören erwarten, was ich auch wirklich zu sagen habe, daß er sich bei uns in einen Kreis von idealen Wesen versetzt glaubte, von Kindern Gottes, die dem menschlichen Auge doch wohl fremd bleiben würden, wenn es deren auch durch Gottes Gnade schon hienieden einige gäbe. Sie würden gewiß still und unscheinbar ihre Pilgerreise im Dunkel des Verkanntseins zurücklegen. Dabei fällt mir ein Vers des alten Liedes von Richter ein:

„Es glänzt der Christen inwendiges Leben,
Wenngleich sie von außen die Sonne verbrannt;
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Ist Keinem als ihnen nur selber bekannt;
Was Niemand verspüret,
Was Niemand berühret,
Hat ihre erleuchteten Sinne gezieret
Und sie zu der göttlichen Würde geführet."

Sehr natürlich führt mich dieser den bewährten Christen stempelnde Vers auf die vortreffliche Luise v. Schönberg, geborene v. Stolberg-Wernigerode,*) deren Bekanntschaft mir eben auch in dieser Zeit der Anfechtungen geworden und mir gleich sehr werth gewesen war.

Ihr lieber ausgezeichneter Mann war uns seit dem Herbst 1822 ein stets willkommener Hausfreund gewesen; sein Umgang hatte uns oft sehr erheitert. Mit einem gediegenen Charakter, voll tiefen Ernstes, verbindet er einen unerschöpflichen Vorrath von guter Laune und herzlicher Jovialität, die uns Allen und namentlich der Jugend äußerst ergötzlich waren. Je wohler ihm unter uns geworden war, desto lebhafter hatte er sich danach gesehnt, seine Frau und Tochter in unseren Kreis einzuführen. Er empfahl sie Beide oft unserem Wohlwollen und versicherte, die Frau sei seine bessere Hälfte und ihm in Allem überlegen; er werde nur um ihretwillen geduldet, wo man sie Beide kenne. Eigentlich hat er in allen diesen Aeußerungen bis zu einem gewissen Grade Recht. Das Wunderliche ist nur, daß wir uns danach einen grundfalschen Begriff von ihrem Verhältniß zueinander gemacht hatten. Er ist nicht nur der Herr im Hause, sondern hat sich auch in allen geistigen Beziehungen ein entschiedenes Uebergewicht angeeignet, indem sie verstummt, wo Beider Ansichten sich trennen, und sie ihm nimmer widerspricht.

In ihr trat mir eine ausgesprochen Stolbergsche Natur entgegen; sie vereint mit den typisch gewordenen Zügen dieses edlen Geschlechts auch dessen reges Interesse für alles Große und Schöne, seinen hochherzigen Sinn, seinen Feuereifer, wo es gilt, eine Pflicht zu erfüllen oder ein Zeugniß abzulegen von den Wegen, den Werken und dem Willen des Herrn. Aber auch die Stolbergsche Heftigkeit, das augenblickliche Erglühen im Unwillen sind ihrer Natur eigen; sie hat aber Beides durch Gottes Gnade sehr überwunden und ist namentlich ihrem Mann gegenüber die Sanftmuth selbst. Gediegen ist ihr ganzes Wesen und Thun, und wenn auch sie nicht verschont von dem Vorwurf der Schroffheit geblieben ist, so bin ich doch überzeugt, daß Jeder, der ihr nahe kommt, die Freiheit ihres reichen Geistes wahrnimmt, sie walten und wirken

*) Tochter des Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode und der Auguste Eleonore Gräfin zu Stolberg-Stolberg, geboren 1771, vermählt 1807 mit Moritz Haubold v. Schönberg, Königlich preußischem Regierungspräsidenten zu Merseburg.

sieht, sich davon überzeugen muß, daß hier kein religiöser Zwang, kein beengendes Parteiwesen obwalten kann. Ihre Schwester Friederike,*) die sie mir auch noch in diesem Herbst zuführte, ist ihr in den Hauptzügen des Charakters zwar ähnlich, verbindet aber mit der gemeinsamen Vortrefflichkeit noch eine Anmuth des Wesens, die der Anderen fremd ist. Die Natur hat die Geschwister ganz eigen gepaart. Luise Schönberg und der Bruder Ferdinand gleichen sich äußerlich und in ihrem ganzen Wesen und Denken; ebenso ist zwischen Friederike Dohna und ihrem jüngeren Bruder Anton eine große, nicht bloß äußerliche Aehnlichkeit vorhanden.

In Augusten, Schönbergs einzigem Töchterchen, fanden Thora und Klara eine Altersgefährtin, die ihnen sehr lieb ward, wenngleich die verschiedenen Allüren der Häuser und ein gewisses nonnenhaftes Wesen der kleinen Auguste eine Art von Scheidewand zwischen ihnen erhob. Meine Kinder liebten sie um ihrer Freundlichkeit, ihres sanften und gemüthlichen Wesens willen. Ihre herzliche Munterkeit ergötzte sie; dabei blieb es ihnen aber ganz räthselhaft, warum sie nicht tanzen, nicht das Theater besuchen wollte, wenn ihre Eltern es ihr erlaubten, ja sie dazu aufforderten. Es war ihnen ängstlich, wenn sie bemerkten, daß ihre junge Freundin auch an ihren kleinen Kartenspielen und an so Manchem Anstoß nahm, woran sie sich unbefangen erfreuten und woran es ihnen nie und nimmer eingefallen wäre, etwas Arges zu suchen.

Wenn mir auch eine solche Richtung an einer so jungen Person bisher fremd geblieben war, so konnte ich doch nicht anders als sie im stillen Herzen bewundern. Wäre Augustens Erziehung streng und asketisch gewesen, so würde ich ihr weder getraut, noch ihr meinen Beifall geschenkt haben. Doch hier, wo sie sich ganz frei aus dem Innern des guten, einfachen, verständigen Kindes heraus entwickelt hatte, konnte ich nur die Wirkung des Geistes und eine frühe Erwählung darin sehen und mich in der Seele der glücklichen Eltern darüber freuen.

An die hier aufgezählten Bekanntschaften der letzten Zeit, deren Entbehrungen und Prüfungen mich ganz besonders zu rechter Würdigung derselben stimmten, reihte sich noch die des Grafen Karl v. d. Gröben an.

---

*) Geboren 1776, Gemahlin des Burggrafen Heinrich Ludwig zu Dohna-Schlodien.

Es war am 18. September, als er, von dem ich schon so viel Schönes, Gutes und Ritterliches vernommen hatte, sich bei mir melden ließ und ich ihm meine sonst für alle Fremden verschlossene Thür öffnete. Ich hatte diese Ausnahme nicht zu bereuen; denn seine Persönlichkeit machte nicht nur auf mich einen höchst erfreulichen Eindruck, sondern er hinterließ mir auch in Vielem, was er sprach, einen wahren, mich über die Leiden der Gegenwart weit erhebenden Trost. Sehr merkwürdig war es mir, wie unsere Unterhaltung sogleich auf die heiligsten Gegenstände überging, mir ebenso wohlthuend wie überraschend. Als die Thür sich hinter ihm schloß und ich Sophie in ebenso hohem Grade bewegt sah, wie ich selbst es war, da fragte ich mich, ob ein solches Verstehen der Geister nicht etwas überaus Schönes und Herrliches sei, wovon die Weltmenschen keine Ahnung haben.

Eine Bekanntschaft, von den eben aufgezählten sehr verschiedener, aber dennoch guter Art war die der Herzogin Luise von Holstein-Sonderburg-Augustenburg,*) einer sehr lieblichen Frau, die mich an ihre Mutter, die vortreffliche Gräfin Danneskjold Samsoe mehr im Wesen als im Aeußern erinnerte; denn sie war hübscher, als die Mutter je gewesen war. Wenn auch die Familie der dänischen Lehnsgrafen von Danneskjold eine der ersten im Lande und durch allerlei Prärogative ausgezeichnet ist, wie z. B. durch das Excellenzprädikat, das jedem Mitgliede schon in der Wiege zufällt, so wollte man dennoch diese Heirath am Kopenhagener Hofe nicht für ebenbürtig anerkennen und trübte dadurch dem armen jungen Paare die ersten Jahre ihrer Ehe. Jetzt hatte man zwar nachgegeben und ihr den Zutritt an den Hof als Herzogin von Augustenburg gewährt; die arme Kleine war aber noch nicht zur Freude darüber gekommen, weil sie unlängst ihr erstes und noch einziges Kindlein verloren hatte. Der Gram darüber nagte an ihrer Blüthe und füllte ihr Auge immer wieder mit Thränen, wenn man eben glaubte, ihr Interesse für etwas Anderes gewonnen zu haben. Dabei war sie doch sehr freundlich für uns, kam mir als der guten Bekannten ihrer Mutter mit Herzlichkeit und Mariannen mit einer Innigkeit entgegen, die sich auf eine Kinderfreundschaft gründete. Dagegen hatte ich den Herzog (geboren 1798) gekannt, wie er noch ein kleines Kind war; ich hatte ihn in den Jahren 1802 und 1803 öfters bei den

*) Geboren 1796, vermählt 1820.

Besuchen gesehen, die meine Mutter der seinigen auf ihren Herrschaften, dem schönen Gravenstein und dem freundlichen Augustenburg, abstattete.

Am 17. September d. Js. wurde mein Mariechen 7 Jahre alt. Wir hatten ihr im Scherz eingeredet, daß der Geburtstag diesmal erst auf den folgenden Tag fiele, und sie daher mit der auf einem Tisch vor meinem Lager bereiteten Bescheerung so sehr überrascht, daß sie ganz außer sich vor Freude und dabei ungemein lieblich war. Ihre Thränen strömten, und sie wußte gar kein Ende zu finden in ihren Danksagungen, Umarmungen und Händeküssen. Schade, daß gerade Marie, die die Freude so hübsch kleidet, bei der sie sich so überströmend in Liebe und Dank äußert, sie nicht erträgt. Diese Erfahrung machten wir auch diesmal wieder; denn die so wohlgelungene Ueberraschung hatte das arme liebe Kind so überwältigt, daß es recht krank wurde.

Eine Störung anderer schmerzlicher Art drängte sich in diesem Herbst in unseren Familienkreis ein. Schon im April, als unserer Marianne Gesundheit uns gerade Sorge verursachte, hatte der Prinz Henly Reuß,*) ein jüngerer Bruder von Septi, Neffe Amerikas, durch seine Mutter, geb. Freiin v. Riedesel, um ihre Hand geworben. Er hatte sich an uns gewandt, und wir hatten dies Jochen mitgetheilt. Er antwortete darauf:

„Wien, den 29. April 1823.

Mit welcher Bewegung ich Deinen Brief vom 23. d. Mts. empfangen, geliebter Christian, wie schwer mir, seit ich ihn in Händen habe, jede ruhige Fassung des Herzens wird, das wird das deinige Dir sagen. Du kennst meine Schwäche, wo es sich um das Schicksal meiner Kinder handelt, und gewiß hat mein Mariannchen nicht den geringsten Theil an dem, was bei solcher Veranlassung mein Inneres beklemmt. Ach und hier sind Wünsche, Hoffnungen und Sorgen in einem Kampfe, der mir, wenn ich aus mir selbst allein einen entscheidenden Entschluß über das, was zu thun ist, nehmen sollte, unbeschreiblich peinigend sein würde.

Der Gedanke, unser Mariannchen mit einem jungen Mann von so guten und sicheren Gesinnungen, wie ich mir Henly Reuß denke, und die ihm angeerbt sind, durch Liebe vereinigt zu sehen, hat an sich einen

*) Heinrich LXXIV., geb. 1798.

unendlichen Zauber für mich. Für den Werth alles dessen, was hier zugleich die äußeren Verhältnisse in die Wagschale legen, bin ich auch sehr empfänglich; aber nicht minder erkenne ich mit sehr schmerzlichen Gefühlen die Bedenklichkeit und die Sorge, die seine und ihre Gesundheit darbieten.

Wäre Henlys Neigung von Mariannen entschieden erwidert, ja ich kann sagen, aus Schwäche des Herzens vielleicht nicht unterlassen, zu sagen, wäre es gewiß, daß sie sie ganz erwidern würde, wenn er sich ihr mehr näherte, so würden mir die Rücksichten der Gesundheit, wie beklagenswerth sie sind, doch mehr wie schmerzliche Sorge als wie zurückhaltende Bedenklichkeiten erscheinen.

Laßt mich die ganze Sache in Eure, Deine und Elisens Hände legen. Nicht um mich der Verantwortung zu entheben, nicht um die beklemmende Last peinlicher Zweifel von mir zu wälzen, übertrage ich Euch Alles. Gefühl, Ueberzeugung und Erfahrung sagen mir, daß dies das Beste, das einzig Sichere ist, was ich thun kann und thun muß.

Wie wohl habe ich mich, wie wohl hat sich meine Henriette dabei befunden, daß wir uns Eurer Leitung hingegeben haben. — — —"

Um dem uns in so rührender Weise ausgesprochenen Vertrauen des Vaters zu genügen, baten wir den guten Henly, Mariannens Genesung von ihrem jetzigen Uebelbefinden abzuwarten und dann erst nach Berlin zurückzukehren und seine uns ebenso ehrenden wie erfreuenden Ansprüche geltend zu machen. Marianne erfuhr von dieser Unterhandlung nichts; sie blieb so in ihrer vollen, so rein kindlichen Unbefangenheit.

Nun aber, wo ihre Gesundheit sich gekräftigt hatte, hatten wir dem guten Henly freigestellt, ihr seine Anträge selbst schriftlich oder mündlich zu machen. Seine Zuversicht hatte uns wirklich getäuscht, und ich warf mir schon meine Blindheit vor, die mir Mariannens von ihm geträumte stille Neigung verborgen gelassen hätte. Als er nun aber in den ersten Tagen des September ankam und sich, von uns begünstigt, Mariannen mit der großen Liebe offen näherte, die er bis dahin gewaltsam zurückgedrängt hatte, da ward es mir nur zu bald klar, daß Marianne seine Neigung in keiner Weise erwidere. Diese Beobachtung betrübte mich wahrhaft in des guten jungen Mannes Seele, dessen Wünsche die unsrigen waren, mit dessen Plänen wir die unsrigen verwebt hatten. Nach einer Reihe peinlicher Tage, während welcher er

gegen meine leisen Warnungen taub geblieben war, führte er endlich das entscheidende Wort herbei, aber nicht mündlich, sondern schriftlich. Hier war die Art gleichgültig, weil Marianne sich, sobald sie seine Annäherung bemerkt, für ein Nein entschieden hatte! In anderen, noch zweifelhafteren Fällen habe ich es oft beobachtet, daß der Liebhaber, der schriftlich sein Anliegen vorträgt, sich eine Chance verschließt, die eine Unterredung möglicherweise bieten könnte; denn dem Drängen einer glühenden Liebe widersteht nur selten ein Mädchenherz.

Ein Vetter des eben zu unserer wahren Betrübniß abgewiesenen und mit betrübtem Herzen abgereisten Prinzen Henly war dagegen glücklicher in seinen Bewerbungen gewesen. Er feierte schon Anfang September seine Hochzeit, und weil seine Auserwählte eine Hofdame war, so gab der König dieses Fest in Charlottenburg. Wie damals im Sommer 1819 zu der Stolbergischen, so wurden wir auch jetzt zu der Hochzeit des Herrn Louis v. Massow mit der Gräfin Hermine v. d. Schulenburg-Emden eingeladen; doch diesmal nicht um irgend einer Verwandtschaft willen, sondern weil in Abwesenheit der meisten Verwandten der uns sehr befreundete Bräutigam sich unsere Gegenwart ausgebeten hatte. Ich bedauerte es wahrhaft, meinen Mann nicht begleiten zu können, als er am 4. September zu dieser Feier hinausfuhr. Heimgekehrt, erzählte er mir mehr, als es sonst seine Art war; denn er liebte es gar nicht, wenn man die Erlebnisse des Tages besprach und ihnen eine Wichtigkeit beilegte, welche sie selten verdienen. Ich hatte es mir deshalb ganz abgewöhnt, Fragen über unbedeutende Dinge an ihn zu richten, und fühlte leicht eine Art von Beängstigung, wenn solche, die diese Eigenheit weniger kannten, ihn über die ephemeren Begebenheiten der Gegenwart ausforschten; ja, es konnte mir sogar peinlich sein, wenn ich von ihnen unbedeutende oder frivole Dinge mit der Wichtigkeit besprechen hörte, die kleinliche Charaktere ihnen so leicht geben. Diese meine Scheu entstand aus meiner Verehrung und Liebe für ihn; vielleicht wäre es ihm nicht lieb gewesen, sie zu bemerken, weil er aus Liebe für mich mein Geschwätz immer gern geduldet haben würde, wenn es auch unwichtige Gegenstände behandelt hätte. Noch weniger gern sah er es, wenn Frauen ernsthaft über Politik sprachen, und ihr leidenschaftliches Parteiergreifen war ihm vollends unerträglich. In den Stunden, da er von seinem Beruf feierte und ihm eine heitere Ruhe

das größte Bedürfniß war, unterhielt er sich auch mit Männern ungern von der Politik, um die sich sein Berufskreis nur zu unerbittlich drehte. Wenn er sich einmal in meiner Gegenwart über dergleichen Dinge aussprach, so war das immer von dem allerhöchsten Interesse für mich; ich hätte dann ganz Ohr sein und den Frauen, die etwa in meiner Nähe waren, den geschwätzigen Mund schließen mögen.

Seine Gabe des Ausdrucks war ebenso glänzend wie seine politische Denkungsweise vortrefflich und, ich darf wohl sagen, erhaben! Denn dafür wurde sie von den Zeitgenossen allgemein anerkannt, und dies verbürgt mir, daß auch die Geschichte ihm sein Recht widerfahren lassen wird, und daß sie ihn Euch, meinen Enkeln und etwaigen Urenkeln, in diesem Lichte vorführen, Euch also überzeugen wird, daß ich nicht zu viel gesagt habe! Letzthin fiel mir eine gedruckte Aeußerung in die Hände, die wahrscheinlich schon ein Blatt in der Geschichte des ersten Dritttheils dieses Jahrhunderts einnehmen wird. Eine sehr geübte und einsichtige Feder rezensirt Châteaubriands Memoiren und tadelt die versteckte Politik dieses Mannes, die allein durch den Wunsch geleitet, die Rhein-Grenze für sein Vaterland wiederzugewinnen, und dadurch den verbündeten Mächten gegenüber unehrlich war. Der Rezensent führt als Gegensatz zu dieser unwürdigen einen Zug aus meines Mannes edler, aufrichtiger Politik an. Hier gebe ich dieses Citat, und zwar um so lieber gerade jetzt, weil es auch der Zeit nach ungefähr hierher gehört.

Herr v. Rayneval, damals Gesandter in Berlin, schrieb also zu dieser Zeit an Châteaubriand Folgendes:

„Graf Bernstorff, welcher mir gestern von den Depeschen erzählte, die er soeben (aus Spanien, wo die Franzosen Cadiz, den Aufenthaltsort des Königs und der Cortes, eingeschlossen hielten) bekommen, sagte mir, daß Alles vortrefflich ginge und ihm die mitgetheilten Details die allergrößte Hoffnung gäben. Unsere Unterhaltung wandte sich auf die Resultate der spanischen Expedition, ebenso lebhaft geführt wie bisher und so glücklich beendet, wie wir es vorhersahen; er zählte unter diejenigen Folgen, worüber nicht wir allein uns Glück wünschen könnten, »die politische Auferstehung Frankreichs«. Dies war der Ausdruck, den er gebrauchte. Er fügte hinzu, daß Frankreichs Erhebung zu dem Range unter den Mächten, den es einzunehmen die Bestimmung habe, für das

Gleichgewicht Europas nur ein Vortheil sein könne.“ (Bis hierher Châteaubriand.)

Dazu schreibt der Rezensent: „Graf Bernstorff sprach das edle Wort kaum sieben Jahre nach dem letzten Frieden, im Sinne einer großen politischen Ansicht. Nicht niederhalten und verkümmern wollte er den einst bekämpften Nachbarstaat in seiner Entwickelung, sondern er glaubte sich seines neuen Aufschwunges freuen zu müssen; dennoch konnte Herr v. Châteaubriand angesichts dieser Worte auf die Rhein-Grenze spekuliren!“

Meines lieben Ministers Thätigkeit und, was mir viel mehr zu Herzen ging, die treue Pflege, die er mir zutheil werden ließ, wurden abermals für viele Wochen durch einen Podagra-Anfall unterbrochen. Erst am 10. Oktober verließ er sein Bett wieder und konnte da noch lange nicht daran denken, mich in der oberen Etage aufzusuchen. Diese unnatürliche Trennung, die erste der Art in meinem Leben, ward mir schwer und ihm nicht minder. Alles, was mich unterdeß zerstreuen, interessiren und erfreuen konnte, gönnte er mir von ganzem Herzen, und so war ihm willkommen, daß Strauß bei uns eingeführt wurde. Mein Gatte wollte auch seine Bekannschaft machen, fand seine Unterhaltung recht lebendig und angenehm, belustigte sich aber noch jahrelang nachher über die Devotion, mit der Strauß ihm habe die Hand küssen wollen, nicht in überschäumender Gemüthsbewegung, sondern weil er in seiner damals noch sehr großen Unkunde der Welt und ihrer Sitten dies nur für eine schuldige und übliche Form hielt.

Auch sein liebes Hannchen, Strauß' Gattin, deren Begleitung wir uns immer erbaten, wenn wir ihn einluden, war noch sehr fremd in den Allüren großer Häuser wie das unsrige; doch kleideten sie eben diese Neuheit und die damit verbundene Naivetät ganz allerliebst. Sie war so fröhlich, so unbefangen, so anschmiegend und für jede Freundlichkeit so erkenntlich wie ein gutes Kind; dabei aber besaß sie reiche Kenntnisse, Talente und eine sehr feine Bildung, die sie zuerst in Neuwied bei den Herrenhutern und dann bei ihrer Mutter erhalten hatte, der bekannten Frau v. d. Heydt in Elberfeld. Unser Hannchen schien uns in ihrer bescheidenen Weise, ihrer thätigen Häuslichkeit, in der Art,

wie sie ihres Mannes Berufsthätigkeit unterstützte und förderte, das Muster und Vorbild einer vortrefflichen Pfarrfrau.

Es war mir sehr erfreulich, daß die Tage, welche dieses Ehepaar bei uns zubrachte, meinen Kindern wie mir zu Festtagen wurden; auch für sie hatte sein lebendiger Vortrag das höchste Interesse, und ihre Unterhaltung war ungemein anziehend. Beide hatten stets so sehr viel zu erzählen, und das Alles verlor dadurch wahrlich nicht an Interesse, daß es von dem christlichen Standpunkte aus aufgefaßt war. Wir bemerkten bald ihre große Gabe, gut zu erzählen, und forderten sie auf, uns stets möglichst ausführlich über ihre Lektüre zu berichten. Manches Werk habe ich auf diese Weise aufs Genaueste kennen gelernt und brauchte es nachher nicht zu lesen.

Daß beide Strauß auch in den Schönbergschen Kreis mit aufgenommen waren, das versteht sich wohl von selbst. Dort trafen die Meinen denn oft mit ihnen zusammen, u. A. kam Thora am Abend des 24. September, des größten Schönbergschen Familienfestes, sehr erfreut von Strauß' Freundlichkeit für sie zurück; vor Allem aber war sie erbaut von der allerliebsten, ebenso anmuthigen als wahrhaft erhebenden Art, des Hausvaters Geburtstag zu feiern. Es waren Choräle gesungen worden; von dem Kranz aus Eichenblättern, welcher den Geburtstagstisch umgab, waren die Blätter abgelöst und den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft überreicht worden, damit sie Wünsche darauf schrieben. Dieser Vorschlag war denn von der einmüthigen christlichen Versammlung aufs Freudigste angenommen worden, und man hatte bei sofortiger Verlesung dieser Wünsche auf mehreren die Loosung des Tages bezeichnet gefunden: „Es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen." Psalm 122, 7. Theremin hatte aber angegeben Psalm 20: „Lieber Bruder, gönne mir, daß ich mich an dir ergötze", und was die Anderen geschrieben hatten, war durchgängig schön und gut.

Die Feier aber des 23. Oktober, des doppelten Geburtstages des abwesenden Anton Stolberg und der anwesenden Auguste Schönberg, war in so hohem Grade ergreifend, daß wir die sehr böse, mehrere Tage anhaltende Migräne Thoras, die erste, von der sie befallen ward, der zu großen Aufregung dieses Tages zuschreiben.

Die Eindrücke dieses Tages waren seelisch und physisch zugleich sehr angreifend gewesen und traten so ganz aus Allem heraus, woran unsere Jugend gewöhnt war. Früher hatte Thora häufig mit ihren Schwestern dieselbe Partie nach Stralau gemacht, die jetzt zur Verherrlichung unternommen ward; dann aber waren sie wie Kinder behandelt worden, waren umhergesprungen, frei von Zwang und fern von jeder seelischen Anregung. Deren gab es aber diesmal gerade sehr viele; denn Strauß war unerschöpflich in Anreden, in Danksagungen, in Wünschen, in Erhebungen des Gemüthes und der Sprache zu Gott. Schöne Tischgebete hatten die Tafel eröffnet und geschlossen! Auch Thora hatte als Freundin der Gefeierten einen Toast bekommen. Bei der Promenade nach dem romantischen Kirchhof hin drang Strauß in das halbverfallene Kirchlein ein, bestieg die Kanzel und hielt der kleinen Gemeinde von heiliger Stätte aus einen erschütternden Vortrag. Tief durchdrungen von allem Gehörten und zugleich sehr ermüdet kehrte Thora spät am Abend heim!

Am folgenden Tage, am 24. Oktober, kehrte mein Vater von Kopenhagen zurück, um schon am 6. Dezember seine zweite und letzte Pilgerfahrt nach Spanien anzutreten. So wehe ihm der Zustand that, in dem er mich fand, so freudig theilte er meine Hoffnungen und erwartete sicher ein gutes, mich belohnendes Ende dieser Prüfungen. Er war wieder gar so lieb und gut und so theilnehmend bei und in Allem. So erinnere ich mich noch, daß er mir bei der Einrichtung einer großen Handarbeit, die ich zu unternehmen wagte, behülflich war und eifrigst dafür sorgte, daß sie weder für Kopf noch Augen angreifend werde.

In der Freude an den Kindern, zumal an Thoras schöner Entwickelung, begegnete ich mich auch mit meinem Vater. Sie hatte sich an Körper und Geist in diesen letzten Monaten herrlich entfaltet. Mehr als ein Frühling blühte auf ihrem lieblichen Angesichte, tausend Lichter der Freude spielten um das holde Antlitz, welches durch das freundlichste, glücklichste Lächeln verklärt ward, und dennoch wich selten der sinnige Ausdruck, der sie von Kindheit an ausgezeichnet hatte.

Jetzt komme ich in meinem Bericht zu einem großen Ereigniß in dem Familienleben des Königshauses, zu der Verlobung des Kronprinzen, die auch für das Volk wichtig war; denn dieses nimmt stets innigen Antheil an Allem, was die Familie des Herrschers betrifft.

Nach Jahren vergeblicher Wünsche hatte endlich das Vaterherz des Königs eine Heirath zugegeben, die ihn der Religionsverschiedenheit wegen durchaus nicht erfreuen konnte. Bei den Herbstmanövern war zu allgemeiner Ueberraschung die Verlobung verkündet worden. Das Entzücken des geliebten Königlichen Sohnes, der freudige und fast allgemeine Jubel, den dieser Entschluß des Monarchen erregte, mußten ihm sehr wohl thun! Jener Jubel wurde sehr wenig gestört dadurch, daß die künftige Landesmutter dem Katholizismus angehörte. Einige hofften, daß die Prinzeß dereinst, wenn man ihr nur Ruhe und Zeit ließe, zum protestantischen Glaubensbekenntniß übertreten werde, und wieder Andere meinten, es könne für eine Königin von Preußen, dessen Grenzen so viel katholische Provinzen umfassen, um so weniger bedenklich sein, da diese Provinzen darin eine Bürgschaft für die freie, ungehinderte Ausübung der Vorschriften und Vorrechte ihrer Kirche finden würden.

Und so sah man denn der schon so lange und heiß geliebten Braut des Kronprinzen mit ungetheilter Freude und liebender Ungeduld entgegen. Wenn aber Empfangsfeierlichkeiten aller Art ihren Einzug am 28. November verherrlichten, so war dieser leider auch durch einige Unglücksfälle auf eine höchst tragische Weise bezeichnet! Es wurden mehrere Menschen im Gedränge erdrückt, mehrere wurden von der Brücke aus in die Spree gedrängt.

Von der am 29. stattgefundenen Vermählung kann ich nur sagen, daß der hohen Braut zurückgehaltene Bewegung ihrem lieben Angesicht einen für die theilnehmenden Zuschauer schmerzlichen Eindruck von Seelenleiden machte, der vielleicht noch durch den Druck, den der arme, zarte Körper unter dem Gewicht der Krone und unter der Last einer schwer von Gold und Silber starrenden Robe empfand, erhöht ward. Ihr in Berlin nach einem schlechten Maße angefertigtes Hochzeitskleid soll ihr nicht einmal gepaßt haben und nur mit Gewalt zusammenzuzwängen gewesen sein.

Ich sammelte von meinem einsamen Lager aus Einzelheiten und verschiedene Urtheile über unsere Kronprinzeß; sie stimmten alle überein in dem Lobe ihrer holdseligen Physiognomie, die ihre Schönheit noch hob, und des echt weiblichen Liebreizes, der ihre etwas zu zarte Gestalt umfloß. Man hatte sie mir schon längst ganz genau beschrieben; aber immer fragte ich wieder: „Nicht wahr, ihr Auge ist so blau wie

eine Kornblume, oder wie eine Winde?" und fügte dann wohl hinzu: „Ich hoffe, es gleicht letzterer Blume; denn diese hat die schönere Farbe." Da ward mir denn die begeisterte Antwort: „Das Auge unserer Königlichen Elise strahlt in eigenem Blau; es strahlt wie eine Sonne, wie ein ganzer Himmel! Ihr Blick ist so voll Huld und Güte, daß es uns dünkt, wen sie angesehen, der müsse froh werden und dieses Blickes nimmer vergessen; ja es ist, als müsse sie Segen verbreiten schon durch ihr edles, schönes Sein, als müsse ihre Nähe, ihr Erscheinen schon erquicken, und man müsse es fühlen, daß einem Heil wiederfahren sei. Schwerlich würde jemals ihre hohe Stellung selbst den Aermsten zurückschrecken; das Prädikat »vornehm« sei aber auf sie ebenso wenig anzuwenden wie etwa auf einen Engel."

Auch als ein Muster von Einfachheit ging diese erste Frau im Staate allen Anderen voran.

1824.

Im Beginn dieses Winters ließen meine Tyrannen, die Aerzte, für eine Zeit lang etwas in ihrer Strenge nach. Ich durfte einige Stunden des Tages auf einem bequemen Lehnstuhl sitzen, und es ward mir vor Allem erlaubt, zuweilen einige Freunde zu empfangen. Während dann der jüngere Theil der Gesellschaft drüben im gelben Salon blieb, führten meine Mutter und mein Mann mir die Clausewitz oder Gneisenau, auch einmal Pinette Roeder, Karls Schwester, Mme. Theremin und ihren Mann und noch Einige mehr zu. Weil ich jetzt nur ausnahmsweise einen kleinen Cirkel bei mir sah, haben sich mir die Unterredungen, die geführt wurden, während ich in meiner Angegriffenheit ihnen nur horchte, doppelt lebhaft eingeprägt. Bei einer Diskussion zwischen der Clausewitz und meinem Mann über die Griechen und Türken ward mir beinahe bange, so auch bei einer anderen, wo meine

gute Marie es durchaus von meinem Manne und von uns begehrte, daß wir uns darüber mit ihr freuen sollten, daß die Welt fortschreite und klüger und besser werde. Diese schwärmerische Hoffnung hatte die Gute noch mit aus dem vorigen Jahrhundert in dieses herüber gebracht; damals war diese Stimmung allgemein.

Es war gerade am Sterbetage unseres seligen Alfred, am 2. April 1824, am Sonntag Jubilate, als mir nach langen Leiden wieder ein Knäblein geschenkt ward, und ich würde hier gar Manches über den freudigen Empfang zu sagen haben, mit dem dieses ersehnte Kind begrüßt wurde, wenn es mir nicht gar zu schmerzlich wäre, dabei zu verweilen. Auch den Tauftag, den 28., an dem unser Sohn den Namen Leopold erhielt, will ich nur erwähnen. Am 17. Mai kam Jochen aus Wien an. Da ich ihn nicht mit der übrigen Familie zugleich unten am Reisewagen begrüßen konnte, weil ich noch gar schwach und angegriffen war, so eilte er, der gleichfalls hinfällig und krank war, zu mir herauf; er konnte aber die Treppe nicht wieder hinabsteigen, so daß guter Rath theuer ward! Wir wußten uns nicht anders zu helfen, als indem wir ihm den von oben beleuchteten Saal zum Krankenzimmer einrichteten, und er versicherte nachher immer, es könne gar kein besseres geben. Doch brachte es ihm gerade nicht viel Glück; denn zu seinem Podagra gesellte sich ein kaltes Fieber, welches recht heftig und hartnäckig war. Dennoch ließ er es sich nicht nehmen, seine Sophie am 17. Juni in die große, kalte Marienkirche zu begleiten, wo sie von Lisco eingesegnet ward, und mit ihr meine Thora! Nicht zu beschreiben ist der Eindruck dieser Feier; denn in den Räumen der sichtbaren Kirche fühlte man sich in das Heiligthum der unsichtbaren hineinversetzt; man fühlte das Wehen des Geistes Gottes und sah es mit den Augen des Erkennens so recht lebendig, so recht gewiß, wie der Segen des Herrn sich auf diese jungen Christinnen herabsenkte!

Oft schon hatte ich die Wonne empfunden, die eine Mutter überströmt, wenn sie ein Kind zum Leben geboren hat; kürzlich noch war mir diese Wonne in reichem Maße geworden; doch dieses Gefühl der Seligkeit, wenn das Kind uns zum zweiten Mal, und dieses Mal als einstige Mitbürgerin des Himmels, als in den großen Bund der Christenheit aufgenommen, wiedergeschenkt wird, war mir neu, und der arme sehr geschwächte Körper erlag fast unter diesem Uebermaß von Herzens-

bewegung. Man mußte mich mehr tragend als führend aus der Kirche hinausbringen, und mein Zustand gab denn auch den Ausschlag für die Entscheidung, daß ich nothwendig ein stärkendes Bad gebrauchen müsse.

Zu den Besuchern jener Zeit zähle ich unseren kleinen Neffen Theodor Reventlow. Er stand auf einmal an der Seite seines Vetters Hermann Bernstorff mitten in unserem Theecirkel; während dieser Stintenburger Neffe aber Jahr und Tag seiner Studien halber in Berlin blieb, zog Theodor wieder von dannen, nachdem er uns eine Zeit lang ein äußerst unterhaltender und sehr lieber Hausgenosse gewesen war. Ich möchte wohl die Farben und die Töne hier zur Hand haben, um dieses kleine Original noch in seiner damaligen Jugendlichkeit zu malen; denn je länger ich damit zaudere, je greller möchten einige Züge hervortreten, und es wäre schade darum. Gerade jetzt war er so eigenthümlich liebenswürdig. Bei seinem scharfen, durchdringenden Verstand besaß er eine wahre Gutmüthigkeit und Herzensfreundlichkeit, und die prahlende Rechthaberei seines Wesens war nur eine Maske für die größte Nachgiebigkeit. Er war der bequemste Hausgenosse, fügte sich in Alles, schickte sich in die Eigenthümlichkeiten des Hauses und jedes Charakters; er hielt oft Vorträge, diskutirte ohne Ende und entbrannte oft in seinem glühenden Eifer für das, was er als recht und gut erkannte, doch ohne je zu streiten oder wirklich bitter zu werden.

Seine großen blauen Augen sprachen bei den Familienereignissen, deren Zeuge er ward, die lebhafteste Theilnahme aus. Die Einsegnung war das bedeutendste von ihnen; aber auch die bald nachher fallende Entscheidung, daß Vater und Mutter die kleine Herde verlassen und in ferne Bäder ziehen sollten, veranlaßten eine so große und schmerzliche Bewegung unter unserem Dache, daß Luisens Sohn ihr nicht fremd bleiben konnte!

Pyrmont wurde mir zur Stärkung verordnet; da Stosch meinte, es werde auch Sophien wohl thun, entschloß ich mich, sie mitzunehmen. Mein Mann sollte die Schlammbäder in Eilsen gebrauchen, und das traf sich ganz herrlich; denn er konnte mich so bis Pyrmont begleiten und, nachdem ich mich dort eingerichtet hatte, nach Eilsen gehen, wo er mir doch leicht erreichbar war, wenn auch sechs Meilen zwischen uns lagen. Am 2. des Sommermonats früh morgens riß ich mich los von Mutter und Kindern; nochmals lehnte ich mich aus dem Wagen=

fenster, doch die Pferde zogen an, und schnell rollten die Wagen hinweg, die uns von den uns nachweinenden und nachwinkenden Lieben trennten. Der vordere Wagen vereinte meinen Mann und mich; in dem zweiten saß Sophie mit der Kammerjungfer. Als die Thränen getrocknet und die Gewalt des ersten Trennungsschmerzes gelindert war, da ergriff mich mächtig die Freude über diese Reise an seiner Seite. Ihn frei von Geschäften zu sehen, ungestört mich der traulichen Unterhaltung mit ihm hingeben zu können, die gerade in dem engen Raume eines Wagens, von dem man sich so schützend umschlossen sieht, recht frei und innig dahinströmt, das war mir eine Wonne, die ich um so lebhafter genoß, da ich ihn mit jeder Stunde, die ihn dem Geschäftskreise weiter entrückte, heiterer werden sah. Führte unser Weg uns gleich nicht durch schöne Gegenden, so war ihm dennoch das Reisen an und für sich sehr erfreulich. So oft das Posthorn erklang, berührte der Ton die Saiten seines Herzens mit magischer Gewalt; die grünen Felder zu beiden Seiten der Straße, der sommerlich klare Himmel, die Regsamkeit der Natur, unser schnelles Dahinrollen, Alles dies erfreute ihn, und man wird mir's glauben, daß er nicht weniger Sinn als ich für unser ungestörtes Beisammensein hatte. Unser erstes Nachtquartier war in Brandenburg bestellt; Karl Roeder traf auf einer Inspektionsreise dort mit uns zusammen. Im gemüthlichen Verein am Abend und noch des anderen Morgens störte uns keine Ahnung von dem, was sich auf dem nicht sehr weit entfernten Gute Brunn vorbereitete. Dahin hatte Jochen seine Henriette am 26. v. Mts. gebracht, weil sie die Zeit der Abwesenheit ihres Mannes auf dem Lande zu verleben wünschte. Karls Freund, der Freiherr v. Romberg, lebte dort, und seine vortreffliche Frau, Amélie, geborene Gräfin v. Dönhoff, hatte Henriette aufs Dringendste eingeladen und bewies ihr mehr als die herzlichste Gastfreundschaft, da Henriette ganz unerwartet und viele Wochen früher, als sie gerechnet hatte, niederkam und der Freundin die Unruhe und Noth eines Wochenbettes in das Haus brachte. Karl ward ein Eilbote zugesandt; er kam aber dennoch erst beinahe zweimal 24 Stunden nach der Geburt der Kleinen an, die nach mir Elise genannt wurde.

Unser zweites Nachtlager nahmen wir in Magdeburg, das dritte in Braunschweig, wo wir uns das vortreffliche Abendessen im Hôtel d'Angleterre sehr gut schmecken ließen. Es belustigte mich, daß mein

Mann es zu schätzen wußte, als sei er ein Feinschmecker von Beruf. Mit ganz eigenem Interesse horchte ich auch zu, als er mit dem lebendigsten Eifer bei Herrn Gille den „Kongreßwagen" bestellte, dessen ich im Februar des vorigen Jahres gedacht habe. Diese Verabredungen hatten uns etwas aufgehalten; dennoch kamen wir dermaßen früh in Hildesheim an, daß es uns fast unerlaubt bedünken wollte, dort von 2 Uhr an der Ruhe zu pflegen, so groß auch meines Mannes Vorliebe für ein gutes Wirthshaus war. Er behauptete, man könne sich nie wohler und behaglicher im eigenen Hause fühlen als in einem wohlgeordneten Gasthause. So beschlossen wir, noch in derselben Stunde aufzubrechen, um unsere Verwandten in der Gegend zu besuchen, waren indeß sehr unentschieden, ob wir unseren Weg nach Södern hin oder nach Equord nehmen wollten, wo unsere Nichte Adelgunde Bernstorff als Frau Generalin v. Hammerstein hauste. Wir entschieden uns für den Vetter Andreas Stolberg*) auf Södern. Dort glaubten wir schon in ein leeres Nest zu fallen, als wir, vor dem Hofe haltend, unseren Jäger vergeblich an alle Thüren klopfen sahen; das Haus schien verödet, als ob darin kein Auge wachte und kein Ohr lauschte. Endlich öffnete sich oben im Hause eine Luke; es begann sich unter dem Dache zu regen, und eine zahlreiche Dienerschaft erschien. Andreas kam uns mit sehr erfreutem Gesichte entgegen; er bot mir den Arm, um mich die Perrontreppe hinaufzuführen. Als ich nur langsam und mit sichtlicher Anstrengung ihm folgte, fragte er, ob ich denn auch Podagra habe.

Das sehr komfortable Wohnzimmer war leer, worüber wir erstaunten. Endlich wurden die Salons geöffnet; erwartungsvoll blicken wir dem Kommenden entgegen, und herein treten zwei Damen, von denen uns der Hausherr durch sein Verstummen zu rathen giebt, welche wohl seine Frau und also auch die Hausfrau sei. Die Anmuth der Jüngeren offenbarte uns indeß bald, daß sie unsere Cousine, die seit einem Jahre verheirathete Ann v. Hompesch sein müsse. Hatten wir Ankommenden einen Augenblick von Unschlüssigkeit gehabt, welches die Hausfrau sei, so war Ann selbst noch weniger orientirt und schwebte

*) Andreas Graf zu Stolberg-Stolberg, geboren 1786, Sohn des Grafen Friedrich Leopold, vermählt: 1. 1817 mit Gräfin Philippine v. Brabeck, Erbin von Solda, gestorben 1824, 2. 1823 mit Anna Gräfin v. Hompesch, gestorben 1833, 3. 1836 mit Marie Julie Gräfin v. Gallenberg.

in gänzlicher Unwissenheit über uns; das bewiesen die Querfragen, welche sie freilich mit großer Bescheidenheit und nicht ohne Verlegenheit anbrachte. Erst am anderen Morgen klärte sich Alles unter Lachen und Freundschaftsbezeugungen auf.

Da wir schon in Hildesheim dinirt hatten, glaubten wir ungefähr zur Theestunde angekommen zu sein; groß war also unser Schreck, als eine Viertelstunde nach unserer Ankunft die Flügelthüren sich öffneten und der Wirth mir feierlich den Arm bot, um mich zur Mittagstafel zu führen. Diese war so reich besetzt, es fehlte so wenig, weder an den kleinen Entremets der Feinschmeckerei, noch an dem ein Diner beschließenden Dessert, Alles schien so ganz auf die Verdoppelung der gewöhnlichen Tischgenossen berechnet zu sein, daß es mir wirklich vorkam, als wenn der Herr Vetter ein „Tischchen deck' dich" besäße. Ermüdet, wie ich von der langen Sitzung an der Tafel war, deren Speisen wir meist ungenossen hatten vorübergehen lassen, erschien mir der mit seinen unzähligen Kissen gar zu sehr zur Ruhe einladende Eckdivan in der That gefährlich, und ich freute mich über die Geschwätzigkeit der älteren Dame, die, wie ich nachher erfuhr, ein Fräulein v. Zandt, gewesene Erzieherin der guten Ann, war. Andreas gab stets das Signal zum Lachen, wenn sie in ihrer naiven Munterkeit drollige, mitunter auch abgeschmackte Bemerkungen machte, und wir stimmten, da es ihr nicht zu mißfallen schien, in diese Munterkeit mit ein, zumal als sie mit Abscheu von den Heirathen zwischen nahen Verwandten sprach und des abnormen Falles, wo ein Onkel seine Nichte heimgeführt hatte, wie eines ganz skandalösen erwähnte. Am nächsten Morgen erschien sie bei dem ungewöhnlich frühen Frühstück nicht, und ihr Verfolger meinte, daß nicht die frühe Stunde, sondern die Beschämung über ihr gestriges Geschwätz sie zurückgehalten habe; denn noch ehe sie auseinandergegangen seien, habe er ihr unser Verhältniß erklärt und ihr versichert, daß ihre Aeußerung uns sehr mißfallen habe.

Andreas besuchte später meinen Mann in Eilsen und mich in Pyrmont. Doch jetzt trennen wir uns von ihm und ziehen unsere Straße weiter, dem alten Pyrmont zu, dessen ehrwürdige Lindenalleen die ganze Atmosphäre mit dem herrlichsten Duft erfüllten, und das mir überhaupt den freundlichsten Eindruck gemacht haben würde, wenn die Witterung etwas besser, wenn die Feuchtigkeit nicht für diesen allzu schattigen Ort nachtheilig gewesen wäre. Nachdem mein Mann sich

überzeugt hatte, daß wir dort eine passende Wohnung und einen guten Arzt gefunden, verließ er uns und zog dem Eilsener Schlamm zu. Beide Bäder thaten uns sehr wohl. Neu gekräftigt und sehr dankbar für die gute Wirkung vereinten wir uns wieder in Pyrmont und traten gemeinsam die Rückreise an, die uns zunächst wieder nach Södern führte. Diesmal wurden wir auch von der kleinen Frau sehr freundlich wie alte Bekannte empfangen und gern behalten, obwohl ein mich überfallendes Unwohlsein uns lange dort festhielt. Mein Mann entschloß sich endlich, die versprochenen Ausflüge nach Equord und Derneburg mit Sophie allein zu machen und mich der freundlichen Pflege der beiden Frauen zu überlassen. Es giebt wohl kaum einen zweiten Ort auf der Welt so geeignet, um kranke Nerven zu stillen und einen ermüdeten Körper auszuruhen, wie Södern; denn Alles, was man zur Bequemlichkeit wünschen kann, findet sich dort, und zugleich herrscht in den weiten Räumen des Schlosses eine Ruhe und Stille, die ich nur begreifen könnte, wenn das Haus öde und leer von Bewohnern wäre. Dabei ist man ganz vortrefflich, leise wie von Geisterhand bedient; man hört nie eine Thür öffnen und schließen, nie einen Befehl geben, nie eine Bestellung machen. Das Hauswesen ist im Kleinen wie im Großen so musterhaft organisirt, daß Alles wie von selbst geht.

Die freundliche Anna, das stille Heimchen, begleitete uns bis nach Hildesheim; denn jetzt erst sprach ihr liebes, warmes Herz beim Abschiede für uns. Es ließ sich nicht so leicht gewinnen, dieses treue Herz, aber einmal gefesselt, blieb es einem auch fürs Leben zugethan.

Ich eile über die Rückreise, über den Jubel bei der Ankunft in Berlin hinweg, berühre auch nur im Fluge die mir später freilich bitter gestörte Freude über Leopolds so herrlich gediehene Entwickelung, nenne nur im Vorübergehen Gerhardine und Leonore Gall, die ich schon in meinem Hause eingerichtet, sehr zufrieden mit ihren Reisen, Gerhardine sehr wohl, die Nichte aber kränklich, fand. Sie war in den fünfviertel Jahren, während deren ich sie nicht gesehen hatte, zu einer lieblichen Jungfrau herangewachsen und hinterließ mir durch ihr anmuthiges und so inniges Wesen den angenehmsten Eindruck.

Henriette trat mir mit dem Säugling im Arm genesen entgegen, und mein Glück würde grenzenlos gewesen sein, wenn der Zustand dieses Kindes mir nicht höchst bedenklich erschienen wäre. Das

arme kleine Wesen schrie fast unaufhörlich, so daß seine Umgebung zu keiner Ruhe kam.

Bei Henriette war es, wo ich Selma Gröben*) zuerst sah. Durch Alles, was ich von ihr gehört, durch meine erste merkwürdige Bekanntschaft mit Karl v. d. Gröben, durch meine Verehrung für ihren Vater Dörnberg, dessen Liebling sie immer gewesen war, war mein Verlangen, dieses ausgezeichnete Wesen kennen zu lernen, aufs Höchste gesteigert. Da komme ich eines Tages zu Henriette und erblicke ein schönes junges Weib, welches Elischen auf ihren Armen wiegt; sie neigt ihren schlanken Hals über sie herüber, sie liebkost sie und strebt sie auf eine Weise zu beruhigen, die nur erfahrenen Müttern gegeben ist. Dies und die holde Anmuth, die sie umstrahlte, und die tiefe Trauer, in die sie gehüllt war, verrathen mir Selma Gröben!

Selmas jüngste Vergangenheit war schmerzensreich gewesen; denn kaum in Berlin angekommen, hatte die Trauerbotschaft von dem Tode ihres einzigen Bruders, des liebenswürdigen Unico, sie getroffen, um dessenwillen die ganze Familie sich nach dem Süden begeben hatte. Sie beweinte den geliebten Jüngling mit heißen Thränen; aber wie war ihre Trauer doch so milde, so gottergeben und, ich möchte sagen, für sie und ihre Freunde wohlthuend.

Den lieben 29. September, Henriettens Geburtstag, würden wir sehr heiter gefeiert haben, wenn die auf den folgenden Tag festgesetzte Reise der Schönbergs die Feier nicht getrübt hätte. Unsere Familie hatte sich mit diesen lieben Verwandten sehr innig eingelebt, meine Mutter sich mit der Cousine Luise in enger Freundschaft verbunden; unsere Kinder liebten die Tochter Auguste und schäkerten gern mit der Pflegetochter, der drolligen Marie Gräfin v. Mengersen, mit der sie auch in schriftlichem Verkehr blieben, nachdem sie sie förmlich umgetauft und ihr den Namen Iduna beigelegt hatten.

Schönberg, der auf Befehl des Königs zeitweise in Berlin in schwierigen Finanzangelegenheiten thätig gewesen war, kehrte mit den Seinigen nach Merseburg zurück.

Bald nachher ward ihm die Oberpräsidentenstelle in Breslau angeboten, die er trotz mancher Bedenken annahm.

---

*) Geborene Freiin v. Dörnberg, des Grafen Karl v. d. Gröben Gattin.

Auch in diesem Herbst zog es meinen Mann in die alte Heimath zu den Seinigen; vor dieser Reise aber entschloß er sich, dem Könige sein Abschiedsgesuch zu Füßen zu legen, weil er sich in der That den Anstrengungen des Dienstes nicht mehr gewachsen fühlte. Am 3. Oktober kam ein in sehr gnädigen Ausdrücken abgefaßtes Kabinetsschreiben an, worin die Bitte um Entlassung gänzlich abgewiesen und ihm zugleich die Erlaubniß ertheilt ward, sich einen Gehülfen auszusuchen. So fühlte er sich denn von Neuem fester als jemals an des Königs Dienst geknüpft.

Die Erlaubniß des Königs kam meinem Mann sehr überraschend; doch fühlte er sogleich, daß ein tüchtiger Mann in diesem Posten ihm nützlich werden könnte; denn, so sagte er, seinem eigentlichen Geschäft, der Diplomatie, sei er noch gewachsen, nur die vielen Nebengeschäfte erdrückten ihn, welche zwar die zweite Sektion ausarbeite, die er aber doch immer durchsehen müsse; den Sitzungen, den Vorträgen erläge er u. s. w.

Als mein theurer Mann am Morgen des 4. vor mein Bett trat, um den letzten Abschied vor seiner Reise nach Holstein von mir zu nehmen, und ich ihm meinen nächtlichen Einfall mittheilte, ihm Schönberg als solchen Gehülfen im Amt nannte, da gestand er mir, daß gerade der ihm auch schon eingefallen sei.

Anstatt jetzt, wie ich es gehofft hatte, die von mir gefürchtete Herbstreise aufzugeben, um die wichtige, mir sehr dringend scheinende Angelegenheit zu betreiben, wandte mein Mann diesem Allen den Rücken und reiste ab. Unterdeß machte auch schon Schönberg seine erste Reise nach Schlesien, vertiefte sich ganz in seinen neuen, nur allzu wichtigen Wirkungskreis, und ich glaubte schon meinen still, aber leidenschaftlich gehegten Plan aufgeben zu müssen! Wie er aber dennoch verwirklicht ward, werden wir bald sehen.

Am 12. Dezember vereinte uns die ersehnte Rückkehr des Reisenden wieder. Diesmal war die Reise glücklich zu nennen; denn er war wohl, war wenigstens von seinem in der Ferne durchgemachten Podagra ganz genesen.

Er fand uns in lebhafter Aufregung über das Ereigniß, das eben jetzt veröffentlicht ward. Die Zeitungen brachten die Nachricht, der König sei vermählt. Sonderbar genug bleibt das Geheimniß, womit

der König seine Heirathspläne behandelte, und nur dadurch zu erklären, daß er sie lediglich als eine Privatangelegenheit angesehen haben wollte und durchaus nicht als etwas Oeffentliches oder für das Publikum Interessantes.

Wenn auch des Königs Wille erfüllt wurde, seine Verlobung ganz, seine Vermählung mehrere Tage verborgen blieb, so konnte es doch nicht fehlen, daß der Hof die Existenz eines Geheimnisses ahnte, sich dadurch sehr intriguirt fühlte und den Verwandten und Bekannten nach allen Richtungen hin unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte, daß etwas Großes im Werk sei. Auch dem vetterlichen Hause Bernstorff waren solche Winke zugekommen, und dadurch auch uns. Es war am Mittwoch, dem 10. November, als ich, im traulichen Verein mit den Kindern am Theetisch sitzend, durch einen Besuch des Fürsten Wittgenstein unterbrochen werde, der mich um ein Tête à Tête bittet und scherzend, gegen die Mägdelein gewendet, hinzufügt, es werde zwischen ihm und mir von nichts Geringerem als einer Heirath die Rede sein. Da kündigt er mir die vor einigen Tagen stattgehabte Vermählung des Königs mit der Gräfin Harrach an; er sagt, er habe mich davon in Kenntniß setzen wollen, ehe die Sache morgen stadtkundig werde, bittet mich aber zugleich, bis dahin mit Niemandem davon zu reden. Um 1½ Uhr, unmittelbar vor der Tafel, werde der König seine Gemahlin all denen vorstellen, die er zum Diner geladen habe.

Ich war zwar sehr bestürzt über diese Nachricht; allein da oft schon von einer ähnlichen Heirath des Königs die Rede gewesen war, so konnte ich davon nicht so sehr überrascht sein; ich konnte sie auch nicht unbedingt für ein Unglück ansehen. Daher erlaubte ich mir den Scherz, noch an demselben Abend Amerika in einem Billet zu verkünden, ich sei jetzt im Besitz des Hofgeheimnisses und würde es ihr morgen Schlag 2 Uhr offenbaren. Sie aber nahm diesen scherzhaften Wink nachher tragisch auf, ja sie verdachte es mir ernsthaft, daß ich mit solch einer Angelegenheit habe meine Kurzweil treiben, oder vielmehr solche in Verbindung mit einer Königlichen Handlung bringen können, die ihr nicht nur betrübend, sondern ein Unrecht zu sein, ja an Sünde zu streifen schien! Unterdeß aber führte mich eine frühere Verabredung gerade in der Stunde, wo das Geheimniß enthüllt worden war, über die Straße zu der im Palais des Prinzen Heinrich (früherem

Ferdinandschen Palais) wohnenden früheren Hofdame, Fräulein Emilie v. Zeuner, deren Nichte mit meiner Marie einigen gemeinschaftlichen Unterricht nehmen sollte. Wir waren Beide darüber im lebhaften Gespräch, als die Schwester Friederike Pappenheim, geb. Zeuner, athemlos hereinstürzt und vor großer Bewegung lange nicht zu Worte kommt, vielleicht auch keinen Ausdruck zu finden weiß, der dieses erstaunliche Ereigniß grausig genug wiedergeben kann! Ich blieb eine stumme Zeugin dieser theatralischen Scene, indem ich mich nicht berufen fühlte, meine Mitwissenschaft zu gestehen. Endlich stammelte meine gute Gräfin Pappenheim die abgebrochenen Worte hervor: „Le roi s'est marié; la demoiselle de Harrach, que l'on connaît à peine, est la femme du roi, il l'a nommée princesse de Liegnitz.“ Doch ihr immer schneller und lauter fließender Redestrom wird durch einen Schrei der Zeuner unterbrochen, dem eine Ohnmacht folgt. Kaum haben wir sie durch Einreibungen u. s. w. ins Leben zurückgebracht, als sie zu der Schwester gewandt ausruft: „Non, ma chère! je n'irai pas au concert ce soir, non certe, cela me serait impossible.“ Heimlich lachend verlasse ich dieses trauernde Schwesterpaar, erblicke auf den Straßen Haufen von Menschen, die sich die Kunde mitzutheilen scheinen, und sehe überall konsternirte Gesichter!!

Daß die Wahl einer Katholikin, daß die morganatische Ehe überhaupt dem Publikum nicht gefallen konnte, war wohl natürlich, und bei der sonst so leicht frondirenden und Alles bekrittelnden Art der Berliner war es wirklich noch zu bewundern, daß sich diesmal ihre Unzufriedenheit nur in einer allgemeinen und stillen Trauer äußerte, oder durch starres Staunen bemerkbar machte.

Sonderbar war es in der That, daß die Absichten des Königs so ganz unbemerkt hatten bleiben können, daß das ziemlich unmotivirte Erscheinen des alten Harrachschen Ehepaares in Berlin und der Tochter Auftreten am Hofe ohne die Eltern, unter den Flügeln der Staatsdame Gräfin Viereck, nicht darauf geführt hatte. Es war auf dem ersten Ball, den der Kronprinz gab, wo man die junge Dame zuerst sah und erfuhr, es sei die Gräfin Auguste v. Harrach, die schon mehrere Jahre hindurch auf den Bällen erschienen, dort aber ihres hübschen Aeußern ungeachtet beinahe unbemerkt geblieben war, von den näheren Bekannten indeß als ein sehr anspruchsloses und gutes Mädchen

geschätzt sei. Bei uns fand sie vielen Beifall. Die älteren Damen gewann sie durch ihr bescheidenes Wesen. Die jungen Herren nahten sich ihr mit eifrigen Huldigungen, so wenig sie sich auch dazu hergab. Sobald man erfuhr, daß der König sie zu seiner Gemahlin erkoren habe, verstummten die Huldigungen für immer und so sehr, daß es ihr stets an Tänzern fehlte, bis der König die Etiquette einführte, daß sie wie die anderen Prinzessinnen zum Tanz ansagen läßt.

Der König hatte seine Kinder in Charlottenburg alle um sich versammelt und ihnen da zu ihrer größten Ueberraschung seinen Plan angekündigt, den er indeß nicht ohne ihre Sanktion ausführen wollte. Man hat späterhin erfahren, daß diese Mittheilung zu sehr rührenden Auftritten Veranlassung gegeben, daß namentlich der Kronprinz sich als durchaus gehorsamen, als ebenso ehrfurchtsvollen, als zärtlichen Sohn gezeigt habe, daß es der Großfürstin allein nicht gelungen sei, ihren Verdruß zu bemeistern, einen Verdruß, den sie noch jahrelang die Fürstin entgelten ließ. Ihr Gemahl war damals abwesend; doch hat er sich seitdem immer nur ganz kindlich gegen den König und voll herzlicher Aufmerksamkeit für dessen Gemahlin gezeigt.

Diese lange Unterredung des Königs mit seinen Kindern bei verschlossenen Thüren, die Bewegung aller Mitglieder der Königlichen Familie nach ihr, die verweinten Augen des Kronprinzen, ja sogar die Verstimmung der Großfürstin waren den Hofleuten aufgefallen, und daher datirten jene geheimnißvollen Winke, deren ich erwähnte. Man war aber doch nicht auf die rechte Fährte gekommen, und so blieb denn die Ueberraschung vollkommen, als der König die schüchterne Fremde am Donnerstag, dem 11. November, dem versammelten Tafelpersonal als seine Gemahlin, die Fürstin von Liegnitz, vorstellte.

Der König soll an dem Tage sehr heiter gewesen sein; davon giebt die scherzhafte Weise Zeugniß, mit der er einige Hofdamen, die gerade eben ihre Köpfe zusammengesteckt hatten, anredete und Emilie Brockhausen, der schönen Hofdame der Kronprinzeß, neckend vorwarf, daß es nur an ihr gelegen hätte, jetzt an Stelle der Fürstin zu sein.

Dem größeren Hofkreise und der Stadtgesellschaft ward die neue Gräfin von Hohenzollern und Fürstin von Liegnitz gar nicht vorgestellt, und ich erinnere mich nicht einmal, wann ich sie zuerst als solche wiedergesehen habe. Man ignorirte sie überhaupt in ihrer Bescheidenheit fast

ganz, und war ihr das auch eben recht, so war es doch eigentlich nicht passend. Später habe ich sie sehr lieb gewonnen, und sie hat sich das allgemeine Wohlwollen zu erwerben gewußt. Anfangs hatte man viel gegen sie einzuwenden; dies bezog sich jedoch eigentlich nur auf ihre negativen Eigenschaften, auf Mangel an Verstand und Kenntnissen; gegen ihr Herz, ihr Gemüth und ihr Betragen konnte sich kein Vorwurf erheben. Man erwartete aber, sie werde sich in ihre schwierige Lage nicht zu finden wissen, sie werde viele Taktlosigkeiten begehen und auf alle Weise Anstoß geben. Doch nichts derart verlautete, und selbst die Auflaurer erbeuteten nichts, was sie dem harrenden Publikum hätten preisgeben können. Dies ist ein neuer Beweis dafür, daß ein einfacher und gesunder Verstand eine nützlichere Mitgift fürs Leben ist als blendender Geist, wenn er mit Prätensionen gepaart und durch Eigenliebe verdunkelt wird. Sie geht ihren schweren Weg, ohne rechts oder links zu blicken, und eben weil sie den Verwickelungen ihrer Lage eine so große Einfachheit und Ruhe entgegensetzt, gelingt es ihr hindurchzukommen, ohne Anderen Anstoß zu geben, oder sich selbst zu verletzen. Mit den Kindern des Königs allen hat sie den passendsten Ton zu finden und ihnen gegenüber eine ebenso würdige wie anspruchslose Stellung zu nehmen gewußt. Wie aber ihr Verhältniß zum Könige sich gestaltet habe, darüber blieb ich lange im Dunkeln und mit mir die ganze Welt. Die Furcht, sich durch jugendliche Zärtlichkeit für die junge Frau ein Ridicüle zu geben, verleitete den König zu einem Betragen gegen sie, dessen Kälte wirklich empörend erscheinen mußte. Er sah sie im Beisein Anderer nie an, geschweige daß er mit ihr gesprochen hätte. Er zeigte sich nie an ihrer Seite. Als sie ihm später einmal auf einer Reise in die Provinzen folgen mußte, hatte man in irgend einer kleinen Stadt den König und die Fürstin in zwei Nachbarhäuser einquartiert und zur Verbindung zwischen ihren Wohnungen eine Thür durch die Mauer gebrochen. Da ward aber der König sehr böse und schalt ohne Ende. Doch nicht allein durch solche Kälte mochte er der armen jungen Frau, die ganz auf ihn angewiesen war, oft recht wehe thun; er erschwerte ihr das Leben noch damit, daß er sie durchaus in den Privatstand hinabdrücken wollte. Dadurch trat das Unbestimmte und Unklare ihrer Lage noch greller hervor; ihre Vereinsamung ward immer größer, und es mußte sich ihr

oft das schmerzliche Gefühl der Verlassenheit aufdrängen. An der Tafel saß sie ganz unten an; wenn der Hof in die Kirche oder sonst wohin fuhr, mußte sie mit; doch ihre zwei Füchse vermochten sie nicht so schnell zur Stelle zu bringen, wie sie gesollt, und sie war ein Nachzügler überall. Wie dieses trübselige Leben sich nach und nach heiterer gestaltete, werde ich später berichten.

Nach meines Mannes Rückkehr, den 12. Dezember, säumte er nicht, sein Anliegen dem Freunde Schönberg mitzutheilen. Es bedurfte von seiner Seite nur eines Wortes. Schönberg nahm diesen Wink als einen Fingerzeig von oben auf; die hingebende Freundschaft trug den Sieg über alle Hindernisse davon, und er folgte dem Ruf sehr freudig, bis nach des Königs Genehmigung und erfolgter Bekanntmachung dem armen, lieben Manne von allen Seiten die empfindlichsten Kränkungen angethan wurden. Man beurtheilte diesen Schritt durchaus falsch und unterschob Schönberg allerlei unzutreffende Beweggründe. Es schien unmöglich, daß nur die uneigennützigste Freundschaft die alleinige Triebfeder sein könnte. Da andere gute Gründe nicht zu Tage lagen, suchte man sie in verborgenem Ehrgeiz, der ihn diesen Posten als Stufe zu einem höheren hätte erschleichen lassen. Andere meinten gar, er habe sich von dem wichtigen Oberpräsidentenposten aus Gemächlichkeit oder aus feiger Menschenfurcht losgemacht. Selbst des guten, lieben, aber hierin kurzsichtigen Kronprinzen Freundschaft für Schönberg erkaltete, und er sagte ziemlich laut, daß er sich in Schönbergs Charakter getäuscht habe. Vielleicht ward des Kronprinzen Urtheil hierin durch seine Freundschaft für Ancillon beeinflußt, dessen Eitelkeit sich durch Schönbergs Anstellung gekränkt fühlte, und der sich irrigerweise zurückgesetzt glaubte. Ancillon hatte eine hohe Meinung von sich selbst, und so hatte er sich allein für diesen neuen Posten befähigt und passend gehalten, um so mehr, da der Gedanke eigentlich in seinem Kopfe entstanden war. Der König hatte über meines Mannes Bitte um Entlassung Ancillon sein Bedauern ausgesprochen. Darauf gab dieser dem Monarchen zu verstehen, daß es ein Mittel gäbe, meinem Mann seine Geschäfte zu erleichtern, wenn ihm nämlich ein tüchtiger Mann als Departementsdirektor zur Seite gestellt würde. Diese Idee soll der König aufgegriffen haben. Mein Mann ging auf solche Sachen gar nicht ein; es

war ihm nie darum zu thun, Geheimnisse zu ergründen, und noch weniger, Ränke aufzudecken.

Sobald mein Mann mit Schönberg einig geworden war, hatte er dem König ein zweites Gesuch geschrieben. Darauf kam am 5. Januar die Antwort, wonach Schönberg ihm nun offiziell zur Seite gestellt wurde. Aber es ist kein Glück auf Erden rein, und so mußte auch unsere Freude an diesem Erfolg bitter getrübt werden durch die Art, wie der Freund alle diese falschen Urtheile und Anfeindungen aufnahm. Sie drückten ihn mehr als billig; sie fielen diesem Mann, der in seinem Wesen sonst so fest und bestimmt, hierin aber zu weich und empfindlich war, sehr schwer. Er ging gebeugt einher, bat uns, Nachsicht mit ihm zu haben, versprach baldige Genesung. Und in der That sah ich die Stimmung des Augenblicks wie eine Seelenkrankheit an; wie konnte sonst ein kraftvoller, lebensmuthiger, mit sich selbst einiger und zufriedener, heiterer Mann sich so niederbeugen lassen? Zu den schon erzählten Kränkungen kamen nun freilich auch manche Quälereien: Trennung von den schon auf ihrer Reise begriffenen Seinigen, Schwierigkeit, eine Wohnung zu finden; dann lagen ihm bis zu der Ernennung seines Nachfolgers in Schlesien noch alle schwierigen Anordnungen und Einrichtungen zu dem sich in Breslau bildenden Landtage ob, ebenso die Führung aller Geschäfte für die Provinz, die ihn noch dazu mit scheelen Augen ansah.

1825.

Das Jahr 1825 konnte in unserem Familienkreise nur mit Lob und Dank begonnen werden, und nicht die geringste unter den Segnungen Gottes war uns das herrliche Gedeihen Leopolds. Seine Entwickelung war wunderbar lieblich und kräftig zugleich, während unsere kleine Elise Roeder zart blieb und langsam gedieh.

Am 23. Januar fand eine Vorfeier meines Geburtstages bei Amerikas statt. Dort machte ich die Bekanntschaft des Hauptmanns

v. Radowitz (geboren 1797), der später unserem Kreise so nahe angehören und weit darüber hinaus eine Rolle spielen sollte. Damals war er plötzlich von dem wunderlichen, launischen Kurfürsten von Hessen aus seinem Amt als Lehrer des Kurprinzen entlassen, in preußische Dienste getreten und beim Generalstab angestellt worden.

Sein ganzes Selbst war anfangs ebenso räthselhaft, wie sein Name und seine Herkunft es uns stets geblieben sind. Blaß, ernst und starr, machte er mit seinen düsteren Blicken, bis er zu sprechen begann, einen fast unheimlichen Eindruck; dann aber förderte er mit Lebendigkeit und großem Nachdruck einen unbegreiflichen Schatz von Wissen und Gelehrsamkeit in seinem nicht wieder stockenden Redefluß zu Tage. So hatten die Meinen ihn mir beschrieben und dadurch meine Neugierde aufs Höchste gespannt. Amerika aber sprach nur mit dem lebhaftesten Interesse und fast zärtlichem Wohlwollen von ihm, der durch seinen Freund Riedesel ihr aufs Dringendste empfohlen worden war. Ihr ganzes Haus fand Freude an seinem Umgang, und der Vetter erschöpfte sich im Lobe seiner gründlichen Gelehrsamkeit. Endlich ward meine Ungeduld, dieses Original zu sehen, befriedigt und löste sich in den lebhaftesten Antheil für ihn auf. Sein Reden und Doziren langweilten mich nie; ich ward nicht müde, ihm zuzuhören. Das Räthselhafte an ihm und um ihn kümmerte mich wenig, weil ich den guten Grund seines Charakters, seine Herzensgüte und Herzensfülle zu erkennen glaubte und seine christlichen Gesinnungen und Aeußerungen mich erbauten, ob sie gleich von einem Katholiken kamen. Die Paradoxen, die er aufstellte, amüsirten mich, die sogar, welche man ihm in den Mund legte. So hieß es, er habe die Inquisition vertheidigt und sei ein verkappter Jesuit. Ich versuchte ihn zu sondiren; aber wie bestritt er, daß es überhaupt Jesuiten gäbe, die unerkannt zwischen den Leuten einhergingen! Zu seinen paradoxen Aussprüchen gehörte unter anderen der, daß er Gott jeden Abend dafür danke, weder einen Schauspieler noch eine Schauspielerin gesehen zu haben oder ihnen begegnet zu sein. Den Besuch eines Schauspiels hielt er vollends für Sünde.

Auch behauptete er, der Begriff von Schönheit sei relativ; einen Freund oder eine Freundin könne man nicht anders als schön finden. Er setzte auseinander, bewies aus der heiligen Schrift, daß nur der Unglaube Gespenster leugnen könne. Ich besitze noch einen Aufsatz, den

er seiner späteren Frau für mich diktirt hat, worin der Glaube an Gespenster als ein Gebot der heiligen Schrift dargelegt wird. Sein politisches Glaubensbekenntniß war dermaßen ultra, daß ich mich oft geneigt fühlte, es auch für ein Paradoxon anzusehen, und mich immer wieder in einen Streit darüber mit ihm einließ, so daß ich zu meines Mannes größter Freude in unserem engen Cirkel bald für eine Erzliberale galt. Freilich war ihm auch Sophie nicht orthodox-ultra genug, und das will viel sagen! Wer übrigens die ersten Jahrgänge des Berliner Wochenblattes las, hörte ihn reden.

Mein lieber Mann, der das Verdienst und die Naturgabe immer anerkannte und sie zu schätzen wußte, wo er sie auch fand, theilte mein Wohlgefallen an Radowitz und hatte gern Nachsicht mit seinen kleinen Schwächen. Aber meine losen Töchter verfolgten ihn; er langweilte sie, weil ihnen die Geduld für seine Auseinandersetzungen fehlte und weil sie ihn nicht verstanden. Sie glaubten auch, daß er mir nicht genug Ehrerbietung beweise; auch darin irrten sie, denn er war mir wirklich sehr ergeben. Genug, er war ihnen ein Dorn im Auge, und wenn er vor ihrem und dem Geschwätz Anderer verstummte und dann in den ihm eigenen starren Ernst verfiel, dann pflegten sie sein Wesen flüsternd zu parodiren, indem sie mit gewaltigen Mienen hersagten: „He moved not, he spoke not, he looked not around — but earnestly gazed on“ — —

Er sah sehr gut aus und war schön zu nennen; Stirn, Nase und Mund waren regelmäßig; er hatte schönes Haar, eine hohe Gestalt und blitzende Augen, freilich neben dem Allen doch etwas Mönchisches. Er war ungeschickt im Reiten, überhaupt mehr ein Stubengelehrter als ein gewandter Militär. Dennoch hatte er sich schon in seiner frühesten Jugend, als halber Knabe noch, in den für die Deutschen so glorreichen Kampagnen sehr ausgezeichnet; aber er hatte 1812 unter Napoleon gefochten, und das war es, was Clausewitzens ihm nimmer zu verzeihen vermochten. Auch Gneisenau, der sonst so herzensfreundliche und milde, hatte einen Trik gegen ihn. Schönberg ward bald eifersüchtig auf ihn als auf unseren Hausfreund, und so erlebte ich die unangenehmsten Störungen in seinem Umgang.

Gewarnt durch alle diese Erfahrungen, aber doch nicht hinreichend gewitzigt, machte ich mir eine Freude daraus, am Schluß des Jahres

1827 das erste Zusammentreffen von Bunsen und Radowitz in unserem Hause zu veranstalten! Da mußte ich es aber erleben, daß sie sogleich in einen politischen Streit verfielen, der sehr ernsthaft ward und nicht so scherzhaft blieb wie meine Dispute mit Radowitz. Sie gingen verstimmt auseinander, und ich nahm mir vor, künftig vorsichtiger zu sein.

Wenig Männer, am wenigsten die jungen, hatten überhaupt Geduld, Radowitz zuzuhören; denn zu Worte ließ er sie nur selten kommen. Es war sein größter Fehler, daß er darauf auszugehen schien, seine Gelehrsamkeit an den Tag zu legen, und daß er die Prätension nur übel zu verbergen wußte, man müsse über Meinungen sowohl als über Thatsachen seinem Ausspruch immer beipflichten. Die Frauen nicht nur, sondern auch diejenigen Männer, die ihn zu würdigen wußten, hatten an ihm eine gewisse Eitelkeit großgezogen, und er hatte dabei auch selbst ansehnlich mitgeholfen; zugleich war er aber im tiefsten Herzen vor Gott demüthig und anspruchslos geblieben, wie ein guter Christ es sein muß. Wenn er sprach, durften junge Leute und solche, die ihm nicht imponirten, nur Zuhörer sein, und er sprach immer. Wenn er sagte: „Ich habe mit dem und dem ein Gespräch gehabt", so konnte man ziemlich sicher sein, daß er dem und dem nur einen Monolog vorgetragen hatte. Schade, daß er seine Geistesfülle durch eingeflochtene Maximen und seine Munterkeit durch Sentenzen oft verdarb. Er ordnete jeden Unterhaltungstext methodisch und endigte nur zu gern mit einem oder dem anderen philosophischen Thema. Daß er aber, wo es nur einigermaßen passend erschien, das Gespräch vorzugsweise auf religiöse Gegenstände brachte, das nahm ich ihm nicht übel, weil ich ihm eben dann mit wahrer Erbauung zuhörte. Natürlich kamen niemals Kontroverse aufs Tapet. Ich vergaß ihm gegenüber sehr leicht die Verschiedenheit unserer Kirche und fühlte nur, daß wir Beide Glieder der unsichtbaren Kirche, Reben des einen Weinstockes, daß wir Christen seien.

Dieses Original, in welchem man auch nach meiner Schilderung den ausgezeichneten Mann nicht verkennen wird, war, als ich ihn kennen lernte, noch durch mehrere Jahre von seinem dreißigsten getrennt. Unter dem soeben geschilderten steifen, absprechenden, kalten Aeußern verbarg er nicht nur das regste und weichste Gefühl, sondern es lauerte auch darunter ein entschlossener, brennender Ehrgeiz, kein gemeiner

freilich; denn es schienen sich alle seine Wünsche auf ein fernes gewaltiges, sehr hohes Ziel zu richten. Ob er es erreichen wird? ich weiß es nicht.

Er blieb nicht lange nur Mitglied des Generalstabes, sondern ward nebenher zum Lehrer des Prinzen Albrecht ernannt; dann kam er als Chef des Generalstabes zur Artillerie in die Nähe und Gunst des Prinzen August. Der Kronprinz zeichnete ihn auf alle Weise aus, und es war merkwürdig, mit anzuhören, wie frei Radowitz vor seiner Königlichen Hoheit seine Meinung vertrat, den Prinzen wohl manchmal erzürnte, dann aber immer wieder von ihm aufgesucht ward. Im Radziwillschen Hause galt er ebenfalls sehr viel, und er hatte sich außerdem noch einen Kreis von Freunden zu bilden gewußt, dessen Mittelpunkt er war. Es waren die drei Brüder Gerlach, Herr v. Kanitz, Graf Voß, Alle mehr oder weniger Riesen an Geisteskraft und Willensstärke, Alle ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und ihm vollkommen gewachsen, Alle ebenso mächtig und eigensinnig im Wortgefecht. Sie wichen nie seinen Meinungen, setzten seinen Paradoxen noch stärkere entgegen, so daß es eine Lust war, ihnen zuzuhören — wenn man gute Nerven hatte; denn sie redeten Alle mit Stentorstimme. Sonderbarerweise war Radowitz der einzige Katholik in diesem eng verbundenen Kreise, der sich durch seine Orthodoxie auszeichnete und sich häufig in religiöse Streitfragen vertiefte.

Ein Ball, den Prinz Friedrich am 27. Januar dieses Jahres gab, störte unsere Familienfeier und ist mir auf mehrfache Weise schmerzlich in der Erinnerung; denn blau gefroren, zitternd noch vor Kälte, fanden Amerika und ich unsere Mägdelein wieder, als wir aus den gut geheizten Zimmern, wo die vornehmeren und älteren Damen soupirt hatten, in den Tanzsaal zurückkehrten.

Da stand die arme, vernachlässigte Herde der jungen Damen, sah zum Erbarmen aus und erwartete in einer Art von Verzweiflung den ersten Violinstrich, um zu tanzen und in rascher Bewegung für die erstarrten Glieder neue Lebenswärme zu gewinnen. Die folgenden Tänze konnte man rasend nennen; doch auch diese forcirte Bewegung wandte den Schaden nicht ab. Viele dieser jungen Wesen erkrankten, zwei von ihnen zum Tode. Des sächsischen Gesandten älteste, liebenswürdige Tochter Marie war das eine dieser beiden Opfer, wenn auch ihr Tod erst Monate später erfolgte; eine junge Frau v. Hobe dagegen,

einzige Tochter des Generals Knobelsdorff, starb bald nachher an der galoppirenden Schwindsucht. Ein junger westfälischer Edelmann, Herr v. Nagel, büßte die Kälte der Speisesäle mit monatelangen, lähmenden Gliederschmerzen, und wir fanden ihn im folgenden Sommer noch recht kümmerlich in Ems wieder. Sophie kam mit einem Katarrh ziemlich glücklich davon; bei der armen Marianne dagegen zeigte sich ein Rückfall ihres Brustübels.

In diesen Tagen war es auf einer Festlichkeit beim Minister Schuckmann, wo Prinz Wilhelm mir zuflüsterte, sein Vater habe ihm erlaubt, die Großfürstin bis Posen zu begleiten und Radziwills zu besuchen. In dieser Erlaubniß liege gewissermaßen die allerdings unausgesprochene Einwilligung des Königs in seine Heirath mit Elisa. Seine Majestät habe auch seinen jubelnden Dank für diese Erlaubniß mit Wohlwollen aufgenommen. In der Aufwallung sprach ich meine Freude darüber gleich brieflich an Elisa aus. Dieser Brief traf sie noch ganz glücklich und berührte Saiten ihres Herzens, die lange verstummt schienen, die aber nach dem Erscheinen des Prinzen, der sie als Bräutigam begrüßte, neu erklangen. Einige Tage verflossen dem jungen Paare und den schwer getäuschten Eltern in dieser glücklichen Illusion, die auch leider dem Hofstaat mitgetheilt und daher publik ward. Plötzlich erscholl die Schreckenskunde zu uns herüber, der Prinz sei in Posen die Treppe hinabgestürzt und mit dem Kopfe so gewaltig gegen einen niedrigen Thürbogen angeprallt, daß er bewußtlos liegen blieb. Man wollte ihn in Posen zurückhalten; aber er hatte dem Könige das Versprechen gegeben, nur drei Tage dort zu bleiben, und drang auf die Rückreise nach Berlin, die er nur mit Lebensgefahr zurücklegte, um dann sechs Wochen besinnungslos danieder zu liegen. Diese sechs Wochen sollten verhängnißvoll für sein Schicksal werden; der König wurde aufs Neue von Allen, die gegen die Heirath waren, bestürmt. Er war sehr ungehalten über das voreilige Bekanntwerden der Verlobung und legte nun endgültig sein Veto ein.

Auf den nächsten Ball, am 2. Februar, durften meine Töchter mich noch nicht begleiten; ich durfte ihn aber nicht versäumen, weil er nicht nur der Herzogin von Cumberland zu Ehren von ihrem Bruder, dem Herzog Karl, in Monbijou gegeben wurde, sondern weil er zugleich die letzte Gelegenheit darbot, unsere liebe Großfürstin zu sehen.

Bald trennte eine sehr unerwartete Familientrauer uns von dem munteren Karnevalsgetriebe. Die gute Alette Bernstorff, Erichs Frau, geb. Aretander, starb am 10. Februar und hinterließ fünf Söhne.

Ein anderer Todesfall bewegte uns auch sehr: es war die Gräfin Dönhoff, deren Bild ich im August 1817 entworfen habe. Mit ihrem Tode schloß sich für uns ein Haus, wo wir stets den liebevollsten Empfang und immer interessante Unterhaltung gefunden hatten. Doch wer hätte an sich denken können, wenn man die weinenden Töchter sah, fünf hohe edle Gestalten, in eine Trauer gehüllt, wie man sie jetzt so tief nicht mehr sieht; Alle blaß und erschöpft durch die Pflege, Alle trostlos in dem Gefühle der Oede, die dieses Dahinscheiden zurückließ. Die früh verwittwete Sophie Schwerin, die älteste der fünf Schwestern, ist seitdem in der Uebung des Pflegens geblieben; denn Cécile, die dritte, hat den letzten Rest ihrer Gesundheit an dem Kranken- und Sterbebette ihrer Mutter eingebüßt und ist seitdem immer krank und mehrentheils bettlägerig.

Der 7. März, Amerikas Geburtstag, war wieder da; aber mit ihm kehrten die kindlichen Zeiten und Feste nicht wieder zurück. Von nun an wurde es unseren heranwachsenden Töchtern (mit ganz einzelnen Ausnahmen) nicht mehr erlaubt, aktiv bei Vorstellungen in geselligen Kreisen mitzuwirken, damit sie nie zu den theatralischen Vorstellungen, welche der König zu seinen Privatbelustigungen in seinem Palais von Damen und Herren aus der Gesellschaft geben ließ, in Anspruch genommen würden. Auch ohne diese Bedenken würde uns doch bei jeder Feier derart Klara zu schmerzlich gefehlt haben; denn sie war durch ihre Kränklichkeit ganz verhindert, an solchen Dingen theilzunehmen. Deshalb beschränkten wir uns diesmal auf eine ganz kleine Familienfeier am Morgen, indem wir dem Geburtstagskinde unsere Wünsche in dem Gewande von Bäuerinnen aussprachen, ihr unsere Gaben mit kurzen, von Sophie und Thora gedichteten Anreden darbringend.

Auch diese Feier bezog sich hauptsächlich auf meinen Leopold, auf die kleine holde vielverheißende Gottesgabe, die den Mittelpunkt unseres Hauses bildete, dessen Polarstern, dessen Magnet und Freudenengel er war, und an dem alle Freunde, namentlich die Treuesten aller Treuen, die lieben Amerikas, so inniges Wohlgefallen hatten. Er nahm sich zu lieblich aus in einer Kiepe auf meinem Rücken, inmitten der schönsten

Blumen verborgen, aus deren Fülle nur sein schönes Lockenhaupt in aller Lieblichkeit, in kindlicher Schönheit und Schelmerei hervorragte und seine Augen wie Vergißmeinnicht hervorleuchteten. Ganz behaglich befand er sich auf meinen Schultern; doch noch fröhlicher jubelte er, als er freigelassen ward.

Den Mittag brachten wir zusammen bei uns zu; alle Freunde und Verwandte von Amerika waren eingeladen, und man ließ die Gläser erklingen. Abends verfügte sich die Gesellschaft zu Amerika; ich aber mußte, von Migräne geplagt, das Haus hüten. Dieses Leiden suchte mich nur zu oft heim und blieb mein treuer Besucher bis jetzt, wo ich dies schreibe.

Am 3. April, als am Osterfesttage, begleitete mein Mann mich in den Dom, wo wir eine schöne Predigt von Theremin hörten. Er mußte aber den Aufenthalt in der kalten Kirche mit einem langen und bösen Gichtanfall büßen, der am 27. April sogar eine ganz neue und gefährliche Wendung nahm, indem die Schmerzen sich auf den Magen warfen. Die Bestürzung verbreitete sich sogleich durch das ganze Haus; Alles setzte sich in Bewegung, um den Arzt aufzusuchen. Graf Ernst Reventlow fand ihn und holte auch eilends selbst das Wildkatzenfell herbei, welches Stosch aufzulegen verordnete. Nach einigen Stunden war die Gefahr vorüber, und wir athmeten frei.

Am Vormittag desselben Tages hatte ich die Bekanntschaft der Cousine Luise Stolberg, geb. v. d. Reck (Antons Gemahlin), genannt Antonie, gemacht. Ihr Mann brachte sie und seine zahlreiche Kinderschaar zu seinem alten Schwager, dem Herrn v. Wylich*) auf Diersforth, der diese angeheiratheten Verwandten vor den Angeborenen zu seinen Erben erkoren hatte und sehr wünschte, sie zum ersten Mal bei sich zu sehen. Meine Mutter und ich fuhren ins Wirthshaus, um sie aufzusuchen, und da Luise Bernstorffs Geburtstag mit einem Dejeuner bei Amerika gefeiert ward, so fanden wir uns dort sehr bald wieder. An einem der nächsten Mittage aßen sie auch Alle bei uns. Die Kinder wurden nebeneinander aufgestellt wie die Orgelpfeifen, und die kleinen blonden Mädchen mit den dunklen Augen und Augenbrauen, den pfirsichrothen Backen nahmen sich in den weißen Spenzern mit scharlach-

*) Frhr. v. Wylich, verm. 1797 mit Anna Gräfin v. Stolberg-Wernigerode.

rothen Röcken und Bretellen sehr gut aus. Diese Kleidung war bei ihnen nach einem Muster, das ich geschenkt hatte, zu einer Art von Uniform geworden, wie bei uns.

Ich gehe jetzt zur Feier des Geburtstages meiner Mutter, am 9. Mai, über. Eine Landpartie eröffnete sie am frühen Morgen. Schon um 7 Uhr versammelte sich die Gesellschaft in der Burgstraße bei Clausewitz, weil unser Weg nach Pankow und Schönhausen da vorbeiführte. Den Königlichen Garten von Schönhausen schmücken die schönsten Bäume der hiesigen Gegend, und so war im ersten Grün der Park wunderschön; vor Allem aber entzückte mich ein Judas-Baum, der in Paris so häufig ist; seine schönen rothen Blüthen, fast wie kleine Akazienblüthen, aber viel dunkler glühend, bedeckten das herrliche, bis dahin uns unbekannt gebliebene Bäumchen.

In Schönhausen freuten wir uns des schönen Familienlebens in der freundlichen Häuslichkeit der zwei einzigen dort wohnenden Familien Brose und Fetschow. Die Söhne und Töchter beider Häuser haben sich meist verheirathet und bilden wieder eigene Niederlassungen. In der Dorfstraße, die durch diese Wohnungen gebildet ist, sie gewissermaßen beherrschend, bewohnt die Mutter Fetschow ein großes solides Haus, und ihre verheiratheten Kinder versammeln sich alle Abende in ihrem großen Familiensaal. Unsere jungen Mädchen schwärmten zwischen allen diesen Ansiedelungen umher und schlichen sich hin und wieder hinein, um Aeolsharfen, herrliche Blüthen, oder was sie sonst noch hier anzog, näher zu betrachten. Sie freuten sich des idealen Glückes dieser hier so nahe beisammen lebenden Menschen. So schwer es mir auch geworden war, meine drei Lieben, Mann, Sohn und Tochter, zurückzulassen, so gewannen mich doch bald die Fröhlichkeit des Tages, die Freudigkeit der Frühlingsnatur und die Lustigkeit der Gesellschaft. Bald schäkerte ich mit der Jugend um die Wette, aber nicht mit der Jugend allein, sondern auch mit dem älteren Theile der Gesellschaft; die Generale Gneisenau und Clausewitz, das Oberpräsidentchen (Schönberg) und Karl Roeder waren sehr munter. Die Gläser erklangen, und es wurde mit vielem Geräusch erst der Mutter, nachher auch der Wirthin, ein Lebehoch gebracht. Um 3 Uhr kam man berauscht von Frühlingsluft und Blüthenduft heim, fand aber leider den Genesenden um eine Stufe zurückgeschritten! Hier wurde aber dennoch sogleich der

Geburtstagstisch gedeckt, und es wurden englische, deutsche und französische Verse hergesagt und gesungen; denn mein Mann litt es ein- für allemal nicht, daß man sich durch sein Kranksein stören ließ. Nachmittags streckte eine übergroße Ermüdung mich aufs Ruhebett danieder, von dem ich mich mit wahrer Anstrengung erhob, um noch ein Weniges im Krankenzimmer zu weilen, ehe mich der Mutter Wunsch mit zu Schönbergs entführte, wo Prinzeß Wilhelm die Feier des Geburtstages ihrer Freundin durch ihre hohe Gegenwart verherrlichte. Sie war kaum fremder in jenem Kreise als ich; denn er bestand aus Freunden der Schönbergs, der Roeders und der Stolbergs, mit denen meine Mutter sich während meines vorjährigen langen Krankenlagers befreundet hatte. Mir wäre noch wohler in diesem Kreise geworden, wenn mich nicht der Gedanke gestört hätte, daß ich nicht dazu bestimmt sei, mit diesen Menschen öfters zusammenzukommen oder mehr mit ihnen zu theilen. Als ich mich um 8½ Uhr mit Mariechen wegschlich, hatte man eben den ersten Choral gesungen. Auguste hatte der Gefeierten im Namen ihrer abwesenden Freunde und Verwandten einen Blumenkorb übergeben, der deren Glückwünsche enthielt; die Schönberg hatten einem Jeden von ihnen die hübschesten Verschen in den Mund gelegt.

Dieser geräuschvolle Tag steht in meinem Leben ganz vereinzelt zwischen einer langen Reihe neben dem Krankenbette zugebrachter Tage und Wochen, die mir ganz still und, seitdem mein Mann weniger leidend war, recht schnell und angenehm verflossen. Ich sah meinen Mann damals in Wochen mehr als sonst in Jahren. Ich fühlte mich in seiner Nähe so ruhig und geborgen; weder die Gesellschaft noch das Hauswesen durften Ansprüche an mich machen, nicht an meine Zeit, nicht an meine Bemühungen, nicht an meine Urtheilssprüche. Freilich sah ich auch meine lieben Kinder weniger; ich wußte sie aber eben jetzt, Gott sei's gedankt, so ziemlich wohl und recht nützlich beschäftigt. Leopold war viel bei mir, weil ihm die Abwechslung auf der Straße die Zeit aufs Beste vertrieb; sein Zimmer hatte eine traurige Aussicht auf unseren kleinen Holzplatz, und die freundlichere meines Salons auf unseren hübschen Hof und schönen Garten wußte er ihrer Einförmigkeit wegen noch nicht zu schätzen. Die Muße des Krankenzimmers benutzte ich zum Arbeiten und Lesen, wozu mir meine sonstige Lebensweise wenig Zeit ließ. Ein zweites Sofa

(das erste paradirte schon zum Andenken an Leopolds Erscheinen im grünen Salon) wurde angefertigt. Mein Knabe störte mich indeß oft in dem Fleiß; das Kind war nicht nur meine, sondern des ganzen Hauses Freude und belustigte uns mit den drolligsten Mienen und allerlei Artigkeiten, die ihm ganz von selbst kamen; denn er war durchaus ungelehrig, der kleine Mann. Er zahnte jetzt; dabei war er nicht krank, blühte nur weniger rosig und gedieh weniger stämmig als vor einigen Monaten. Er entwickelte sich aber dennoch täglich mehr, kroch zu unserer Lust auf allen Vieren wie ein Pfeil, richtete sich schon auf und rief: „Mama."

Mein stilles Leben im Krankenzimmer ward in der Mitte des Monats Mai durch die Feier der Vermählung der Prinzeß Luise mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande unterbrochen, der ich mich nicht entziehen durfte. Unter den Bildern meiner Erinnerung heben sich nur zwei hervor; vor Allem das betrübte der schmerzlichen Zurücksetzung unserer armen, kleinen Fürstin Liegnitz und ihrer vielleicht noch schmerzlicheren Verlassenheit während der verschiedenen feierlichen Akte des Festes. Der Trauung wohnte sie bei, auch dem Fackeltanz; während des Soupers aber und des öffentlichen Spiels mußte sie sich zurückziehen. Aber auch während sie da war, verlor sie sich im Gedränge, und nur ihr scharlachrother Federbusch blieb ein Wegweiser für meine Augen, um sie wiederzufinden. Diesem unbehaglichen Bilde reiht sich aber ein anderes, ein recht vornehm-graziöses an, und ich sehe noch einmal im Geiste die hohe Braut, wie sie so würdevoll bei dem Fackeltanz daherschritt.

Ein Zufall führte mich am anderen Morgen zu meiner Freundin Marie Clausewitz; man hatte von da aus über die Spree die Aussicht auf den Flügel des Schlosses, in dem sich die Vermählungsgemächer befinden; wir blickten mit mehr Interesse noch als gewöhnlich auf diesen ältesten Theil der Residenz, und unsere Theilnahme ward vollends in Anspruch genommen, als wir das junge Paar häuslich niedergelassen fanden, auf einem kleinen Altan, mit einem noch kleineren Frühstückstisch zwischen sich. Es that mir wohl, die arme Prinzeß einmal frei von den gerade an solchen Tagen so schweren Fesseln der Etiquette zu sehen, und mir wurde das Herz weit in Theilnahme, wenn ich mir dachte, wie gepreßt das ihrige wohl am gestrigen Abend gewesen sei, wie es sich jetzt wohl erleichtert fühlen möchte, da sie nur den blauen

Himmel über sich und den ehrlichen Prinzen in ihrer Nähe sah, den sie von Kindheit an als Vetter geliebt, und in dem sie jetzt gewiß einen treuen und wohlmeinenden Gemahl gefunden hatte. Nachmittags wohnte ich einer dreifachen Cour bei, die mich sehr ermüdete, nämlich um 5 Uhr bei der Königin der Niederlande, in ihrem eigenen Palais, um 6 Uhr bei den Neuvermählten und endlich bei dem Könige, der das ganze Fest mit einer Polonaisen-Cour im weißen Saal beschloß, die sich trotz der Tagesbeleuchtung doch recht schön und imposant ausnahm. Freilich wurden nur in größter Eile die allernothwendigsten Ehrentänze abgethan und dann nach Weise des Königs Alles sehr schnell beendet, fast zu schnell für uns Damen, die wir doch Alle mehr oder weniger Aufwand an Zeit und Mühe für unsere Toiletten gemacht hatten.

Am Montag zeigte sich das junge Paar dem Publikum in der Oper und wurde dort mit großer Begeisterung begrüßt. Die Oper, der längst erwartete „Alcidor" von Spontini, dessen Dekorationen 29 000 Thaler gekostet hatten, fand gar keinen Beifall. Meine Mutter, die statt meiner mit meinen beiden Töchtern hineingegangen war, fand das Sujet albern, die Musik alt, aus lauter bekannten Opern zusammengetragen und die ganze Vorstellung nicht der Erwartung, nicht des Compositeurs werth, der in den vielen Jahren, welche der König ihn schon hält, nur diese Oper und früher „Nurmahal" geliefert hat. Die Dienstags-Freiredoute beehrte ich nicht mit meiner Gegenwart, getreu meinem Grundsatz, niemals Redouten zu besuchen. Mit dem Mittwochs-Ball in Charlottenburg schlossen die Vermählungsfeierlichkeiten. Bei schöner, durch heftige Gewitter abgekühlter Atmosphäre fuhr ich mit beiden Nichten um 8 Uhr hinaus, um 3 Uhr wieder herein, nachdem ihnen die Zeit schnell, mir dagegen nur langsam vergangen war. Am Dienstag hatten wir schon zwei heftige Gewitter gehabt, wovon sich das erste durch dreiviertelstündig ununterbrochen rollenden Donner, das zweite durch einen heftigen Hagel auszeichnete, der in unserem Garten alle Mistbeetfenster zertrümmerte, alle Blüthen zerschlug, alle großen Blätter zerriß, die kleinen Kirschen und Aepfel auf den Boden verstreute.

Am 27. Mai gab die Königin der Niederlande in ihrem Palais einen Ball, von dem ich nur erzählen kann, daß ich an einem kleinen, recht munteren Prinzentisch soupirte, daß aber diese Munterkeit nicht Stich hielt wegen der Länge der nächtlichen Stunden; aus Ehrerbietung

für die alte, äußerst huldreiche Königin, welche die Honneurs ihres Festes wie eine Privatfrau machte, glaubte ich bis zu Ende aushalten zu müssen. Ich mag aber meine Ermüdung wohl schlecht verborgen haben; denn noch lange Jahre nachher pflegte Prinzeß Marianne mich gern mit dem Schläfchen zu necken, welches ich dort gehalten hätte.

Der 31. ist mir auch ein merkwürdiger Tag geblieben, weil ich am Vormittag durch die betrübende Kunde erschreckt wurde, daß unser verehrter Graf Gneisenau von einem schlagartigen Zufall betroffen sei, und weil ich nachmittags den herrlichen Dörnberg zum ersten Mal nach seiner Rückkehr von Italien wiedersah. Er war nur ein Zugvogel, dem wir die herzlichsten Segenswünsche nachsandten. Aber auch jener Unfall des alten Helden ging schnell vorüber, und schon am 3. Juni, Marie Clausewitz' Geburtstag, sahen wir ihn zu Tische bei uns (diesmal zu einem nicht zahlreichen Kornblumenfest), und am 4. gab er uns bei sich eine kleine Nachfeier des Geburtstages, bei der es jedoch ungewöhnlich still und ernst zuging. Vielleicht lieh meine eigene trübe Stimmung der Umgebung etwas Düsteres. Es ward nämlich in diesen Tagen die Frage bei uns hin und her bewegt, ob dieses Jahr wieder eine Badereise nothwendig sei, und dabei kam nicht nur gar mancher betrübende Gesundheitszustand zur Sprache, sondern es fiel auch die Entscheidung für eine Reise, also für eine neue Trennung von den jüngsten Kindern.

Von den Reisen will ich diesmal nur in Kürze berichten. Am 1. Juli verließen zwei schwerbepackte Reisewagen die Nr. 76 der Wilhelmstraße, um meinen Mann, mich und die beiden ältesten Töchter nebst Dienerschaft zum Gebrauch der Kur nach Ems zu bringen. Die Reise selbst brachte uns die reinsten Freuden an der herrlichen Natur; besonders meine Thora war hoch beglückt und schwärmte zum ersten Mal für den später von ihr so heißgeliebten Rhein. Die Kur aber ward uns durch viel Unwohlsein gestört und getrübt und sehr in die Länge gezogen. Endlich aber ging es doch heimwärts. Unsere Rückkehr am 13. September war um so beglückender, als ich die Lieblinge sehr wohl und herrlich gediehen und ganz so gefunden, wie die Großmutter sie mir lieblich und herzerfreuend in ihren Briefen geschildert hatte. Leopold war prächtig, schön, groß, keck und zugleich holdselig, eine wahre Herzens- und Augenweide für mich, seine

glückliche Mama, die ich nun nicht wieder von ihm lassen zu können versicherte.

Auch der liebe Mann war nun besonders wohl und, wie es schien, gestärkt von seiner Badereise zurückgekommen, und so hofften wir um so mehr auf eine heitere, ungestörte Zeit für unsere Häuslichkeit, da ihn Schönbergs Geschäftsthätigkeit offenbar sehr entlastete. Diese konnte man erst seit ganz kurzer Zeit als völlig geordnet ansehen, nachdem die Uebergabe des schlesischen Oberpräsidentenpostens an Merckel sich über die Gebühr in die Länge gezogen hatte.

Nur zu bald legte meines Mannes Beruf ihm wieder eine seinem Herzen schwere Pflicht auf. Am 16. November spät abends erhielt er eine Stafette mit der Nachricht von dem plötzlichen Tode des Königs von Bayern, die er dessen erlauchter Tochter beibringen mußte. Zu dem Ende verfügte er sich am 17. früh nach Charlottenburg; ich begleitete ihn. Er wandte sich zuerst an die Oberhofmeisterin Gräfin Reede, welche sofort die Kronprinzeß auf sein Kommen und seine Botschaft vorbereitete.

Die Kronprinzeß war sehr freundlich, aber wie vernichtet, und der Kronprinz weinte bittere Thränen um den Schwiegervater. Wenige Tage nachher reiste die trauernde Tochter heim in das verödete Vaterhaus, in die Arme der von allen ihren Kindern heiß geliebten Mutter.

Am 20. genoß ich das Glück eines Wiedersehns mit meinem Vater und fühlte mich unendlich beruhigt, als ich bemerkte, daß er ziemlich unverändert und anscheinend ebenso wohl und heiter war wie bei seiner Abreise vor zwei Jahren.

Unsere Gartower Verwandten hatten am 22. Oktober ihre Winterquartiere bezogen. In der ersten Woche des Dezember feierten sie die Verlobung ihrer ältesten Tochter Luise mit dem Major v. Brandenstein. Er war der Bruder der schönen Ina v. Plessen, deren Gatte eine Anstellung in der Nähe von Wedendorf hatte. Dadurch wurde das Paar miteinander bekannt. Brandenstein stand im Ruf, ein edler Mann und trefflicher Militär zu sein, und auch seine persönliche Erscheinung war sehr einnehmend. Dennoch konnte Luise sich schwer entschließen, ihm ihr Jawort zu geben, als er schriftlich um sie anhielt, nachdem sie ihn nur einmal im Laufe des Sommers gesehen hatte. Aber der Eltern

entschiedene Wünsche besiegten ihre Zweifel. Am 23. November wohnte ich der Taufe der kleinen Prinzeß Marie, der jüngsten Tochter des Prinzen Wilhelm (Bruder) bei. Die Feier war würdig und schön; sie begann mit einem großartigen Gastmahl, wobei Prinz Wilhelm die Honneurs machte. Seiner hohen Gemahlin, der schönen Wöchnerin, machten wir unsere Cour erst nach der Taufhandlung. Prinzeß Elisabeth hatte die kleine Schwester hin und zurück zur Taufe getragen, die holde Kronprinzeß sie über dieselbe gehalten. Wie eine weiße Taube, wie eine reine Lilie stand sie da, ganz einfach in weißestes Weiß gekleidet (sie hatte die ihrem Herzen werthe Trauer ablegen müssen), nur geschmückt durch einen unaussprechlichen Ausdruck von Innigkeit, von Liebe, von Demuth, von Hingebung und Andacht, der uns Alle unbeschreiblich rührte. Es stieg gewiß aus der Versammlung ein reiches Opfer stiller Gebete für die Erfüllung ihrer geheimsten und heiligsten Wünsche zum Himmel empor. Nicht lange nachher ward die wohlthuende Stille unseres und namentlich meines Mannes Lebens gewaltsam gestört durch einen Orkan, der von Südost zu uns herüberbrauste; denn dieses Jahr schloß mit einer Katastrophe, deren Folgen die politische Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern drohte. Kaiser Alexander I. war in Taganrog verschieden; in der ganzen Kraft des Mannesalters und in der vollsten Thätigkeit des Monarchen war er dahingerafft!

Mein Mann erhielt am 12. Dezember abends eine Stafette aus Posen, wohin die Nachricht aus Warschau gekommen war, und er eilte am 13. früh morgens zum Könige, den dieser Tod gewaltig erschütterte und sehr tief betrübte. Er betrauerte in dem treuen Bundesgenossen seinen besten Freund!

Der Kaiser hatte seine Gemahlin, ihrer Gesundheit wegen, nach Taganrog geführt und von da aus einen Ausflug nach der Krim unternommen, von welchem er Mitte November krank nach Taganrog zurückkehrte. Der weiten Entfernung wegen, und weil der Monarch nur eine sehr geringe Begleitung mitgenommen hatte, war diese Krankheit im übrigen Europa gar nicht bekannt geworden. Der Kaiser hatte am 25. November, nach sehr bösen Tagen, seine vollkommene Besinnung wieder erlangt, beichtete und nahm das heilige Abendmahl. Die Kaiserin, seine in früheren Jahren von ihm sehr vernachlässigte, jetzt aber schon längere Zeit sehr beglückte Gemahlin, verließ sein Krankenbett in den

letzten drei Tagen keinen Augenblick und wachte treu bei ihm, bis er am 1. Dezember 1825 sanft entschlief.

Schon vor Mitte Dezember war Großfürst Nikolaus, war ganz Petersburg durch die Todesbotschaft geschlagen, gerade in dem Augenblicke, als ein Tedeum für die Besserung des angebeteten Monarchen abgehalten wurde. Die Kaiserin-Mutter Marie wohnte diesem Dankgottesdienst bei, als ihr Sohn, der Großfürst Nikolaus, todbleich hereintritt und, weil ihm der Muth dazu fehlt, der Mutter durch Worte diese Trauerkunde beizubringen, die Monstranz mit schwarzem Krepp verhängen läßt. Sie versteht das Zeichen sogleich und wird ohnmächtig aus der Kirche getragen.

Noch früher als in Petersburg hatte schon der Großfürst Konstantin in Warschau die Nachricht als authentisch annehmen müssen, die er vergebens sowohl im Herzen als öffentlich zu bezweifeln versucht hatte. Indessen wurde in Warschau immer noch nichts über die Nachfolge laut. Mit äußerster Spannung erfuhren wir von dort, der Großfürst scheine sein Erbrecht zu verschmähen; denn er lasse weder die Truppen huldigen, noch auch träte er die bedeutungsvolle Reise nach Petersburg an!! Dagegen war er sogleich in Petersburg als Kaiser ausgerufen und ihm gehuldigt worden, indem die Kaiserliche Familie zuerst den Eid der Treue ablegte. Auch in Berlin versammelte man alle russischen Unterthanen in der griechischen Gesandtschaftskapelle und ließ sie schwören.

Allein der Großfürst nahm die Krone nicht an, da er schon bei Lebzeiten Alexanders durch ein Schreiben an den Kaiser (Petersburg, den 14. Januar 1822) auf die Thronfolge Verzicht geleistet und von diesem sowie von der Kaiserin-Mutter durch Alexanders Antwort vom 2. Februar 1822 die Genehmigung seiner Verzichtleistung erhalten hatte. Ehe noch des Großfürsten Erklärung von Warschau, worin er seiner Mutter und seinem Bruder, dem Großfürsten Nikolaus, am 26. November a. St. 1825 anzeigte, daß er diesen als Kaiser anerkenne, in Petersburg ankam, hatte der Senat das Testament Alexanders geöffnet und darin die Urkunde der Verzichtleistung des Großfürsten Konstantin nebst einem Manifeste des Kaisers Alexander gefunden, worin dieser seinen zweiten Bruder, den Großfürsten Nikolaus, zu seinem Thronfolger erklärt. Dieser Fürst bestieg daher am 12. Dezember a. St. 1825

den Thron, machte jene Urkunde bekannt und erklärte zugleich, daß der Todestag Alexanders I. der Anfang seiner Regierung sei.

Am 2. Januar 1826 brachte ein Courier, der am 26. Dezember v. Js. vormittags von der russischen Residenz abgegangen war, die bestimmte, in Berlin sehr willkommene Kunde, Nikolaus habe förmlich und feierlich die Krone angenommen und werde sich noch an demselben Tage huldigen lassen, werde Heerschau über die Truppen halten und eine Gratulationscour annehmen. Wenig ahnte man bei dieser Nachricht, die mit so großem Jubel aufgenommen wurde, wie bald eine schlimmere ihr folgen, wie verhängnißvoll derselbe 26. uns noch erscheinen würde! Der König fast allein hatte sich nicht von der allgemeinen Freude hinreißen lassen, sondern mit banger Sorge dem nächsten Courier entgegengesehen, der denn auch am 3. morgens anlangte und die Freude der Stadt sehr dämpfte; denn wenn auch in Petersburg Alles beruhigt schien, so war und blieb diese blutige Thronbesteigung doch eine schmerzliche Erfahrung! Diese Katastrophe ward überdem für den Anfang größerer Unruhen genommen; daher herrschte jetzt dumpfe Stille in Berlin. Doch als keine ferneren bösen Nachrichten kamen, beruhigte man sich endlich. Schon die letzten Wochen hatte man in beständig gespanntem Hinblick nach dem Osten zugebracht, wo zwei Brüder einen edlen, ganz unerhörten Wettstreit um den Verzicht auf die Krone führten. Couriere flogen zwischen Petersburg und Warschau, zwischen Berlin und Petersburg hin und her. Von hier aus wurden die Neuigkeiten nach allen Weltgegenden Europas weiter befördert. In unseren vier Mauern war das Centrum, wo die Nachrichten ankamen, von wo sie weitergingen. Oft freilich erfuhren wir, die Bewohnerinnen dieses Foyers, sie später als die übrige Stadt.

So war denn unsere kleine Prinzeß Charlotte jetzt auch mit dem Nimbus der Majestät umgeben, sie, die man im Sommer 1817 in jenes Barbarenland ziehen sah. Freilich hatte man sie schon nach drei Jahren, am 12. Oktober 1820, mit dem Ausdruck des innigsten Glückes, an Körper und Geist aufs Herrlichste ausgebildet, zurückkehren sehen.

Was sie von ihrem Glück sagte, was sie von der Liebe erzählte, mit der sie dort aufgenommen worden sei und fortwährend behandelt würde, alles dies trug das Gepräge der Aufrichtigkeit. Ihr ganzes Wesen hatte eine Reife erhalten, die wahrlich nicht von der verschrieenen Barbarei ihres neuen Vaterlandes zeugte. Ihres Gemahls erhabene

Gestalt, sein edler Ausdruck mußten für ihn einnehmen. Wahrheit, Geradheit und Festigkeit schienen den Grundton seines ganzen Wesens anzustimmen. Der strenge Ernst seiner regelmäßig schönen Züge löste sich jederzeit in Freundlichkeit auf, wenn er in seiner Alexandra Nähe kam.

Die Umgebungen dieses Fürstenpaares wußten nicht genug das schöne Verhältniß, welches zwischen ihnen bestand, nicht genug seine Vortrefflichkeit zu rühmen.

Hier ein Brief der holden Kaiserlichen Frau aus dieser Zeit an Marie Clausewitz, die im Jahre 1810 Hofdame bei ihr geworden und es bis zu ihrer Vermählung mit Clausewitz geblieben war.

„Petersburg, Januar 1826.

Als Sie mir schrieben, liebste Marie, und mir Glück wünschten zum schweren Stand, wußten Sie noch nichts von den schrecklichen Ereignissen des 14./26. Dezember. Diese werden Ihre liebende Theilnahme nur noch vermehrt haben. Gewiß ist es eine ernste Zeit, in der wir leben; man muß früh reifen und früh lernen, wie nichtig alle menschliche Größe ist; das hat ganz bestimmt sein Gutes, und so muß man das Schwere aufnehmen, was uns die Vorsehung schickt.

Sonderbar muß es Ihnen aber vorkommen, wenn Sie an die kleine Prinzeß Charlotte von anno 1813 denken, sie sich nun als Kaiserin vorzustellen. Das größte Gut auf Erden habe ich doch, die Liebe des besten Mannes, und was er ist, hat jetzt die Welt gesehen; was wäre aber das Aeußere nur, wenn der innere Werth fehlte. Ueber die edlen Brüder auf Rußlands Thron werden Sie sich auch gefreut haben, da Ihre Seele so würdig ist, alles Große und Schöne zu empfinden und anzuerkennen.

Ihrer Mutter empfehle ich mich ganz besonders; möchte doch ihre Gesundheit so gut sein, wie ich es ihr wünsche. Um ihr Andenken bitte ich sehr. Grüßen Sie auch vielmals Ihren Mann und bleiben Sie immer die alte Marie für Ihre

Charlotte."

Wer die zärtliche Liebe des Königs für seine Kinder, namentlich für diese seine älteste Tochter kennt, wird nicht daran zweifeln, daß sein Herz während dieser Zeit der Spannung in Leid und Freude vielfach

bewegt war. Sein Mund blieb aber verschlossen; er nahm die Glückwünsche zu der Standeserhöhung seiner Tochter ziemlich trocken auf und soll sogar geantwortet haben: „Nun was ist's denn weiter viel; ihr warmes Essen hat sie ja doch auch schon vorher gehabt." Das Auge des Vaters hätte die Tochter vielleicht lieber im schirmenden Schatten des Thrones als auf denselben erhöht gesehen. Ihm mochte dieser erhabene Standpunkt wohl mehr Schwindel als Freude verursachen und ihn die Gefahr um so mehr erschrecken, als ihn der Glanz desselben nicht blendete.

Festlich und fröhlich ward der heilige Abend begangen. Leopold theilte den allgemeinen Jubel, nachdem er mir jedoch schon vorher beim Aufbauen nach seiner Art behülflich gewesen war und sich entzückt über jedes neu angezündete Lichtlein gezeigt hatte.

Als wir bei uns mit aller Muße ausgefeiert hatten, fuhren wir Alle hinüber zu Amerikas, wo zum ersten Mal auch der dritte Sohn des Hauses an dem schönen Feste theilnahm, bei welchem alle Eltern immer noch ihre schon erwachsenen Kinder wie Kinder betrachten und beschenken dürfen. Mir ward die Freude an der dortigen sehr pracht- und geschmackvollen Bescheerung durch Klaras Unwohlsein getrübt; deshalb führte ich sie auch schon mitten aus dem Lichtersaal hinaus und heim, wo ich mich dann noch an meines Leopolds süßem Schlaf erquickte.

Am ersten Festmorgen hörte ich, da Klara sich erholt hatte, eine begeisterte Predigt von Theremin an, mußte mich dann aber sogleich legen und litt einige Tage sehr an Migräne. Während dieser Zeit machte ich mir viel Sorge über meines Leopolds überhandnehmende Unart; ich hörte die Ausbrüche seines ungebändigten Eigensinns von meinem Bette aus und grübelte darüber nach, wie seine Erziehung geleitet werden könnte. Meine Zeit war zu sehr von allen Seiten in Anspruch genommen, als daß ich ihr die nothwendige Folge und Einheit hätte sichern können, ohne die sie doch nimmermehr gelingen kann. Meinem Mann fehlte es gleichfalls an Zeit und Muße, um leitend in die Erziehung einzugreifen. Meine Mutter hatte den Kleinen zwar viel bei sich, konnte seine Erziehung aber auch nicht ganz übernehmen.

So war ich von dieser Sorge mehr gequält als von meiner Migräne, als sich meine Thora an mein Bett schlich und mir gerührt

von den Loosungen, welche die lieben Gröbens für uns aufgeschlagen hatten, erzählte und mir namentlich die Leopolds citirte, Jesaias 43, 6 und 7: „Bringe meine Söhne von ferne her und meine Töchter von der Welt Ende, Alle, die mit meinem Namen genannt sind, nämlich die ich geschaffen habe zu meiner Herrlichkeit."

Zu meinem wahren Troste fand ich denn auch in diesen Tagen in einem Briefe der frommen Frau Schlatter folgende Zeilen über ihre Tochter Cleophea, die unter sehr ungünstigen Umständen aufgewachsen war und nun doch durch Gottes Gnade sich so schön entwickelt hatte, daß sie seitdem wieder anderen Kindern mit ihrem Beispiel vorleuchtet: „Ja, wohl wollen wir vereint den Herrn loben, der so hoch im Himmel sitzt und doch alle Gänge Seiner Kinder auf Erden mit ausgesuchter Treue leitet! Wenn ich zurückdachte an den kleinen Sprößling Cleophea, der unter meiner beladenen Hand so etwas wild emporwuchs, wie ihn der himmlische Gärtner zu veredeln und den heiligen Weinstock einzupflanzen wußte, bewegte sich mein Herz, und mein Auge füllte sich mit Thränen des Dankes. Ich möchte jeder betenden, bekümmerten Mutter zurufen: Uebergieb Dein schwer zu erziehendes Kind nur unbedingt Seinem Heiland, Er macht es herrlich!"

Die Scheidestunde des Jahres 1825 fand uns bei Amerikas versammelt, wo die Gespräche unter Begleitung ernster Musik immer ernster und wehmüthiger wurden, je näher die Mitternacht heranrückte. Jedes von uns gedachte wohl der vergangenen oder kommenden Schmerzen, und den Wirthen mochte der Abschied von der Lieblingstochter mit einem Vorgefühl des bangsten Wehes vor die Seele treten.

1826.

Das Jahr 1826 war in seinem Beginn für unser Haus so freundlich einfach und behaglich wie in seinem späteren Fortgang. Am frühen Morgen wechselten wir untereinander Glückwünsche, dann kamen die Hausgenossen mit ihrem Profit Neujahr; den Freunden aber, welche uns aufsuchten, boten wir in herzlicher Liebe und im innigen Verstehen die Hände.

Zur Tafel hatte mein Mann die Räthe seines Ministeriums einladen müssen; aber selbst dieses formelle Gastmahl ward zu einer gemüthlichen Feier durch die sich von allen Seiten innig aussprechende Liebe für den Chef, deren Aeußerungen so sehr das Gepräge der Wahrheit trugen, daß sie, wenn sie mich auch keineswegs überraschen konnten, mir wahrhaft wohlthaten. Dieser theure Chef brachte denn auch recht feierlich, und von einer hübschen kleinen Rede begleitet, die Gesundheit des Monarchen aus; dann schickte er diesem Toast einen auf seine guten Neuchäteller nach, deren Abgeordnete mit an unserem Diner theilnahmen.

Der 18. Januar ward für uns ein Freudentag; denn der Familie ward ein Kind geboren, uns ein lieber kleiner Neffe Roeder. Sehr bald nachher wurden wir durch heftiges Erkranken meines lieben Vaters in bange Sorge versetzt, und auch die Freude an der Feier meines Geburtstages wurde dadurch sehr herabgestimmt. Doch dank der trefflichen Behandlung unseres Hausarztes Stosch, dank vor Allem der göttlichen Hülfe, die dieser Behandlung ihren Segen gab, genas der theure Kranke vollständig.

Am 28. Februar ward der kleine Roeder durch die heilige Taufe mit einer sehr schönen Rede des Konsistorialrathes Nicolai in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen und Anton Friedrich Joachim Heinrich genannt. So gern ich es nun auch habe, daß er bei dem mir durch Stolberg liebgewordenen Namen Anton gerufen wird, so hätte es mir doch passend geschienen, wenn der Name des Kronprinzlichen Taufpathen vorangestellt worden wäre. Roeder wußte so gut wie ich, daß er der Sitte gemäß seinem Herrn dieses Kompliment hätte machen müssen; allein so schön hatte sein Verhältniß zum Thronfolger sich gestaltet, daß er es durch nichts entweihen wollte, was nur aufs Entfernteste den Anschein einer Schmeichelei annehmen konnte. Der Kronprinz kannte Roeders Liebe und Ergebenheit für seine Person; er kannte aber ebenso wohl seine tiefe verehrende Liebe für den auch von ihm so hochgeschätzten Anton Stolberg und war gewiß mit der Wahl des Namens einverstanden. Der hohe Pathe erschien uns wieder als sehr liebenswürdig, herzlich theilnehmend und auf seine originelle Weise interessant; aber er hatte freilich an diesem Abend sehr viel gut zu machen, weil er die ganze Taufversammlung zwei volle Glockenstunden

hatte warten lassen! Nach langem, geduldigem Harren ward endlich doch die Frage laut, ob der Kronprinz nicht die ganze Einladung vergessen haben könne, ob er noch kommen würde? Roeder verwarf zuerst diesen ihn in der Seele seines Prinzen beleidigenden Verdacht; als aber der Abend immer weiter vorrückte, sandte er endlich aufs Schloß und erhielt wirklich die Bestätigung unseres Argwohns, zugleich aber auch das Versprechen, der Kronprinz würde ungesäumt erscheinen. Des hohen Sünders erste Begrüßung war steif und verlegen, während wir doch gehofft hatten, seine Reue und die ihm so eigene Liebenswürdigkeit würden schnell die allgemeine durch das lange Warten hervorgerufene Verstimmung zerstreuen! Endlich jedoch, nach beendeter Taufhandlung, wo das Eis von allen Seiten geschmolzen war, kehrte der liebe Kronprinz zu seinem eigensten Wesen zurück, indem er Roeder mit unbeschreiblicher Innigkeit umarmte, Henrietten das Herzlichste auch im Namen seiner Elise sagte, uns dann seine Schuld mit wahrer Zerknirschung bekannte und nun zur liebenswürdigsten Munterkeit überging. Als Karl, nachdem der hohe Gast sich empfohlen hatte, ihn die Treppe hinabbegleitete, warf er sich ihm abermals um den Hals und sagte: „Ich habe mich der Freundschaft, mit der Sie mich zum Pathen Ihres Kindes erwählten, nicht würdig gemacht; ich bin Ihrer nicht werth." Henriettchen war während und nach der Ceremonie wie aufgelöst in Rührung, und Karl so innig glücklich über seinen nun dem Herrn Jesu fürs Leben geweihten Sohn. Außer dem Prinzen standen noch als Taufzeugen: der Großvater Joachim, der Freund Schönberg, Baron Kottwitz, Gustav und Hermann Roeder, Major v. Tümpling, Professor v. Lancizolle, Selma Gröben, Pauline Roeder, Luise und Sophie Bernstorff. Bei meiner Heimkehr um 10 Uhr abends fand ich meinen von seinem Unwohlsein noch nicht ganz genesenen Vater am Krankenbett meines Mannes sitzend. Dieser hatte sich am 24. Februar früh schon aus unserer Freitagabend-Gesellschaft weggestohlen, weil sich ein Podagraanfall gleich so heftig angemeldet hatte, daß er sich eilends legen mußte. Es war wohl der gewohnte Frühlingstribut, der aber heuer früher eingefordert ward, weil die zarte Konstitution des Kranken wieder durch Verdrießlichkeiten gelitten haben mochte.

Fürst Hatzfeldt war preußischer Gesandter in Wien; die Stellung an dem Hofe, dessen Seele Metternich war, gab ihm oft Gelegenheit zu

Intriguen gegen seinen Chef, und Metternich, der ihn weit überschätzte, machte ihn sich gern nutzbar, indem er ihm schmeichelte und ihm zu verstehen gab, wie gern er ihn an des Ministers Bernstorff Stelle sehen würde. Aeußerlich stand Metternich zwar gut mit meinem Manne; doch war dem Listigen die unbeugsame Festigkeit im Verfechten der preußischen Würde und Selbständigkeit während Bernstorffs ganzer Amtsführung unbequem. Bisher waren Hatzfeldts Intriguen an meines Mannes fester Haltung gescheitert; jetzt hatte er wieder in einer Sache, in der er des Königlichen Beifalls sicher zu sein glaubte, ganz eigenmächtig gehandelt. Dies konnte der Chef sich nicht gefallen lassen; er trat sehr entschieden auf, verbat sich von seinem Untergebenen ein- für allemal dergleichen und erbat sich vom König entweder freie Hand in der Behandlung dieser Angelegenheit oder seinen Abschied. Der König, der den treuen und in seiner Politik so edlen Minister nicht entbehren wollte, gab nach, Hatzfeldt bekam ein vollständiges und vom König gebilligtes Dementi, und somit war die Sache erledigt — aber der Aerger war Schuld an meines Mannes Krankheit.

Von Mitte Januar bis Mitte Februar herrschte in diesem Winter eine furchtbare Kälte, der man auch die vielen Erkrankungen zuschrieb, die manche unserer Bekannten sehr bedrohten, unter Anderen auch die allgemein geliebte und verehrte Hofpredigerin Theremin und den hier verheiratheten badenschen Chargé d'affaires Herrn v. Meyern. Während unsere Herzen von deren Leiden erfüllt waren, mußten zugleich allerlei Vorbereitungen zu einem Maskenball getroffen werden, auf dem meine drei jungen Mädchen mit den drei Gneisenaus als französische Prinzessinnen und Gefolge aus dem 16. Jahrhundert erschienen. Die Cousine meiner Nichten, die Gräfin Asseburg, geb. Blücher, Tochter des Fürsten, gab dieses Fest dem Hofe zu Ehren; der Verwandtschaft wegen durften wir nicht fehlen, und zu meinem Vergnügen recht eigentlich erlaubte ich es mir, meine Thora, die ja schon längst eingesegnet und nur aus Schonung ihrer Gesundheit noch nicht in die große Welt eingeführt worden war, ausnahmsweise mit in diese bunte Gesellschaft zu bringen. Noch zwei ähnlicher Ausnahmen von jenem Winter her erinnere ich mich: die eine galt einem sehr munteren Ball bei den Schulenburg-Lenzerwisch, die andere aber ward mir durch mündliche und schriftliche Einladungen, durch Bitten in Prosa und in Versen abgerungen von

der Schriftstellerin, der Baronin la Motte Fouqué. Sie war eine sehr anmuthige Wirthin, und so verging mir dieser Abend angenehmer als manche seines Gleichen. Thora ist er nicht nur durch das Vergnügen des Tanzens, sondern auch besonders durch die dort erneuerte Bekanntschaft mit ihrer jungen Altersgenossin Ida v. Stechow erinnerlich geblieben, deren Erscheinen wirklich etwas ungemein Liebliches hatte. Sie wurde hernach die Gemahlin des Grafen Hochberg auf Fürstenstein, späteren Fürsten von Pleß.

Im Februar traf, lang erwartet, Wellington auf seiner Durchreise nach Petersburg ein, wohin er mit einer zahlreichen Begleitung als Krönungsbotschafter ging. Unsere gute schaulustige Stadt sah schon längst mit großer Spannung der Ankunft des berühmten Mannes entgegen. Bloße Vergnügungssucht regt das Berliner Publikum wenig auf, desto mehr Alles, womit ein politisches Interesse verbunden werden kann.

Am 16. fuhr der große britische Held ein und ward in seiner Wohnung sogleich durch meinen Mann, durch Prinz August, durch den ganzen Generalstab, Gneisenau an der Spitze, begrüßt. Am Sonnabend auf der großen Parade, die auch wir aus den Fenstern des Prinzen Karl mit ansahen, empfing ihn das Volk mit lautem Hurrah. Auch in der Oper soll der Beifall sehr lärmend und anhaltend gewesen sein, als er an Prinzeß Wilhelms Hand mitten in der großen Loge vortrat und alsdann zwischen dieser und der Kronprinzeß den Platz einnehmen mußte, der sonst des Königs Sitz ist. Auf des Prinzen August Ball ließ der Held des Tages eine Stunde lang auf sich warten; des Königs Stimmung war aber so sehr freundlich für Wellington, daß selbst dieses verhaßte Warten keinen Mißton hineinzubringen vermochte.

Auf einem öffentlichen Ball harrte unser Monarch abermals vergebens eine Stunde auf das Erscheinen des gefeierten Gastes, um die Polonaisen selbst anzuführen.

Wellington soll ganz durchdrungen von Dank gewesen sein für die vortreffliche Aufnahme, die er hier gefunden und die seine kühnsten Erwartungen übertroffen hatte.

Hier war man von ihm, von seiner Freundlichkeit, von seinem edlen Ausdruck, von seinem Adlerblick ganz eingenommen; dagegen fielen seine kümmerlich ältliche Erscheinung, seine zusammengefallene Gestalt unangenehm, ja schmerzlich auf. Dieser große Mann war nicht nur

durch die Strapazen des Krieges, sondern wohl auch durch eine angreifende und unmäßige Lebensweise früh zum Greise geworden, während unsere deutschen, namentlich unsere preußischen Helden, die ganze Manneskraft mit in ihr spätes Alter hineinnehmen. Da konnte man Gneisenau sehen, der zehn Jahre älter als Wellington war, den König, selbst meinen kränklichen Mann, der mit dem König und mit dem britischen Helden in einem Alter war, und sich freuen, wie sie neben dem greisen Helden so jugendlich frisch und rüstig aussahen.

Wellington hätte unsere Freitag-Assemblee durch seine Gegenwart verherrlichen sollen; es lag an dem wunderlichen englischen Gesandten Lord Clanwilliam, daß er es nicht that. Sonnabend Nachmittag besuchte er uns dagegen.

Im April hatten die Nachrichten von der Erkrankung des Kaisers Franz uns Alle und sonderlich meinen kranken Mann so schmerzlich beschäftigt, daß ich eine Vermehrung seines Leidens befürchten mußte. Am Palmsonntag, dem 19. d. Mts., empfingen wir den Baron Loe noch um 9½ Uhr abends vor dem Krankenbette meines Mannes. Er kam als Courier von Wien, um den König einige Stunden früher, als es durch Post-Depeschen hätte geschehen können, mit besserer Kunde vom hohen Kranken zu erfreuen. Deshalb sandte mein Mann auch sogleich den Inhalt des mitgebrachten Portefeuilles aufs Palais, auf die Gefahr hin, daß sie den König schon schlafend finden möchten.

Unsere Kommunion am Charfreitage hielten wir wieder bei Nicolai; diesmal vermißte ich meinen noch immer bettlägerigen Mann aber recht schmerzlich dabei! Es traf sich so gut, daß wir am Gründonnerstag eine köstliche Vorbereitungsrede von Lisco in der Spittelkirche hören konnten. Die vorigen Male hatten wir ihn dazu hergebeten, damit auch Thora und Sophie vor der heiligen Handlung die ermahnende und erbauliche Stimme ihres Lehrers hörten. Gleich nach 8 Uhr morgens fuhren wir in die Altstadt, stiegen vor der Sakristei der Nikolaikirche aus und fanden dort schon unsere kleine Gemeinde, bestehend aus den vier Schönbergs, zwei Stolbergs, drei Roeders und dem alten Gloger, versammelt. Wir trafen vor dem Altar mit dem Prinzlich Wilhelmschen Ehepaar zusammen, wodurch die Gemeinschaft zwischen dieser frommen Prinzeß und uns immer enger geknüpft ward. Nahezu eine Stunde mußten wir indeß noch auf das Erscheinen unseres

Beichtigers, des Konsistorialraths Nicolai, harren, der durch eine sehr zahlreiche Früh-Kommunion aufgehalten worden war. Dieses Erwarten hatte jedoch nichts Peinliches; denn die gesammelte Stille in der Umgebung so frommer Menschen wirkte nur erhebend auf mich. Als wir, nach empfangener Absolution die Sakristei verlassend, in die Kirche traten, hatte der Gottesdienst angefangen, der durch seine dritthalbstündige Dauer Mehrere von uns sehr ermüdete; so abhängig sind wir von unserem Körper, so leicht ermüdet die Seele in der geistigen Anschauung! O wie schwer wird mir das Wachen und Beten! Wie muß man so oft sagen: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“

An diesem stillen Freitage war in Paris der alte Herzog Matthieu von Montmorency verschieden, und zwar in der Kirche am Fuße des Kreuzes betend! Man sagte von ihm, wie einst Bossuet von einem anderen, auch im Gebete hinübergegangenen Mann, „qu'il avait fini ses oraisons avec les anges“.

Am 4. April schrieb ich Folgendes in mein für Leopold geführtes Tagebuch:

„Meines Leopolds dritter Geburtstag! Also zum dritten Mal schon ein Tag der freudigsten Bewegung, des innigsten Dankes gegen den Geber dieser theuern Gabe und des inbrünstigsten Flehens zu dem Erhalter aller guten Gaben!

Vor zwei Jahren war die erste und größte Hälfte dieses Tages der Angst und den Schmerzen gewidmet; aber das Entzücken, das in der letzten Hälfte des Tages unser ganzes Haus nach den erduldeten Sorgen und Bekümmernissen erfüllte, überwog die Angst bei Weitem!

Im vorigen Jahre gab uns der gütige Vater im Himmel nur Freude an diesem Tage, fast so rein, wie die Freude unter dem Himmel nur immer sein kann.

In die heutige Festfreude mischt der himmlische Vater viel Sorge; denn mit der frischen, vollen Blüthe des wunderbar geschenkten Kindes scheint auch seine außerordentliche Kraft, seine bewunderte Schönheit zum Theil dahingewelkt!! Das jubelnde Dankgebet verwandelt sich in ein heißes Flehen um Kraft zum Leben und Gedeihen im Leben und um Gesundheit zum freudigen Genuß des Lebens.

Mein zweijähriger Knabe genießt indeß in vollem Maße die heutige Feier, ohne sich weiter um die Veranlassung dazu zu kümmern. Er läßt sich vom Morgen früh an beschenken und taumelt in einem Freudenrausch zwischen seinen Bescheerungen umher; von der einen Seite winkt ihm ein brüllender Löwe, von der anderen ein sich verneigender Mönch; da leuchten gewaffnete Bleisoldaten zwischen einem aufgestellten Lager, hier schaukelt sich ein Elegant in seinem Tilbury!

Der Kleine betrachtete Alles mit dem ihm eigenen wortlosen Entzücken, wobei er sich auf den Zehen wiegt und mit den Händchen zappelt. Klein-Elise dagegen läuft laut jubelnd und kreischend im Zimmer auf und ab, greift nach Allem und möchte die Herrlichkeiten alle mit einem Male umfassen. Die beiden Kinder gehen zwei sehr verschiedene Wege der Entwickelung; sie ist ihm bei Weitem vorausgeeilt, sie ist jetzt nicht nur viel weltklüger, sondern auch freundlicher, sogar verständiger als er. Ihre Bewerbungen um seine Gunst stößt er noch immer zurück!! Den Onkel Jochen dagegen, den er drolligerweise »Onkel papillon« nannte, hat er sehr lieb, und ich habe meine Freude an dem guten Verhältniß zwischen Beiden; von Seiten des Ohms so inniges Wohlwollen, so viel Freundlichkeit und Geduld, von Seiten des Kleinen ein so zutrauliches Anschmiegen.

Unaussprechlich lieblich und anziehend ist aber vor Allem des theuern Vaters Wesen mit dem Sohne seiner Liebe. Die innige Freundlichkeit, mit der er alle seine Kinder behandelt, trägt Leopold gegenüber noch ein eigenes, unendlich rührendes Gepräge, und die fortwährende Aufmerksamkeit, mit der er ihn beobachtet, beweist mir, daß auch er meine stillen Sorgen um ihn theilt! Oft ruht sein schönes, liebes Auge lange und innig auf dem Kleinen, dann glänzt wohl auch eine Thräne darin; denn der liebe Vater verbindet mit männlicher Seelenstärke die allergrößte Weichheit, Zartheit und Erregsamkeit; deshalb ward er auch immer von Allen, die das Glück hatten, ihn zu kennen, als der Liebenswürdigste der Sterblichen verehrt und geliebt."

Mitte April unternahm die Amerika Bernstorffsche Familie einen Ausflug nach Neustadt-Eberswalde, um dort das neue Glied der Familie, Herrn v. Brandenstein, Luisens Verlobten, zu treffen. Der Weg dorthin führt über das zwiefach bekannte Dorf Werneuchen; denn nicht genug, daß der dortige Pfarrer es vor dreißig oder vierzig Jahren warm

besungen hat, sogar Goethe hat den Namen dieses Dorfes durch alle Lande fortgepflanzt, indem er den armen Dichter, seine Tauben auf dem Mistpfuhl, sowie sein Liebchen im Kuhstall grausam persiflirt hat.*) Der damals jugendlich-fröhliche Dichter von Werneuchen mit dem schielenden Seitenblick auf Berlins besternte Hofleute ist jetzt ein gutmüthiger, sehr gastfreundlicher Greis, der feurige Kohlen auf Goethes Haupt streut, indem er seinem Bildniß einen Ehrenplatz über dem Schreibtisch in seinem Zimmer gegönnt hat. Noch jetzt, wenn ihn seine Geschäfte nach der Residenz führen, eilt er so sehr hinweg, daß er sich nicht einmal die Zeit läßt, seine Bekannten zu besuchen, und zwar nach seinem eigenen Geständniß, weil er nur Werneuchen allein kennen will, um es allein zu lieben.

Neustadt-Eberswalde lehnt sich sehr malerisch an eine freundliche Hügelkette. Wenn man von dort aus seinen Wg nach dem beliebten Badeort Freienwalde nimmt, so führt er durch Herrn v. Jenas großartige Gartenanlagen in Cöthen, von deren äußerster Anhöhe herab man das ganze fruchtbare Oder-Bruch vor sich ausgebreitet liegen sieht. Sehr lieblich sah das Bad Freienwalde aus am Fuße einiger nicht unbedeutender Hügel

Mein lieber Vater verließ uns am 14. Mai, um in Kopenhagen den 18. der Einsegnung des Prinzen Fritz,**) des muthmaßlichen Thronerben, und seiner gleich darauf folgenden Verlobung mit der jüngsten Tochter des Königs beizuwohnen. Es war mir in Bezug auf diese übereilte Reise des Vaters sehr lieb, daß nun endlich der späte Frühling eingetreten war. Jetzt erst grünten die vier schönen Linden, welche die Kuppel unseres Gartens bildeten. Die Kastanien blühten zwar schon, aber in ebenso trübseliger Dürftigkeit wie die Fruchtbäume. Die Nachtigall sang ihre wehmüthigsten Akkorde, und der Kuckuck schien zu schmälen ob der kalten, eisigen Nordostwinde, die nicht aufhörten zu wehen.

Mochte nun dieses kalte Frühjahr meinem Leopold geschadet, oder nur der in ihm liegende Keim der Kränklichkeit sich mehr entwickelt haben, genug, es überkamen ihn einige Fieberanfälle, die wir fälschlich dem Durchbruch des fünften Backenzahnes zuschrieben. Sie hinterließen

*) Musen und Grazien in der Mark.

**) Später König Friedrich VII., gest. 1863.

ihm aber vorerst nur eine betrübende Blässe. Am 23. Mai, als ich ihm Gute Nacht sagte, um meine Töchter auf die Soiree beim französischen Gesandten St. Priest zu führen, erschreckten mich indeß seine schweren Athemzüge so sehr, daß ich, die Töchter meinem Manne anvertrauend, bald an das Krankenbett meines Engels zurückkehrte. Doch nun schlief er so fest und ruhig, daß ich, alle Sorge als überstanden ansehend, den Rest des Abends recht mutterseelenallein in meinem Kabinet neben seinem Zimmer zubrachte. Aber am nächsten Morgen zeigte sich eine böse Drüse an seinem Halse, und der nächste Abend brachte mir noch viel Angst; denn der Kleine drohte von einem Moment zum anderen zu ersticken. Stosch verordnete ihm gleich ein Vomitiv, und es bleibt mir die Geduld und Sanftmuth des Kindes dabei unvergeßlich. Am anderen Morgen war er wohler, aber sehr kraftlos.

Gerade in diese Tage der Sorge trafen die Vorbereitungen zu einem Fest, welches wir dem König zu Ehren gaben. Die Familien St. Priest und Caraman hatten im französischen Gesandtschafts-Hotel einige kleine französische Stücke geradezu meisterhaft gespielt. Da man die Vorliebe des Königs für Liebhabertheater kannte, bedauerte man, daß die Etiquette ihm nicht erlaubte, diesen Vorstellungen bei Fremden beizuwohnen. Da fiel es uns ein, die Wiederholung dieser Stücke unter unserem Dache zu veranstalten. Der König nahm unseren Vorschlag freundlich auf, bestimmte gleich den 27. Mai dazu, obschon der Tag uns und den Schauspielern zu nahe dünkte und die Kronprinzeß und Prinz Wilhelm vereint dem König nahelegten, er würde ihnen die größte Freude machen, wenn er die Aufführung um einige Tage verschöbe. Sie wollte am 27., als an dem Geburtstage ihres seligen Vaters, nicht ausgehen, und den Prinzen führten gerade an dem Tage militärische Geschäfte von Berlin hinweg; doch der Königliche Vater blieb unerbittlich. Ich hatte seinen strengen, imposanten Ernst beinahe gefürchtet; er war indeß an dem Abend des Festes ausnehmend gnädig und freundlich, und als er unsere Bemühungen sah, die Stubenhitze, die er durchaus nicht verträgt, durch alle erdenklichen Mittel abzukühlen, äußerte er sehr freundlich, daß man in Geduld ertragen müsse, was sich, bei 22 Grad Wärme im Freien, in den Häusern schwer abwenden ließe. Ich saß während der Vorstellung zwischen dem König und der kleinen Frau Fürstin. Die Theilnahme des Königs an dem

vortrefflichen Spiel George Caramans besonders war sehr sichtbar, wenn auch nicht so hörbar, wie des Kronprinzen laute Freude daran. Zwischen den beiden Stücken suchte man eine frischere Atmosphäre im Nebensaal auf, wo das berühmte Musikchor des ersten Garderegiments Spontinische Musik spielte. Da der Königliche Herr uns seine Absicht, früh wieder nach Hause zu fahren, im Voraus hatte kund thun lassen, so dispensirte uns das von den lästigen Vorbereitungen zu einem Souper, welches nur in den unteren Räumen hätte servirt werden können. Es gab ohnedies genug Unruhe im Hause, dessen Flur und Treppen man in einen wahren Garten verwandelt hatte. Auch der Aufbau des Theaters gab Lärmens ohne Ende, und die Proben brachten ein geselliges Treiben in unser Haus hinein, wie wir es lange nicht mehr gewohnt waren. Die Liebenswürdigkeit der beiden französischen Familien kam uns indeß dabei sehr zustatten; durch sie ward uns zum wahren Vergnügen, was unter anderen Umständen eine Last gewesen wäre. Der alte Graf Caraman und sein ältester Sohn Victor, der General, unterließen es nie, die spielenden Mitglieder der Familie zu jeder Probe zu begleiten, und versäumten nicht eine Viertelstunde der oft langen Proben, bei denen nicht nur das gute Spiel, sondern beinahe noch mehr das schlechte derjenigen Akteurs ergötzte, die erst eingeübt werden mußten. Das Lachen bei gewissen Scenen nahm gar kein Ende und steigerte sich bis zur wahren Unmäßigkeit, wenn die guten Akteurs, die ihrer Sache gewiß waren, in ihrer Ausgelassenheit allerlei Aeffereien trieben. Marianne und Thora amüsirten sich köstlich bei all dem. Klara war zu blöde und auch durch ihre fatale orthopädische Kur noch zu sehr gefesselt, um oft bei den Proben gegenwärtig sein zu können. Sophie nahm auch nicht daran theil, Thora dagegen mit doppelter Freude, weil ihr geliebtes Lieschen Molière*) und die allerliebste Claire Gagliati**) unter den Spielenden waren. Marianne war sehr lieblich in ihrem stets fröhlichen Wesen, und dieses echt deutsche Mädchen, in dessen ganzem Sein sich Einfachheit und kindliche Heiterkeit aussprachen, auf dessen Wangen der Purpur blühte und in deren großen blauen Augen der ganze Himmel zu wohnen schien, zog, ohne es zu ahnen, Victor Caraman sehr an.

*) Elise Molière, Tochter des Predigers an der französischen Kirche, M. Molière.

**) Claire Gagliati, Tochter des neapolitanischen Gesandten Marquis Gagliati.

Sein Lebensweg führte ihn aber zu schnell von Berlin weg, ehe er dieser Neigung sich ganz bewußt wurde, die Marianne schwerlich erwidert hätte. Wie hätten wir auch wünschen können, das liebe Kind nach Frankreich verpflanzt zu sehen. Er hat nach einiger Zeit eine ihn sehr beglückende Verbindung geschlossen, die aber durch seinen Tod längst gelöst ist.

Bald nach jener Soiree ward es uns klar, weshalb der König so entschieden auf dem 27. bestanden hatte. Am 26. nämlich war die Fürstin zur protestantischen Kirche übergetreten, und am 29. oder 30. wollte er mit ihr das Abendmahl nehmen. Aus Zartgefühl für die Kronprinzeß sollte diese Angelegenheit geheim gehalten werden, bis sie ihr nach ihrer Rückkehr aus Ems mitgetheilt wurde. Der König hoffte noch immer, daß auch bei ihr die Wahrheit endlich siegen würde, daß ein gleicher Entschluß wie der, durch den die Fürstin ihn eben beglückt hatte, sich auch auf ähnliche Weise ganz frei aus ihrem Innern heraus entwickeln würde. Daß er sich nicht täuschte, hat die Zukunft gelehrt.

Am 1. Juni fuhr ich bis in die Burgstraße, um Freund Clausewitz zu seinem Geburtstag Glück zu wünschen. Am 3. feierten wir den ihrigen dagegen mit einem Frühstück im Garten, Gneisenau mit einem kleinen Mahl im Schlößchen zu Grunewald. Beides gelang vollkommen. Himmel und Erde hatten ihr Feierkleid angethan und alle Freunde und Bekannten schienen ihre heiterste Laune mitgebracht zu haben. Bei uns im Pavillon wurde ein Geburtstagslied gesungen; nachher erfreuten Fräulein v. Reeden und Herr v. Brassier St. Simon uns mit ihrem herrlichen Gesang, und endlich endete das Fest mit einem fröhlichen Ringspiel der Jugend auf dem Rasen. Meines Mannes ungewohnte Gegenwart erheiterte unseren Kreis ungemein, dessen Mittelpunkt er bildete, umschwärmt von den liebenswürdigsten Frauen und Männern.

Unsere Sommerreisen gestalteten sich auch in diesem Jahre zu Badekuren, und zwar für Thora und mich in Pyrmont, für meinen Mann mit Klara und Marianne in Ems. Unsere Pyrmonter Zeit zeichnete sich durch vorzügliche Erfolge der Heilquelle für uns Beide und durch sehr angenehme Geselligkeit aus. Am 31. Juli trennten wir uns von dem uns so lieb gewordenen freundlichen Ort.

Auch die Unsrigen in Ems hatten es gut dort; Klara schloß heiße Freundschaft mit zwei jungen Fräulein v. d. Bussche-Streithorst, und für Marianne ward dieser Aufenthalt vollends entscheidend, indem ihr weiches Herz einen Eindruck von der Annäherung und Aufmerksamkeit des Grafen Heinrich Itzenplitz empfing, den nichts wieder zu verwischen vermochte.

Ehe ich Thora und mich in Nummer 76 der Wilhelmstraße wieder einführe, habe ich noch einen recht heiteren Aufenthalt in Södern zu erwähnen. Von dort machten wir einen kurzen Ausflug nach Schloß Derneburg, wo wir die arme, alte Gräfin Platen, Stiefschwester des Grafen Münster, in tiefer innerer und äußerer Trauer fanden. Sie hatte am 28. Mai dieses Jahres ihre Lieblingstochter, die vortreffliche Julie Malorti, verloren, die ich als junges, schönes Mädchen in Rastorff noch im vorigen Jahrhundert kennen gelernt und vor zwei Jahren wiedergesehen hatte. Ich erfuhr von Graf Schulenburg-Wolfsburg, der einen Besuch in Södern machte und uns vortrefflich unterhielt, daß Gneisenau noch in Sommerschenburg sei, und da mein Weg mich ganz in die Nähe dieses an den nördlichen Ausläufern des Harzes gelegenen schönen Gutes führte, so war mein Plan schnell gefaßt. Ich hielt in dem kleinen Badeort Moorsleben Mittagsruhe und sandte von dort aus einen Boten nach Sommerschenburg, der mir eine sehr freundliche Einladung des Feldmarschalls mit zurückbrachte. Wir fanden ihn mit seinen drei Töchtern und dem ältesten Sohne dort, die Alle aufs Beste uns die Honneurs zu machen bemüht waren. Die Töchter hatten einen Vorsaal bezogen, um uns das einzige gute Zimmer zu überlassen, welches sich in dem alten Hause in bewohnbarem Zustande befand; denn habe ich vorher von der Schönheit dieser dem großen Feldherrn vom König geschenkten Besitzung gesprochen, so bezog sich dies auf den sehr einträglichen Grund und Boden und die äußerst schöne, wahrhaft romantische Lage des übrigens ganz vernachlässigten Hofes. Das Wohnhaus hätte auch im besten Zustande kein Lob verdient. Das Seitengebäude, in welchem der Hausherr sich einige recht behagliche Zimmer eingerichtet hatte, enthielt nur diese Räume und hing mit dem Wohnhaus nur durch einen hohen, alterthümlichen und dermaßen baufälligen Thurm zusammen, daß man fürchten mußte, er würde nächstens einstürzen und in seinem Fall die bescheidene Hütte meines verehrten

Freundes zertrümmern. Er selbst sah die Gefahr ein, gefiel sich aber darin und hat ihr ferner bei jedem der späteren Besuche dort getrotzt.

Wenn ich die Fügung des Himmels, welche mir dieses allerliebste Zusammentreffen mit den lieben Freunden in Sommerschenburg bereitete, freudig-dankbar erkannte und genoß, so fand ich auch darin eine Bedeutung, daß ich gerade den 3. August, den Geburtstag des Landesvaters, unter dem Dach des Mannes feiern konnte, den ich noch immer als die Hauptstütze des Thrones ansah. Die Champagnergläser erklangen recht fröhlich auf das Wohl des Monarchen. Am nächsten Tage mußte uns ein reitender Forstbeamter den schwer zu findenden Richtweg nach Magdeburg zeigen; es sind bis dort sechs lange Meilen. Meine eigenen Pferde zurücklassend, flog ich von dort aus mit einem raschen Postzuge durch eine warme Sommernacht der ersehnten Heimath zu. War mir die Reise an meiner immer heiteren Thora Seite sehr genußreich gewesen, so war das Wiedersehen in Berlin entzückend!

Auch unsere Emser kehrten am 23. August zurück; aber leider fand ich meine Klara sehr angegriffen. Marianne dagegen schien wohl und reiste gleich am Tage nach ihrer Ankunft mit Henriette nach Wedendorf, um dort erst eine Nachkur zu gebrauchen und dann durch ihren Vater mit ihrer Schwester Sophie in Preetz eingeführt zu werden. Jetzt waren wir im Hause auf die Gesellschaft unserer vier Kinder beschränkt, und da Klaras Genesung uns bald die schwere Sorge um sie erleichterte, so konnten wir uns wohl diesen heiteren häuslichen Kreis gefallen lassen. Mein Mann freute sich mit mir über Leopolds günstige Entwickelung und ergötzte sich an des Kleinen Geschwätzigkeit. Bald kamen aus dem Süden liebe Gäste, die unsere Freude über Leopold theilten; es waren Fritz und Nandine, die, von Marienbad heimkehrend, ihren Weg über Berlin genommen hatten. Wir brachten beinahe vierzehn Tage traulich-still und auf diese Weise zusammen zu, als wenn sie in Dreylützow bei uns oder wir in Stintenburg bei ihnen wären, nämlich unzertrennlich. Nur das Theater entführte sie mir zuweilen abends; ich habe sie nur einige Male begleitet, weil meine Abwesenheit den gewohnten Gang der Abende im Hause gar zu sehr störte. Den berühmten Jacko sah ich indeß mit ihnen und ärgerte mich über mich selbst, daß ich mich so darüber amüsiren konnte, einen Menschen als Affen die Hauptrolle eines Stückes spielen zu sehen.

Wir besuchten mit Fritz unsere liebe alte Freundin, Frau v. Berg, geborene Häseler, ehe sie am 4. September nach Teplitz reiste, wo sie nach Wochen des furchtbarsten Leidens am 15. November starb. Ihre Tochter Luise Voß war nicht bei ihr, weil sie in Lübbenau ihre eigene Tochter Mathilde Lynar pflegte; aber Marie Voß, die liebliche Enkelin, hatte die Großmutter von Berlin aus begleitet und sie ebenso treu wie verständig gepflegt. Sobald Luise konnte, eilte sie nach Teplitz, kam aber zu spät: Die Mutter war heimgegangen und in fremder Erde bestattet. Mit unendlicher Theilnahme sah ich Mutter und Tochter Voß wieder. Beide waren tief erschüttert. Der Schmerz der Enkelin erschien wohlthuender, weil er gemildert war durch das Bewußtsein bis zuletzt empfangener und gegebener Liebe.

Mitte September hatte unser liebes Holsteiner Trio sich in Rastorff zusammengefunden. Sophie ward von Altenhof hingebracht, nachdem sie am 13. August in Glasau der Einsegnung ihrer Cousine und Herzensfreundin, der lieben Emilie Reventlow, beigewohnt hatte.

Am 28. September kehrte Marianne, die älteste der Klosterjungfrauen, zu uns zurück, während Sophie noch in Wedendorf blieb. Am folgenden Tage feierten wir Henriettens Geburtstag still, aber freudig im trauten Familienkreise. Marianne hatte während ihrer Abwesenheit einen Ball bei uns versäumt; so gern sie sonst aber auch tanzte, so würde ihr diesmal die Freude an jenem Vergnügen doch verbittert worden sein durch die tags vorher erfolgte Abreise unserer lieben Sophie Legrand. Auch für uns hatte es sich gar zu leidig so getroffen, daß wir den Herzog und die Herzogin von Cambridge fetiren mußten.

Schon vor meines Mannes Rückkehr aus Ems waren sie als Zugvögel durch Berlin nach Strelitz geflogen und hatten ihren Verwandten und mir nur einen halben Tag gegönnt. Auf Einladung des Cumberlandschen Hofes speiste ich mit ihnen in Schönhausen, und in der Voraussetzung, daß sie mich abends besuchen würden, hatte ich alle Einrichtungen zu einem eleganten kleinen Souper getroffen. Zu meinem Glück aber ward der Herzog anderweitig aufgehalten, und nur die Herzogin mit ihren Hofdamen begleitete mich. Dennoch war mir die Konfusion meiner Leute auch ihr gegenüber sehr empfindlich; so gut diese auf den gewöhnlichen Dienst, auch im Aufwarten bei einer großen

Tafel eingeübt waren, so wenig konnten sie etwas Ungewohntes fassen, und so wurden denn auch hier nicht nur in der Aufwartung grobe Fehler begangen, sondern auch der Koch hatte seine Sache schlecht gemacht und ward nimmer fertig. Nicht viel besser gelang das größere Fest, das wir ihnen gaben, als sie bei ihrer Rückkehr von Strelitz, den König und dessen hohe Familie in Berlin findend, sich hier länger aufhielten. Unser gewohntes Glück bei dergleichen Gelegenheiten verließ uns hier gänzlich; es schien sich Alles gegen uns und unseren Hofball zu verbinden. Das Manöver war wohl nicht recht gelungen, daher waren die Militärs, besonders die Prinzen verstimmt und ermüdet; der König hatte den Hof nicht von der Oper dispensiren wollen. Das späte Eintreffen meiner Herrschaften absorbirte mich so, daß ich die Honneurs schlecht machte; genug, das böse Fatum, welches sich unserem Ball an die Fersen geheftet hatte, ließ nicht ab, uns zu necken und zu zerren. Mein lieber Mann that aber, als werde er es gar nicht gewahr, und zeigte sich nicht anders als immer. Wer sein heiteres und liebenswürdiges Entgegenkommen sah, der vergaß, was etwa da und dort hinkte, und in dem Kreise, den seine Augen beschienen, fehlte auch weder der Festesglanz noch die Festesfreude!

Die Kürze dieses zweiten Besuches des herzoglichen Paares erlaubte uns nicht, dieses Fest aufzuschieben, und so gab es der Kontraste viele: die Trauer um das Scheiden der treuen Seele, die seit neun Jahren ganz zu uns gehörte, und zugleich die Vorbereitungen zu einem Ball. Eben die Treppe, auf der das weinende Häuflein unsere Legrand zum Abschied hinunterbegleitete, war schon zum Zeichen der Festesfreude reich mit Blumen besetzt.

Einige Tage völliger Einsamkeit folgten nun, während welcher jedes Familienmitglied sich Vergangenheit und Gegenwart zurechtlegte und die Lücke, welche die Abreise der treuesten Seele zurückgelassen hatte. durch gegenseitige erhöhte Liebe und Zuvorkommenheit auszufüllen suchte. Bald reihte sich für wenig Tage ein neues Glied unserem Familienkreise an, es war Cajus Stolberg.

Am 2. Oktober 1826 fanden wir uns veranlaßt, außer diesem lieben Vetter noch einige Gäste an unseren Tisch zu laden, die guten vortrefflichen Clausewitze und den zum Manöver in Berlin anwesenden Major v. d. Horst, welcher mir zwar bis dahin persönlich

fremd gewesen war, doch den Eindruck auf mich machte, als sei er ein alter lieber Bekannter, den man immer wünschen würde wieder zu sehen. Dieser Wunsch ward mir freilich nur in beschränktem Maße erfüllt; denn ich bin ihm nur einmal noch im wechselvollen Leben begegnet, da aber freilich in einer sehr befriedigenden, verwandtschaftlichen Beziehung, als Gemahl meiner theueren Nichte Klotilde Bernstorff.

Als wir nachmittags, nachdem die übrigen Gäste sich schon entfernt hatten, noch etwas länger mit Freund Cajus unter den Kastanien des Gartens weilten und uns an dem Anblick meines Leopold weideten, der sich dicht vor uns schaukelte, da riß der Strang der Schaukel, und das Kind flog heraus! Doch des Herrn Gnadenhand hatte ihn gehalten; denn als wir den einigermaßen betäubten Kleinen aufhoben, fanden wir ihn unverletzt. Da erglühte denn mein Herz im heißesten Dankgebet unmittelbar, nachdem der Todesschreck es eisig erfaßt hatte! Den lieben Vater dagegen mochte wohl der Schreck zu sehr ergriffen haben; denn gleich darauf streckte ein böser Podagraanfall ihn wieder auf sein Schmerzenslager, und es ward fürs Erste allen Familienfesten, ja allen Freuden des heiteren Zusammenseins Valet gesagt. Als die heftigen Schmerzen sich legten und er langsam genas, da kehrte auch unter unserem Dache ein heiteres Treiben wieder ein, und mancher Spaziergang ward unternommen, mancher Besuch ward gemacht. In einen größeren Kreis führte mich einmal auch die besondere Aufgabe, an meines Mannes Stelle Taufzeugin bei dem dritten Massowschen Sohne zu sein. Ich würde es gern gethan haben, wenn ich dem lieben Manne nicht angemerkt hätte, wie schwer ihm diesmal sein gezwungenes Zurückbleiben ward. Er war von den Eltern des Täuflings, deren Hochzeitsfeier er am 3. September 1823 beigewohnt hatte, während ich an mein langwieriges Krankenlager gefesselt war, mit so eigener Herzlichkeit eingeladen worden und war so wie ich dem vortrefflichen Paare wahrhaft ergeben, freute sich an seiner einfachen Rechtschaffenheit, an ihrem feinen, anmuthig satirischen Verstande, an dem Glück ihrer gewissermaßen unter seinen Auspicien geschlossenen Ehe. Auch ich hatte ein eigenes Wohlgefallen an ihrem hübschen Verhältniß, und es ward mir unter ihrem Dache im Wiederschein ihres Glückes besonders wohl. Dennoch hatte diese Taufe etwas Trauriges für mich; nicht nur schrie der Täufling so, daß man die lange und ernste Rede des Hofpredigers

Theremin kaum verstehen konnte, sondern ich vermißte auch meinen Mann und fand mich in dem aus ihren mir unbekannten Verwandten bestehenden Kreise fremd. Radowitz dort zu treffen, war mir eine Freude!

Radowitz besuchte meinen Mann häufig, und der Kranke fand Vergnügen an seiner Gesellschaft. Es führten ihn oft schwierige Fragen vor das Bett des besten der Rathgeber, der in der Angelegenheit, die sie beschäftigte, recht eigentlich zum Schiedsrichter berufen ward. Des Kurprinzen von Hessen Anwesenheit in Berlin, seine thörichten Ansprüche und tollen Streiche gaben Anlaß zu diesen Unterredungen. Radowitz war dabei nicht nur ex officio betheiligt, sondern er nahm auch als früherer Lehrer des Prinzen beschönigend und begütigend seine Partei, womit er indeß keine Ehre einlegen konnte! Ich erinnere mich einiger Unterredungen mit Radowitz, während wir in meines Mannes vorderem Zimmer auf den Abgang irgend eines Geschäftsmannes warteten, besonders der einen, wo er mir mit feuchtem Auge bekannte, daß er sein Wissen zum Theil auf Kosten von etwas Besserem erworben und in jenen früheren Jahren noch nicht, wie jetzt eingesehen habe, daß die christliche Liebe und die Werke, die ihr entsprängen, viel mehr Werth vor Gott haben als alle Gelehrsamkeit der ganzen Welt.

Der Bischof von Münster, Freiherr v. Droste-Vischering, hielt sich während dieser Monate in Berlin auf. Als Freund des verstorbenen Onkels Fritz Stolberg und der ganzen Familie besuchte er häufig unser Haus. Mehrere unserer christlichen Freunde nahmen jedoch Anstoß daran, wie frei er über Manches dachte, daß er u. A. erzählte, wie sehr er sich darüber gefreut habe, daß die auf Sondermühlen versammelte Jugend an Malchen Robianos Hochzeitstage so fröhlich getanzt habe. Mir gefiel der gutmüthige, heitere, alte Mann ungemein, und ich denke mir, daß, wenn Gott es gewollt hätte, daß im Jahre 1837 der erzbischöfliche Stuhl von Köln mit einem so mild gesinnten Manne besetzt gewesen wäre, es nimmer zu den traurigen Religionsspaltungen gekommen sein würde, die jetzt jeden guten Preußen betrüben und ganz Deutschland in Aufregung setzen.

Endlich, am 10. November, brachte der gute Jochen uns unsere Sophie heim; aber o weh, halb erfroren kam sie an!

In einer frühen Abendstunde empfingen alle Hausgenossen die theuren Ankömmlinge nach gewohnter Art auf dem Flur, zwischen den zwei imposanten ehernen Hauswächtern, den Sphinxen; aber leider mußten wir auch diesmal die Begleitung des Hausherrn entbehren, der wieder am Podagra daniederlag. An solch eine Entbehrung vermochte man sich nie ganz zu gewöhnen, sie mischte stets einen wehmüthigen Akkord in jeden Freudenjubel; aber an diesem Abende hatte noch ein anderer Schmerz uns Alle wehmüthig und Mariannen sowie Thora sehr traurig gestimmt! Sophie zeigte sich denn auch wahrhaft bestürzt, als sie die beiden Mädchen mit verweinten Augen in einer dagegen schmerzlich abstechenden Balltoilette fand. Sie waren eben im Begriff gewesen, zum Polterabend von Luise Kampz-Bonin zu Schuckmanns zu fahren, als die Nachricht von Nadine Ancillons, geb. Molière,*) Tod sie schwer getroffen und ihr jeden Gedanken an Freude vertrieben hatte.

Sophiens ersehnte Gegenwart war ganz geeignet, ein neues Leben in dem Kreise unserer jungen Mädchen zu erwecken. Hatte sie ihnen doch so viel heitere, reiche und lebensvolle Erfahrungen mitzutheilen, und horchten doch auch sie so gern den Erzählungen von Ems und den neuen dort erworbenen Freundinnen.

Schon vor Sophiens Rückkehr, am 3. d. Mts., hatten wir ihrer Herzensfreundin Hedwig Bernstoff Geburtstag begangen; zu einer eigentlichen Feier ließ es die trübe Stimmung des Amerikaschen Hauses nicht kommen. Ich hatte sie am Vormittag mit auf die kürzlich eröffnete Kunstausstellung genommen, welche auch dieses Jahr einige sehr schöne, viele hübsche und sehr wenig ganz schlechte Bilder bot. Mir gewähren diese alle zwei Jahre wiederholten Ausstellungen nicht nur den Genuß des befriedigten Kunstsinnes, sondern sie erhalten auch mein Interesse für die jungen Maler rege, deren Fortschritte ich verfolge.

In diesem Herbst sollte die Ausstellung noch eine ganz neue Bedeutung für mich gewinnen; denn an diesem Feste unserer Hedwig machte ich die Bekanntschaft des jungen Herrn v. d. Bussche-Ippenburg (Julius), die für mich später so wichtig werden sollte (Marianne stellte ihn mir als den Vetter ihrer Emser Freundinnen vor), und ebenfalls nach einem späteren

*) Zweite Frau von Ancillon, Tochter des Predigers Molière.

Ausstellungsbesuch war es, wo mich eine Aeußerung unserer Marianne in hohem Grade bewegte! Heinrich Itzenplitz hatte ihr nämlich dort eine Art von Erklärung gemacht, derzufolge sie sich, heimkommend, durch und durch erschüttert in meine Arme warf, mir gestand, daß sie diese lange Ungewißheit nicht mehr ertragen könne, und mich anflehte, ihr ein Ende zu machen.

So folgte denn eine Korrespondenz zwischen ihm und mir und am 9. Dezember Wiedersehen und Verlobung. Wir hatten wieder ein glückseliges Brautpaar unter unserem Dach. Freilich war dieses sehr verschieden von dem letzten. So zurückhaltend jenes gewesen, so demonstrativ war dieses. Auch die Eltern Itzenplitz kamen nach Berlin, und nicht ohne einige Beklemmung führte ich in Heinrichs Begleitung Marianne dem mir so fremden und fremdartigen Paare zu. Doch die Freude, die aus des Bräutchens glänzenden Augen strahlte, eine Freude, welche dem neuen Kindesrecht galt, das sie nun in Anspruch nehmen durfte, und der Blick, mit dem sie den neuen Eltern so liebe- und vertrauensvoll entgegentrat, gewannen ihr das Herz des alten Paares fürs Leben! Lag doch auch in Mariannens Blick und ganzem Benehmen das offene und freudige Bekenntniß, daß sie Alles lieben mußte, was dem Geliebten angehörte, und bewies doch das wahrhaft mütterliche Benehmen der Gräfin Itzenplitz fortan unausgesetzt, daß sie diese Liebe zu erkennen und zu schätzen wisse. Während man bei uns nur an das Brautpaar dachte, während wir uns täglich mehr mit dem uns eigentlich fremden Wesen Itzenplitzens zu befreunden suchten und den Vers von Goethe auf die Braut anwandten:

„Liebe steht ihr gar zu schön,
Schönres hab' ich nie gesehn,
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor!"

während ich noch in der Visitentournee mit ihnen begriffen war, während endlich die Eltern Itzenplitz uns mit Besuchen und die treffliche Dziembowsky, geb. Itzenplitz, Schwester des Bräutigams, uns mit Einladungen bestürmten, wurden wir plötzlich durch die Nachricht von einem Unfall des Königs erschreckt. Er war oben auf einer kleinen Treppe, welche sein Schlafkabinet mit seinem Ankleidezimmer verband, ausgeglitten, heruntergestürzt und unten hülflos liegen geblieben, bis sein Kammerdiener

Timm ihn vermißt und aufgesucht hatte. Für unsere Stadt waren es Tage der Bestürzung, und es kamen viele Beweise aufrichtiger Anhänglichkeit, zum Theil auf sehr naive Weise zum Vorschein. Für den alten Herrn selbst wurden und blieben es Tage und Wochen harter Prüfung; denn nun lag er, der unabhängigste aller Menschen, gelähmt und gefesselt danieder und durfte kaum hoffen, den freien Gebrauch seines doppelt- und dreifachgebrochenen Beines jemals wieder zu erhalten. Doch zeigte er bei alledem eine bewundernswürdige Gelassenheit und entwickelte große Kraft im Verbannen des Unmuths und der Verdrießlichkeit, die sich seiner, wie im täglichen Leben so oft, auch jetzt wieder bemächtigen wollen. Er beweist auch eine gar so liebenswürdige Empfänglichkeit für den Antheil, der ihm von allen Seiten kundgegeben wird; er läßt sich Alles erzählen, und man muß ihm alle Abende die Liste der Nachfragenden mittheilen, welche freilich oft ebenso drollige als rührende Wünsche und Bemerkungen enthält. Tief erschüttert erscheint er ebenfalls durch des Kronprinzen wirklich grenzenlosen Schmerz über diesen Unfall des Vaters, und was mein Herz aufs Wohlthuendste berührt, ist: er nimmt die Pflege, welche ihm seine kleine Frau mit unermüdlicher Treue widmet, liebend auf und spricht sich dankbar über ihre Hingebung aus! Wir fühlen uns mit dem Geschick des Königs beinahe gänzlich ausgesöhnt, seitdem wir die Fürstin also beschäftigt an seinem Krankenbette wissen und nun der Hoffnung Raum geben dürfen, daß sich das Verhältniß zwischen ihr und ihrem Königlichen Gemahl inniger gestalten werde als früher. Nach Allem, was ich später einzusammeln vermochte, hatte diese Hoffnung auch nicht getrogen.

Wir sind nun mit allen Erinnerungen jenes schönen Jahres bis an den Sylvesterabend gelangt, und der Schlag der Mitternachtsstunde hat die kleine heitere, bei mir im grünen Zimmer versammelte Gesellschaft unserer Verwandten und allernächsten Freunde an das Piano gerufen, wo ein geistliches Lied die Feier des Abends recht wohlthuend und das Jahr 1826 recht würdig beschließt.

„Geh hin in Frieden, altes Jahr,
Nimm unsern Dank für deine Milde;
Der Herr gebot; da blieb Gefahr
Uns fern, und Segen tränkt 's Gefilde.“

1827.

Wir betraten in ahnungsloser Heiterkeit dieses Jahr, welches uns so tiefen Schmerz bringen sollte! Die ersten Monate vergingen im gewöhnlichen Geleise. Thoras Einführung in die große Welt geschah am 29. Januar auf einer großen Cour bei der Kronprinzeß. Sie sah schön, beinahe rührend aus. Ein weißes Atlaskleid, eine weiße Blume im Haar standen ihr bei ihrem frischen Aussehen und blühenden Farben sehr gut. Ich freute mich meines lieben, holden Kindes; doch meine Freude war zitternd, wenn ich mir dachte, welches Wagestück die Feste des Hofes und der Stadt seien, wie sie eine jede Gesundheit bedrohen, und die meiner Thora noch mehr wie Anderer; denn schien sie auch in rosiger Fülle zu blühen, so waren ihre eigentlichen Kräfte doch gering und ihre Nerven äußerst reizbar. Deshalb war und blieb es auch mein Bestreben, sie so viel wie möglich zu schonen.

Folgten mehrere Bälle schnell aufeinander, so ließ ich sie einen oder den anderen überschlagen, und da ich auch für meine Nichten dieselbe Sorge trug, so blieb sehr häufig eine von den Dreien zurück. Dies wurde bald bemerkt, und ich mußte viel deswegen leiden; man machte mir von allen Seiten Vorwürfe über meine Aengstlichkeit, und Prinz Wilhelm Sohn ging darin einmal so weit, daß ich mir den Kronprinzen zu Hülfe rief, der es zu begreifen schien, daß eine Mutter die zu großen Anstrengungen der vielen Bälle für ihre Töchter mehr fürchten könnte als das Unrecht gegen die Gesellschaft, wenn sie ihr die Gegenwart der jungen Wesen entzöge. Prinz Wilhelm wollte die militärische Disziplin auch in alle Hof- und Geselligkeitspflichten einführen. Er befiehlt den jungen Offizieren das Tanzen, wie er ein Manöver kommandirt. Dem Grafen Kalkreuth sagte er auf einem kleinen Ball beim König: „Sie sind nur um Ihrer Beine willen eingeladen."

Noch einen Blick werfe ich auf meinen Geburtstag, der mir von Jahr zu Jahr ein wonnigerer Festtag ward durch die Liebe des Mannes, der Mutter, der Kinder.

Mit inniger Freude blickte ich auf die Töchter, die um mich so anmuthig erblühten; Leopold aber machte meine ganze Wonne und meinen Stolz aus. Er war die Zierde meines Hauses, das Glück

meiner Gegenwart; die Hoffnung der Zukunft beruhte auf ihm! Heute verstummten die trüben Ahnungen; ich wußte nur von Glück und Freude. Früh schon brachten mir die Mägdelein ihre Wünsche in Versen dar. Thora und Klara hatten zusammen das englische Gedicht gewählt, dessen Refrain „my mother" mir immer noch in Ohr und Herz nachtönt. Itzenplitz überreichte mir selbstgedichtete Verse, Roeder war voll Liebe, Henriette und ihre Kinder vergrößerten und verschönerten unseren Kreis. Noch andere Kinder kamen hinzu; aber mein Leopold schritt wie ein kleiner König zwischen ihnen einher, größer, kräftiger, schöner als sie Alle, und großartig in seinem ganzen Wesen, ja sogar in seinem Entzücken über Kindereien! So war seine Freude an einem kleinen Bronzewägelchen ganz eigenthümlich, und er sprang und klatschte in die Händchen vor Wonne, als die davor gespannten Fliegen mit diesem Kunstwerk davonrannen! Dieses ist mir seitdem zu einer wahren Reliquie geworden, und ebenso bewahre ich das scharlachrothe Röckchen mit schwarzer Wolle gestickt als theures Andenken an diesen Tag, an dem es ihn so besonders schön kleidete.

Die lieben Freunde Clausewitz beschenkten mich mit des Knaben von Posch in Wachs modellirtem Profilbild; doch dieses ist nicht so ähnlich wie eine wenige Monate später angefertigte Silberstiftzeichnung von Polanck.

Ach wie war ich damals so reich; mir schwindelt jetzt, wenn ich mich im Geiste zurückversetze in jene Zeiten, wo ich auf dem Gipfel des Glückes stand. Ich war mir meines Reichthums, der Fülle aller mir gewordenen Gaben wohl bewußt und empfand ein banges Vorgefühl davon, daß es nicht lange so bleiben könne. Mein holdes Mariannchen sollte ich ja auch schon im Frühjahr abgeben; daß auch Thora nicht gar lange mehr unter dem väterlichen Dache bleiben würde, sagte mir eine Ahnung. Auf Sophiens Verbleiben rechnete ich dagegen fast allzu fest; denn ihre Liebe schien nur uns anzugehören; sie war und blieb so fremd in der Welt, vermied lebensfrohe Kreise, und sah sie sich einmal in größere Gesellschaften hineinversetzt, so schien sie nicht im Stande, dort zu glänzen, weil sie durch ihr inneres Leben ganz in Anspruch genommen war. Es fehlte ihr nicht an Witz; aber sie richtete alle ihre Geisteskräfte so sehr auf höhere Gegenstände, daß sie oft bei kleineren stumpf schien, und doch gewann, wenn sie zu Hause oder vollends an-

geregt war, ihre Unterhaltung einen ganz besonderen Reiz, und sie bewegte sich immer freier und anmuthiger auf geistigem Gebiete. Seit jenem Zeitpunkte ist Sophiens intellektuelle Entwickelung noch sehr vorgeschritten; doch war sie damals schon ganz eigenthümlich in der Mischung von Ernst und Liebreiz, von Stolz und Demuth, von Schwärmerei und Kaltsinn, so ist sie es jetzt vollends. Bei diesen scheinbaren Widersprüchen herrscht doch Harmonie in ihrem ganzen Sein! Das dunkle glanzvolle Auge, der denkende Blick stimmen zu der hohen Gestalt und dem edlen Gang. Selbst der Knoten, in den ihr dunkelblondes volles Haar geschlungen war, der Scheitel, den sie zuerst trug, die langen faltenreichen Kleider hätten nicht anders sein dürfen. Ach, ich könnte und möchte viel von ihr erzählen, wenn ich es mir nicht auf die Zeit aufsparte, wo sie die Seele unseres Hauses ward, und wo Körper und Geist in der schönsten Fülle blühten.

Der 18. März, der mir vor 18 Jahren meine Erstgeborene schenkte, ward mir dieses Jahr etwas verkümmert durch eine Cour bei der Königin von Bayern, von der ich mich nicht zu dispensiren wagte. Indeß war ich früh wieder zu Hause, hatte mich umgekleidet und ruhte etwas ermüdet auf dem Sofa, umringt von der lieben Jugend, als die ebenfalls jugendlichen Gäste nach und nach erschienen, die ich zu einer großen Lotterie eingeladen hatte. Allerlei hübsche Gewinnste schmückten den langen Tisch. Am meisten beladen mit Gewinnsten zog am Schluß des Abends ein blonder Jüngling davon, der sich mit einem blühenden Rosenstock im Arm wirklich malerisch ausnahm, als er sich mit vor Freude und Rührung strahlendem Angesicht bei mir empfahl.

Auch den Geburtstag meines Mannes, den 3. April, feierten wir mit ungetrübter Freude und Heiterkeit. Ich hatte mich mit meinen Nichten und Töchtern verbunden, um einen großen Lehnstuhl zu sticken; er war sehr wohl gelungen, sowohl die Holzschnitzarbeit an dem Möbel selbst als die Stickereien der in Seide schattirten Vögel, die in Rosen sich wiegten, Alles auf hellgrün wollenem Grunde. Während acht Jahren hat dieser Fauteuil dem Geburtstagskinde die besten Dienste gethan. Jochen, der liebe, war vom November an bei uns. Erst den 2. Mai verließ er uns, um nach Wien auf seinen Posten zurückzukehren. Mein Mann und die Töchter begleiteten ihn bis Potsdam. Ich war

froh über jede ruhige Stunde, die ich mir abmüßigen konnte, und ein ganzer einsamer Tag war vollends ein Gewinn für die Geschäfte, die mir Mariannens bevorstehende Einrichtung veranlaßte. Ich hatte die ganze Aussteuer zu besorgen und freute mich, als ich beim Abschluß der Rechnungen von der von meinem Schwager für jede seiner Töchter ausgesetzten Summe von 3000 Thlr. noch ein erkleckliches Sümmchen erübrigen und dem jungen Paar übermachen konnte. So gern ich auch diese Einrichtungen hinter mir gehabt hätte, so hielt ich dennoch die reiche Gegenwart mit allen Kräften meiner Seele fest und eilte keineswegs einer ungewissen Zukunft entgegen; von ihren Schmerzen kannte ich freilich jetzt nur den einen, die Trennung von Marianne, und diesem war der Stachel genommen; denn ihr Glück theilte sich mir mit, es siegte über alle Bedenken. Heinrich hatte sein Examen trotz der Bräutigamszerstreuung glücklich bestanden; er hatte in Berlin eine Anstellung als Assessor erhalten und ein Quartier in der Nähe der Wilhelmstraße gemiethet. Dennoch sind die Erinnerungen an diese reiche Gegenwart nicht ohne ihre trüben Schattenseiten. Meine Kräfte waren überangestrengt, und ich litt häufiger als sonst an den heftigsten Kopfschmerzen. Dazu kamen die meinen Mann so sehr bedrückenden und immer wiederkehrenden Verdrießlichkeiten zwischen ihm und Ancillon. Zuletzt trat der König als Vermittler auf, indem er Ancillons Abschiedsgesuch ruhig, fest und kalt ablehnte und ihn dadurch zwang, sich zu fügen.

Im Lauf dieses Winters waren wir zu einer jener Soireen auf das Palais entboten, die dem König und seinen Kindern so recht eigentlich zur Privatbelustigung dienen sollten. Diese begann mit einer Darstellung von lebenden Bildern, deren Eindruck aber durch das darauf folgende einzig schöne Konzert gänzlich verwischt wurde. Die Sonntag, unterstützt von der Seidler, trug mit der Catalani abwechselnd die herrlichsten Gesangstücke vor. Doch, wer sollte es glauben, auch über diesen Eindruck siegte noch ein letzter durch die vollständigste Ueberraschung. Die Gesellschaft hatte sich nämlich nach beendigter Vorstellung erhoben und in schwatzenden Gruppen vertheilt. Der König hatte bisher vom Nebenzimmer aus zugehört; nun stand er, auf seinen Krückstock gestützt, an der Eingangsthür. Er trat in den Saal, um sich mit den Zunächststehenden zu unterhalten; aber auch die Entfernteren fühlten sich freudig bewegt, als sie den geliebten Monarchen

zum ersten Mal nach seinem Unfall genesen erblickten! Doch wie steigerte sich diese Rührung, als die Glockenstimme der begeisterten Catalani plötzlich von der verlassenen Bühne das „God save the king“ ertönen ließ. Wie eine Schicksalsgöttin, so erhaben stand sie da und stimmte den Triumphgesang an. Mit großer Inbrunst erflehte sie des Himmels Segen auf das theure Haupt des Monarchen, den ihr Blick sogleich aus der Menge herausgefunden hatte. Zuletzt streckte sie wie weissagend ihre beiden Arme weit aus. Unsere Blicke waren den ihrigen gefolgt; sie wandten sich alle nach jener Thür hin, und kein Auge blieb trocken; denn was vermag nicht die Macht der Ueberraschung, die Macht des Gesanges — der ihre schien aus zehn Kehlen zugleich hervorzuquellen — und die Macht der Liebe in den Herzen treuer Unterthanen.

Wer jene gewaltige Sängerin und den Ausdruck nicht gekannt hat, den sie in ihr Organ zu legen wußte, wer diese den Himmel zersprengende Stimme nie gehört hat, wird sich kaum eine Vorstellung von dem eben beschriebenen Auftritt zu machen vermögen.

Unser Kreis hatte für diesen Winter und für einen Theil des Sommers den angenehmsten Zuwachs durch die Anwesenheit des Freiherrn v. Mirbach gewonnen, der schon 1822 als Abgeordneter der Rheinprovinz in Berlin gewesen war. Er befand sich wieder in Angelegenheiten seiner Provinz in der Residenz und hatte uns seine liebe, vortreffliche Frau, geb. Gräfin v. Metternich, mitgebracht. Ihre Anwesenheit war uns nicht nur sehr angenehm, sie sollte mir auch noch in Beziehung auf den blonden Jüngling, der am 18. März den Rosenstock davongetragen hatte, wichtig werden; denn sie waren seine Landsleute und hatten ihn aufwachsen sehen.

Die Fürstin Dorothee Reuß, geb. Prinzeß Carolath, eine liebe Bekannte vom Winter 1825, brachte auch wieder einige Wochen in Berlin zu; doch kam man nicht so oft zusammen, als es von beiden Seiten gewünscht ward.

In diesem Winter kam aus der Cousine Amerika Geburtsland ein Prediger herüber, der, so verwöhnt wir durch die Berliner Kanzelredner sein konnten, uns und das ganze christliche Publikum dennoch auf eine ganz außerordentliche Weise ergriff. Es war James Raily, deutscher Prediger in Nordamerika. Auch der Hof wollte ihn hören, und Raily

nahm mehr als einmal die Stelle ein, auf der man gewohnt war, Theremin oder Strauß zu hören. Nach ihm sind noch manche seiner Amtsbrüder in geistlichen Angelegenheiten, die der Zweck ihrer Reisen waren, nach Berlin gekommen, und mehr oder weniger schienen uns alle begnadigte Werkzeuge in der Hand des Herrn zu sein, die wohl eine hohe Idee von dem Zustand der Kirche in Amerika geben konnten.

Die Erwähnung der Kirche führt meine Gedanken auf zwei religiöse Akte, die kürzlich in unserer Familie stattfanden. Der eine war am 27. Februar der Nichte Agnes Rantzau Trauung mit ihrem Vetter Ernst Rantzau, den man als deutschen Jüngling aus den Jahren 1819 bis 1820 und als meinen treuen Pudel kennt. Der zweite war die Taufe des dritten Töchterchens in Södern, die den 12. Dezember des vorigen Jahres geboren und Elise genannt ward. Vom Vater wurde mir schriftlich eine Pathenstelle angeboten und das Kompliment gemacht, daß dieser Name als der meine gewählt sei. Sehr betrübte mich der Tod der vortrefflichen Gräfin Julie Dohna, geb. Scharnhorst, die ich im September 1822 kennen gelernt hatte. Sie hatte mich sehr interessirt, da ich viel von ihr gehört hatte; meine Aehnlichkeit mit ihr hatte mir zuerst die Herzen der Clausewitz gewonnen, welche seitdem in Noth und Tod mir so treu verbunden blieben. Ein Freund der Familie, Major v. Forster, geleitete die irdischen Ueberreste der Gräfin von Düsseldorf nach Berlin, wo sie am 2. März auf dem Invalidenkirchhof neben denen ihres berühmten Vaters beigesetzt wurden.

In diesem Jahr zog sich die Winterkälte bis in den Mai hinein; je länger aber der Frühling auf sich hatte warten lassen, desto zuversichtlicher rechneten wir jetzt auf ihn und unternahmen in dieser Hoffnung einen Ausflug aufs Land, der Thora und mir manche Freude gewährte, für Marianne aber und für Marie noch eine größere Bedeutung gewann. Die Itzenplitzsche Braut sollte den Lieblingslandsitz der Familie, Cunersdorf, kennen lernen; Mariechen war es freilich nur bestimmt, uns mit ihrer Großmama bis nach Blumberg zu begleiten, wo wir bei den freundlichen Goldbecks ein Frühstück einzunehmen geladen waren. Selbst diese Freude glaubten wir ihr bis zu dem Morgen der frühen Abfahrt verbergen zu müssen, um sie nicht zu erregen. Wie jubelte sie aber, als sie beim Erwachen am 15. einen Reiseanzug vor ihrem Bett ausgebreitet sah und mit einem Blick errieth, daß ihr, der kleinen

Gefangenen, ein Ausflug bevorstände. Ich erwähnte schon früher, weshalb sie bei ihrem häufigen Kränkeln so ruhig gehalten wurde. Je glücklicher sie sich aber an diesem Maivormittage in Blumberg fühlte, desto schwerer ward ihr der Gedanke, gleich wieder nach Berlin zurückzukehren, und sie legte sich aufs Bitten bei mir. Es war fast unmöglich, dem kleinen Dinge zu widerstehen, wenn es etwas wünschte und erbettelte; denn es besaß hierin eine so große Virtuosität, daß ich sie mein Bettelweibchen zu nennen pflegte. Zuletzt hatte sie Alle für sich gewonnen, und ich gab nach, weil mich die Glückseligkeit des Kindes ganz hinriß. Ihre fernere Reisebegleitung war höchst anmuthig; sie freute sich an Allem und theilte unser Interesse, sogar an dem Mistpfuhl in Werneuchen, von dem ich schon im April vorigen Jahres erzählt habe und an dem unser Weg uns auch diesmal vorbeiführte. Hübsch war er nicht, dieser Weg durch Sandfelder oder kümmerlich bebaute Gegenden, und erst dicht vor Cunersdorf eröffnet sich von einer Anhöhe dem Reisenden eine schöne Aussicht auf das fruchtbare Oder-Bruch. Doch ehe wir dieses erwünschte Ziel erreichten, hatten wir noch die Fährlichkeiten eines starken Gewitters bestehen müssen und die stärksten Regengüsse in einer Bauernhütte abgewartet. Endlich waren die sieben Meilen zurückgelegt, und wir wurden mit großer Zuvorkommenheit empfangen.

Hatte eine freudige Ueberraschung Mariens Erwachen am gestrigen Tage bezeichnet, so war die Freude des heutigen nicht geringer; sie war fast verklärter Art! Als ihr Blick zuerst auf die himmelblaue Decke des Zimmers fiel, wähnte sie sich im Nachgefühl ihres gestern empfundenen Glücks in den Himmel versetzt. Hier ein an meine Mutter gerichtetes Blatt, das meinem Bericht mehr Leben verleiht.

„Vom 17. Mai.

Gestern richtete ich meine flüchtigen Zeilen an meinen lieben Mann; heute, da mir 20 Minuten zum Schreiben gegeben sind, will ich Dich, geliebte Mutter, begrüßen. Ich hoffe, daß es Dir wohl geht, mein allerbestes Mamachen, daß Du gestern einen schönen Abend beim alten Baron Kottwitz zugebracht hast, und daß Du heute die Aussicht hast, ihn entweder bei Freunden oder daheim am Kommerztische, den unsere drollige Klara immer so gut zu ermuntern weiß, angenehm zuzubringen. Die Abende sind mir hier keineswegs das Liebste: da sind wir Alle

müde und man sitzt unbequem! Dagegen sind mir die Tage wirklich so schnell und erfreulich dahingeschwunden, wie es bei dem ungünstigen Wetter kaum zu erwarten stand, und ich bin, wenngleich eben jetzt todmüde, so doch wohler als in Berlin, und ebenso geht es meinen Begleiterinnen. Für Dich, liebste Mutter, freut es mich, daß Du mich nicht hierher begleitet hast; denn bei aller Deiner Vorliebe für das Landleben würde es Dir doch hier zu theuer erkauft dünken. Denke Dir nämlich, daß wir heute schon zwei Brennereien in allen Einzelheiten besehen haben, die Schweine und die Starken besuchen mußten und schon um 8 Uhr die Kuhherde mit vielem Pomp heraustreiben sahen. Marianne hat eine kleine Herde von sechs Schafen geschenkt erhalten, mit denen sie wuchern soll. In der Art wird sie noch viel zu lernen bekommen; sie ist übrigens verklärt in Glück und Liebe und befriedigt die Eltern, wie es scheint, ganz und gar. Dagegen sind sie unzufrieden, daß Heinrich jetzt, wo er sich als an den Schreibtisch gebunden ansehen sollte, noch hier unthätig ist. Sie wünschen, daß er sich uns von Pritzhagen aus empfehle; allein das will er nicht. Es ist nämlich auf morgen eine Partie nach Pritzhagen projektirt, wohin am vorigen Freitage die „merry wives“ von Berlin eine Landpartie machten, von der sie erst um 3 Uhr nachts heimkamen. Es liegt ein oder zwei Meilen von hier, und Berlin um so viel näher. Heinrich hat aber erklärt, er wolle jenen lieben Ort nicht zum Schauplatz ihrer Trennung machen. Ich habe Mariannen heute gebeten, bei Tisch nicht Hand in Hand mit dem Lieben zu sitzen u. s. w. Sophie und Thora sind artig und so ganz still vergnügt hier. Marie ist mehr wie vergnügt, sie kennt sich kaum vor Glück. Wir machten heute einen kurzen Besuch in dem schönen Neu-Hardenberg (dem Besitz des Grafen v. Hardenberg, Sohnes des Staatskanzlers). Seine zweite Frau, eine geborene Gräfin Hardenberg, die während ihres Gemahls häufigen Reisen stets allein blieb, stößt morgen in Pritzhagen zu uns. Doch ich muß eilends schließen, indem ich Dir die lieben Hände küsse. Dein gütiges, liebes Billet vom Abend unserer Trennung beglückte mich vor beinahe 24 Stunden. Ade, Ade!

Deine Elise.“

Der Tag in der Märkischen Schweiz, von der das Itzenplitzsche Gut Pritzhagen nur einen Theil ausmacht, verlief sehr angenehm; nicht allein gewährte uns die dortige wahrhaft pittoreske Natur dieser romantischen Oase einen hohen Genuß, sondern es fielen auch in dieser ländlichen Wirthschaft die letzten Bande der Fremdheit zwischen den beiden Familien, und das gezierte städtische Wesen der Gräfin Emma amüsirte uns, ohne uns zu stören. Ihre feinen Atlasschuhchen gingen bei unseren Streifereien gewiß darauf. Wir kletterten die steilen Hügel hinab bis an den kleinen dunkelgrünen See, der unergründlich tief ist und wahrscheinlich wie seine bergige Umgebung, die nichts Anderes als ein großer Riß im Erdboden zu sein scheint, sein Entstehen einer gewaltigen Erderschütterung dankt; denn hat man endlich wieder den Gipfel der Hügel erreicht, so ist man auf einem Plateau, und es liegt nur wieder eine unabsehbare Ebene vor dem erstaunten Blicke. Während unserer Entdeckungsreisen ließ die Hausfrau einen riesigen Kessel über einem mächtigen Feuer brodeln und das Essen auf einem längst schon dazu eingerichteten Herde von Erde zubereiten. Ermüdet lagerten wir uns mit Vergnügen auf eine halbmondförmige Rasenbank und ließen uns das ländliche Mahl vortrefflich schmecken, während unsere elegante Dame mit allen ihren Atours, Hängebändern, Schleiern, Floren, Handschuhen und dem rauschenden, sich hoch blähenden seidenen Kleide in der größten Verlegenheit war, die Teller ohne Tisch zu halten, und sich gar nicht in dieses ländliche Wesen zu finden wußte.

Doch zurück zum gastlichen Cunersdorf. Wir unternahmen noch andere Landpartien, bei denen meine gute Gräfin Itzenplitz so sonderbar angezogen war, daß ich mich nicht nur mit Aengstlichkeit nach den Kindern umsah, ob sie auch Contenance behalten würden, sondern auch die bekannte Anekdote von dem Schäfer verstand, der nach Cunersdorf gesandt wurde, um Schafe einzuhandeln, und, zurückgekehrt, den „alten Herrn" sehr rühmte und meinte, man könne recht gut mit ihm fertig werden, nur sei es kurios, daß er über den Hosen noch einen Weiberrock trage. Dieser alte gestiefelte, gerockte, mit einer Kravatte angethane Herr mit den rund abgeschnittenen Haaren und dem Kastorhut auf dem Kopfe stand vor mir — es war die Frau Gräfin Itzenplitz, wie sie leibt und lebt, und selbst die Reitgerte in der Hand fehlte nicht, obgleich von Reiten nicht die Rede war.

Das geschäftige Treiben in Cunersdorf gefiel mir indessen nicht übel; es beschränkte sich auch keineswegs auf die Verwaltung der weitläufigen Güter, sondern man stand auch in literarischem Verkehr nach allen Seiten hin, und es herrschte viel ländliche Geselligkeit dort. Bestellungen wurden angenommen und gegeben, Briefe kamen an und gingen ab, Boten flogen hin und her, und man wurde fortwährend in einer Art von Spannung erhalten. Die Unterredungen umfaßten einen Kreis von Gegenständen und Verhältnissen, in denen ich nicht nur zum großen Theil fremd war, sondern in dem mir auch schwerlich jemals recht behaglich geworden wäre; denn es gehörte dazu ein an Neugierde grenzendes Eindringen in alle Privat- und öffentlichen Angelegenheiten, und es erforderte ein rastloses Fortschreiten in der Literatur, in der Politik, in den Verfassungs- und Regierungsangelegenheiten. Der Lektüre widmete die gute Gräfin einen Theil ihrer Nächte; denn ihre Tagesarbeit, die sich auf die Verwaltung der Güterökonomie im Großen und im Kleinen bezieht, beginnt schon um 5 Uhr und erfordert eine enorme Korrespondenz, zu deren Bewältigung ein junger Mensch vom Morgen bis Abend in ihrem Kabinet mit Schreiben beschäftigt ist. Als ich mich damals darüber wunderte, daß sie diesen in fortwährender Thätigkeit zu erhalten wußte, ahnte mir nicht, daß zwölf Jahre nachher eines weiblichen Sekretärs Feder bei mir ebenso wenig rasten würde.

Bei unserer Rückkehr von diesem Ausfluge fand ich meinen Leopold von einem Katarrh befallen, und die Sorge um ihn trübte die Freude des Wiedersehens, ja eine bange Ahnung durchschauerte mich! Doch erlaubte ich mir nicht, ihr nachzugeben, da der so sorgsame Arzt durchaus nicht bedenklich schien. Und dennoch! dennoch!

Die Vermählungsfeier des Prinzen Karl am 26. Mai war vor der Thür. Dieser hatte vom König die Erlaubniß erbeten, daß die Ceremonie und alle dazu gehörigen Hoffeste in Charlottenburg stattfänden. Seine Vorliebe für diesen Ort gründete sich auf sehr frühe Eindrücke. Charlottenburg war die Stätte seiner Geburt, und dort hatte ihn auch der König einsegnen lassen. Von dieser Vermählung ist mir nur eine Erinnerung geblieben: mein Mann beim Fackeltanz, er der Einzige von den Fackelträgern, der sich ganz würdig ausnahm. Des Einzuges der Prinzessin aber vor oder nach der Vermählung

erinnere ich mich nicht mehr. Doch ist diese Lücke in meinem Gedächtnisse zu natürlich; denn nicht allein nahmen mich damals die Vorbereitungen zu Mariannens Heirath in Anspruch, sondern mein Herz war auch vielfach bewegt durch die nahe Trennung von ihr, ferner durch die Sorge um Leopolds zunehmenden Husten und endlich durch die mir bedeutungsvoll erscheinende Ankunft des Herrn v. d. Bussche-Ippenburg Vater. Freilich war diese ganz natürlich herbeigeführt; denn seiner Tochter Adelaide war eine Kur in Marienbad verordnet; er brachte sie und seine Schwester Minette selbst hin und sprach in Berlin an, wo sein Sohn noch studirte. Diese Studien waren indeß fast vollendet, das Examen sollte bald darauf folgen. Der junge Mann hatte durch Erbschaft u. s. w. schon ein unabhängiges Vermögen und war im Besitze von Gütern am Rhein. Er erschien in diesem Frühjahr am Hofe in der landständischen Uniform seiner Provinz. Die früheren Beziehungen zwischen der Familie v. d. Bussche-Ippenburg und der unsrigen waren mannigfach; die Freundschaft zwischen meinen jungen Mädchen und den Töchtern Bussche-Streithorst, deren Mutter eine Schwester des Herrn v. d. Bussche-Ippenburg sen. war, hatte in Ems die Beziehungen wieder aufgefrischt. Auch mein Mann kannte und verehrte Minette v. d. Bussche von Paris her, und ihren vortrefflichen Bruder schätzten wir längst schon durch Alles, was wir von ihm gehört hatten; denn es hat wohl selten ein Sterblicher in dem Maße wie er den Ruf eines ehrenwerthen Mannes gehabt, dem an Biederkeit und wahrer Herzensgüte Niemand gleichkäme. Wir gaben ihm und den Seinigen am 6. Juni ein Diner und luden dazu den ihm verwandten General Müffling, dessen liebe Frau und Töchter. Vorher schon hatten wir uns nicht nur en visite mit Busschens gesehen, sondern auch am 3. Juni bei meiner Freundin Marie Clausewitz getroffen. Heuer ließ sich diese Freundin nicht von ihrem schon seit längerer Zeit kranken Manne trennen, so daß von keiner weiteren Feier dieses lieben Tages die Rede sein konnte. Doch gottlob war er ihr nicht mehr durch Besorgnisse um ihren Mann getrübt; denn dieser befand sich in der Besserung.

Mariannens Hochzeit war auf den 9. Juni, einen Sonnabend, festgesetzt worden. Das bunte Gemisch unserer gewöhnlichen Freitagsgäste mit denen, die als Freunde und Verwandte des Bräutigams aus allen Theilen der Monarchie zusammengekommen, und denen, welche die

Neugierde herbeigeführt hatte, paßte vortrefflich zu einem Polterabend. Unter letzteren führe ich vor Allem unsere liebe Kronprinzeß an, deren Erscheinen uns um so mehr erfreute, da sie nur höchst ungern auszugehen pflegte und noch niemals wie hier aus freier Wahl und uneingeladen erschienen war. Sie war äußerst lieblich und wahrhaft theilnehmend.

Die Braut sah an dem Abend reizend aus; sie blühte in der unbefangensten Heiterkeit und war von der innigsten Liebe mit einem so rosigen Schimmer übergossen, daß der banale poetische Vergleich hier zur Wahrheit ward: „Die Rosen, die sie schmückten, erblaßten vor der Blüthe ihrer Wangen.“ Das schöne Auge glänzte durch den Thau der Rührung hindurch so milde und erquickend wie die Sonne durch einen leichten Streifregen. Die neue Familie, die alten Freunde, wir Alle freuten uns der bräutlich-holden Erscheinung und des Schwesternreigens, der, ihr huldigend, in allerlei Verkleidungen und Versen seine innigsten Wünsche darbrachte. Er aber, der ihnen die Verse in den Mund gelegt hatte, der theure Pflegevater, fehlte. Ein Anfall seines Leidens hatte ihn tags zuvor überfallen und ans Krankenbett gebannt; mir war dadurch meine beste Stütze, uns Allen der Mittelpunkt genommen.

Der Morgen nach diesem bunten Vorabend erwachte so schön und so sonnig wie das Lächeln der glücklichen Braut. Unser Garten hatte sich mit aller Blüthenpracht geschmückt und ward am Vormittage der Versammlungsort der Familie.

Während sich am Nachmittage schon die Hochzeitsgäste versammelten, führten mich nothwendige Besprechungen einige Male zu meinem Kranken und durch mein grünes Zimmer, welches den Gästen nicht geöffnet wurde. Da saß denn das schön geschmückte Brautpaar: sie im köstlichen Schmuck der reinen Seide und der bedeutungsvollen Perlen und im noch köstlicheren Schmuck echter Weiblichkeit, holder Demuth und der Schönheit, die vor Gott gilt. Ernst und doch weich, betend gehoben und doch hingebend harrten sie in traulichen Gesprächen des Augenblicks, wo sie feierlich eingeholt werden würden. Der tief ergriffene Bräutigam hatte mir jedesmal, so oft ich an Beiden vorüberging, etwas Liebevolles zu sagen; sie dagegen schmiegte sich mir in dankbarer Erinnerung der Vergangenheit an, während er lebhaft den Wunsch aussprach, daß ich ein gleiches Glück bei meinen Töchtern erleben, mir durch sie ebenso dankbare und von Herzen ergebene Schwiegersöhne

erwerben möchte, wie er es seinem Gefühle nach sei und es ewig bleiben werde.

Da Heinrich keinen der anderen Prediger so sehr liebte wie Strauß, so hatte Mariannens Wunsch sich entschieden dahin ausgesprochen, daß nur er sie trauen solle, und so war er nun schon der dritte Prediger, der in unserem Hause die Hände Liebender zusammenlegte und sie zum heiligen Bund der Ehe einsegnete.

Wollte ich sagen, daß die Rede unsere Erwartung erfüllte, so wäre dadurch schon recht viel gesagt; dennoch will ich hinzufügen, wie er den Satz, daß man in seinem Lebensgefährten nicht den Menschen, sondern den werdenden Engel zu lieben trachten müsse, zum Thema gewählt hatte. Für achtzig Personen war die Tafel bereitet; ihre Anordnung war wie bei ähnlichen Gelegenheiten. Alle hatten sich stattlich mit ihren Uniformen angethan, nur der Oberpräsident v. Vincke war in Civil erschienen. Als intimer Freund der Familie des Bräutigams hatten wir ihn geladen; bei der nächsten Hochzeit in unserer Familie war er aber nicht zugegen, obgleich da gerade ganz eigene Beziehungen zwischen ihm und dem Bräutigam bestanden. Alles hielt sich auf dieser Feier in den ehrbarsten Formen, und ein Scherz, der von Frau v. Massow ausging, beschloß die würdige Feier recht munter. Sie ließ nämlich einen Fackeltanz aufführen und dann noch in Ringelreihen die Brautkrone abtanzen, und der Zufall wandte sie meiner Thora zu.

Der nächste Morgen brach in herrlicher Frühlingspracht an; die schöne Sonntagsfrühe lud uns Alle in das Gotteshaus ein, und wir folgten den Glockentönen in still festlichen Gefühlen.

Aber mit diesem andächtig freudigen Kirchenbesuch schloß auch für mich eine ganze Lebensepoche, und es begann eine neue, eine sehr, sehr trübe! Denn hatte sich auch längst schon mein Herz fast nur in sorgenvollen Schlägen bewegt, hatte mein Blick in bangen Ahnungen den jüngsten Liebling aufgesucht, so war es den letzten Tagen schöner Familienfeste dennoch gelungen, mich von meiner Sorge abzuziehen, mich wohlthuend zu zerstreuen! Doch jetzt sollte sie mit erhöhter und erneuter Macht auf mich einbrechen und mich in den Feuerofen heißester Angst stürzen, aus dem es keine Erlösung gab als durch das Hinopfern meines liebsten Kleinods!

Bald nach unserer Rückkehr füllte sich mein grünes Zimmer und die daranstoßenden mit Glückwünschenden; sie wurden in den Vormittagsstunden nicht wieder leer. Vater Bussche aber schlich sich aus dem Gratulationskreise hinaus zu meinem kranken Mann und warb dort für seinen Sohn um unsere Aelteste. Ich mußte unterdeß oben die freundliche Wirthin machen; es wogte herein und hinaus, während mir im Herzen bange war und immer bänger ward um den Knaben, der zwar noch recht munter zwischen uns umherlief, aber viel und bösartig hustete. In dieser Stunde ward es mir zum ersten Male gewiß, daß er vom Keuchhusten befallen sei. Doch erst, da meine Zimmer sich wieder geleert hatten, konnte ich daran denken, meinem Mann die Schreckenskunde mitzutheilen. Ich trug das Angstkind hinab zum Vater, hoffend, es werde ihn der Eintritt dieser gefürchteten Krankheit weniger erschrecken, wenn er selbst sie durch eigene Beobachtung gewahrte, zumal da der Knabe noch ziemlich munter umhersprang, als wenn er erst förmliche Nachricht davon erhielte.

Nun folgten drei Wochen einer so bangen Besorgniß, eines so steigenden Jammers, daß ich sie nicht zu schildern versuchen will. Doch warf die Hoffnung anfänglich noch manchen erquickenden Strahl in die Nacht unserer Sorgen hinein, und zu solchen Tagen der Hoffnung gehörte gerade der 18. Juni, der Tag der Einsegnung meiner Klara. O Gott, wie erhebend, wie unbeschreiblich ergreifend war diese durch die Inbrunst, die der würdige Lisco in die Handlung hineinlegte, und besonders durch Klaras wunderbar tiefe Sammlung, durch ihre innere Verklärung! Früh sprach ich nur Weniges mit meinem Kinde und nur Abgebrochenes: „Geh, meine Klara, schwöre und halte! Wandle in dem Wege des Herrn, und seine Engel werden Dich führen in sein himmlisch Haus!" An meine kurze Ermahnung schloß sich die des Vaters an: „Sei gesinnt, wie Dein Herr es war, folge seinem hohen Beispiel und beweise Deine Folgsamkeit durch aufrichtige Gottes- und innige Menschenliebe, durch den Frieden, der dann in Deinem Herzen ausgegossen sein wird, durch die Reinheit dieses Deines Herzens und Deines Lebens und endlich durch Deinen Eifer in allem Guten und Schönen."

Wir wollten indeß nicht durch mehr Worte dem Eindruck vorgreifen, den die Kirche heute auf sie machen sollte. Dies mußte Liscos Tag bleiben; darum überließ ich sie ihren eigenen Betrachtungen; still

fuhren wir den weiten Weg zur Kirche. Am Eingang derselben noch ein Kuß, ein stummer Segenswunsch, und dann entließ ich sie; ach, leider aber hatte der theure Vater uns nicht dahin begleiten können! War Klara uns am Abend des 8. schon hoch und hehr erschienen, als sie eine Klosterfrau vorstellte, es uns aber bedünkte, als sei sie wirklich eine Gott Verlobte, o, wie viel mehr hier, wo sie in der andächtigsten Sammlung ganz nach innen gekehrt war, oder in der seligsten Hoffnung nach oben blickte, wo Demuth sie beugte und Begeisterung sie hob, wo Engel ihr zu horchen schienen, als sie in vollen, tiefen Tönen ihr Bekenntniß, ihr Gelübde ablegte, wo sie auf den Stufen des Altars kniete wie eine Gott Geweihte!

In ernster Sammlung und stillem Gebet wurde die Heimfahrt zurückgelegt; Jedes von uns fühlte auf seine Weise, wie es nun galt, dem Leben mit seinen schweren Pflichten, mit seinen bängsten Stunden, mit seinen Prüfungen entgegenzugehen.

Ich zog mich von dem gemeinschaftlichen Mittagessen zurück; denn ich war so angegriffen, daß ich einiger Ruhe bedurfte, und solche verhießen mir die Einsamkeit und die stillen Stunden der Sammlung und Erhebung meines zerrissenen Innern. Auch dürfte meines Mannes besonnener Ernst der nicht minder angegriffenen Klara wohlthätiger gewesen sein als meine nicht zu bezwingende Rührung, mein immer wieder durchbrechender Schmerz, meine leicht in trostlose Unruhe ausartende Seelenangst!

Am Morgen des 19. wurden denn nach langen Ueberlegungen die beiden ältesten Töchter unter bitteren Schmerzen entlassen; wir hofften sie durch eine Entfernung vor der Ansteckung des Stickhustens zu sichern, der auch schon mein Mariechen ergriffen hatte. Thora und Klara also folgten dem jungen Ehepaar nach Behnitz zu den Eltern Itzenplitz.

Unseres Kindes Krankheit aber nahm einen unaufhaltsam bösen Verlauf, und nach kaum zwei Wochen ringt mein Knabe mit dem Tode. Vier Tage nacheinander erneuert sich dieser furchtbare Kampf immer um dieselbe Stunde, ein Uhr, und dauert mit den Qualen des Todes bis an den jedesmaligen Spätabend. Am Nachmittage des 4. Juli hatte Strauß der sterbenden Jungfer meiner Mutter die Kommunion gereicht; er hatte am Sterbelager unseres Kleinen ein Gebet gehalten und den Segen über ihn gesprochen, der mich seitdem allsonntäglich zurückversetzt

in jene Stunde der physischen und der Seelenmarter, der bängsten Zweifel und zugleich der Alles überwindenden Seelenerhebung.

Endlich am Abend dieses ewig unvergeßlichen Vierten schlossen sich die Augen des kleinen Dulders für dieses irdische Leben! Nun war Alles todtenstill, ertödtend öde und in Todesnacht gehüllt um mich her! Und doch brachte der Morgen des 5. die bitterste von dieser langen Reihe von Wehestunden; denn das Erwachen von dem Schlaf der Erschöpfung war gar zu schrecklich! Beten, zusammenhängende Empfindungen und Gründe der Unterwerfung in mir ordnen, das vermochte ich noch nicht! Aber ich konnte aufschauen zu Gott, und er sah auf mich hernieder und gab Kraft, zu tragen und zu entbehren, ja Kraft sogar, um mich in Augenblicken des Kleinen Seligkeit schon zu freuen.

Doch ach, die dunkeln Augenblicke kehrten mit doppelter Macht zurück.

„Wo ich den Blick hinwende, da seh ich meines geliebten Sohnes Bild, doch ach! nicht mit dem freundlichen Blick, den er mir einst zuwandte. Ich seh ihn, wie er im Bette liegt, und sitze bei ihm, höre das ächzende Kind! Ach, und kann nicht helfen. Es klagt zu mir und es wendet, jetzt noch wendet es mir tief in die Seele den Blick zu. Warum quälst du mich, o Erinnerung, die mir die bangen, leidensvollen Stunden immer wieder erneut!“

Meiner frommen Mutter war ein rein freudiger Aufschwung gegeben; sie vermochte es, die erlebten Leiden und den Jammer des Lieblings mit seiner kleinen holden Hülle zugleich dem Tode, der Mutter Erde hinzugeben und, ein Kreuz darüber schlagend, nun auch frei und selig hoffend hinüber zu blicken in das Land der Seligen, wo die Ueberwinderkrone auch unser Kind schmückt!

O, wer nur erst durchgedrungen und droben mit all den Seinen vereint wäre! Mein stürmisches Sehnen mußte aber doch überwunden werden; es mußte wieder angeknüpft werden mit dem Leben, mit der Gegenwart, trat mir da doch noch so viel Liebe entgegen und blieb mir doch die bittersüße Aufgabe, den geliebten Mann, den im tiefsten Herzen zerrissenen Vater zu trösten; und er war so lieb, so rührend bereit, jeden Trost zu ergreifen!

Unser Glaube rettete uns aus diesem Schiffbruch unserer liebsten Hoffnungen, unseres schönsten Glückes. Wir brachten unseren herben

Schmerz und das süße Kind selbst dem lieben himmlischen Vater zum Opfer dar! Dennoch konnte nur zu oft ein Gedanke, eine Erinnerung an das Märtyrerthum der Unschuld, welches ich hatte erdulden sehen, ein Rückblick auf diesen langen Todeskampf des Lieblings mich auf einmal wieder auf die brausende Fluth der Zweifel und des stürmischsten Schmerzes zurückwerfen! Hatte dieses unschuldige Kind so unerhört leiden müssen, ehe die Thore des Himmels sich ihm öffneten, um die auch ihm anklebende eigene Sünde abzubüßen? Oder litt er mit für unsere, für meine Sünde? Es schien ja sein Todeskampf kein Kampf des armen Körperchens allein, es schien auch ein Ringen der Seele zu sein! Sein tiefer, schmerzdurchdrungener Blick weilte oft lange und durchbohrend auf seiner Umgebung, und dann hob er sich flehend nach oben. O, wenn mir sein Stöhnen in den Ohren zerreißend nachhallte, wenn sein Leidensblick dem meinen im Bilde begegnete, dann fühlte ich mich vernichtet, und lange noch kehrten mir diese herzzerreißenden Vorstellungen wieder und brachten Stunden des bangsten Zweifels mit sich.

Die Frage, die in jenen furchtbaren Tagen mir unwillkürlich sich aufdrängte, kehrt jetzt nur wieder, um sich der Prüfung zu unterwerfen. Als mein Leopold so litt, daß das Mutterherz brach, da entwand sich meinem kranken Herzen das Wort, dessen ich mich jetzt schäme: „Gott, gerechter, barmherziger Gott, diese Unschuld lässest Du so leiden? Ist's Gott, der die Unschuld leiden läßt? wer sonst als Er?“ Und doch lag all dieser Jammer nicht im ewigen Rathschluß Gottes. Wie er die Menschen schuf, kräftig und hehr, Kinder der edlen und einfachen Natur, da litt gewiß die Unschuld nicht so, sollte nicht so leiden. Doch wir sind abgewichen, durch die erste Sünde, durch die Erbsünde abgewichen. Wir sind auch physisch abgewichen von dem einfachen schönen Wege, an dessen Anfang uns Gott stellte. Unsere üppige Lebensweise hat unsere Existenz gefährdet und nicht unser Gott. Die sanften Bewegungen der Hoffnung, der Furcht, der Liebe, der Freude waren bestimmt, wie wohlthätige Lüfte die Pflanzen zu kräftigen; aber Leidenschaft und Uebermaß ersticken sie, wie des Lämpleins Flamme auslöscht, wenn es überschüttet wird von dem Oel, das, richtig angewandt, sie erhalten soll.

Mein lieber Mann hatte sich dem Anblick des Leidens seines Sohnes so viel entzogen, wie es nothwendig war, um ihn aufrecht zu erhalten. Als nun der Schlag uns traf, war er gefaßter, als ich zu hoffen

gewagt hatte. Sein Glaube bewährte sich in der Stunde der Anfechtung, und ohne Murren brachte er dem Herrn sein Opfer. Da aber der Theure unsere kleine geliebte Leiche nicht zum Grabe zu geleiten vermochte und auch ich mir dazu die Kraft nicht zutraute, ward beschlossen, daß wir Berlin auf vierundzwanzig Stunden verlassen sollten. So brachen wir selbander in der Frühe des 6. Juli auf, um unsere Töchter in Behnitz aufzusuchen. Die Fahrt war unendlich wehmüthig, zumal da sie uns an der Promenade des Thiergartens vorbeiführte, wo ich noch zehn Tage früher meinen kranken Liebling gesonnt hatte. Neben den Schmerzen, die meine Seele durchschnitten, drangen aber doch Gefühle eines unnennbaren Trostes auf mich ein. Ich konnte leise und sanft um ihn weinen und konnte aufhorchen auf die Töne der Natur, die mich an diesem Frühmorgen so feierlich umrauschten. Das Wiedersehen mit den Töchtern war tief ergreifend; ihre Liebe aber legte sich wie ein Balsam auf unsere Herzen.

Heimgekehrt, fanden wir die theure Hülle nicht mehr. Sie war in geweihte Erde gesenkt auf dem kleinen Kirchhof, der zur Dreifaltigkeitskirche gehört und dicht am Potsdamer Thore liegt. Der Prediger Nicolai hatte über dem offenen Grabe gebetet und meine Mutter die erste Schaufel Erde auf dasselbe geschüttet. Solche Treue haben diese Blätter schon mit Rührung im April 1817 erwähnt. Sie war damals und auch jetzt mit bewundernswürdiger Kraft, Ausdauer und mit Alles überwindender Liebe thätig, sowohl in der Pflege als im Ausharren am Sarge und in den wiederholten Besuchen an den kleinen Gräbern. Die Ruhestätte Leopolds hat sie zu ihrem Wallfahrtsort erkoren; sie ist ihr ein Heiligthum der Liebe und Andacht geworden; sie schmückt sie jahraus, jahrein mit den schönsten Blumen. Zuweilen begleitete ich sie, um an meines Kindes Grab zu beten; aber so freundlich und lieblich wie ihr erscheint mir diese Stätte nicht. Ich werde dort zu sehr an Tod und Verwesung erinnert. Aber:

„Den Garten kenn' ich wohl, wo nie ein Keim verdarb,
Wo Alles Früchte trägt, was hier als Blüthe starb!"

Es gehört zu den schmerzlichsten Erinnerungen jener Zeit für mich, daß mein Verlangen und Sehnen nach einigen Wochen ungestörter Ruhe und Sammlung sich nicht erfüllen ließ. Also nur acht Tage stillen

Weilens und Weinens mit Mutter, Gatten und den unseren Schmerz treu theilenden Freunden im Trauerhause, und dann wieder hinaus in des Lebens wechselvolles Treiben. Doch gottlob nicht mit Fremden in eine fremde Welt. Mit den lieben Töchtern sollte ich an den Strand des heimathlichen Meeres ziehen, um Stärkung für meine Klara zu suchen, um dort auch meinen armen, geliebten Vater wiederzusehen.

Doch nun mögen die Klagen des gebrochenen Mutterherzens verstummen, die Laute des bangsten Wehs mögen verhallen, und der Schmerz soll in die tiefste Seele zurückgedrängt werden!

Habe ich doch einen neuen Abschnitt in meinen Erzählungen zu beginnen, eine Zeit schöner Glücksverheißungen, deren Stern und Mittelpunkt mein Kind, mein ältestes, mein glückliches Kind, meine Thora ist! Freilich folgte dieser neue Lebensabschnitt sehr schnell auf den kaum vergangenen, ja er knüpfte sich eigentlich sogar an den Beginn desselben an, nämlich gerade an jenen Tag, der einen so schwarzen Schatten in mein Leben hineingeworfen hatte, an jenen 9. Juni, welcher mir so verhängnißvoll wurde.

An Mariannens Hochzeitstag befand sich unter den Gästen auch Herr v. d. Bussche-Ippenburg sen., der vortreffliche George, dessen persönliche Bekanntschaft ich zwar erst kürzlich gemacht, dessen Ruf von selbstvergessender, treuester Pflichterfüllung mich aber schon längst erreicht und mir den vortrefflichen Mann nicht fremd gelassen hatte. Zwischen all den Zuströmenden drängte sich Bussche an mich heran, bat mich um eine Unterredung, die denn auch auf den Morgen des 10. festgesetzt ward.

Der Leser wird wohl jetzt, wie ich damals, den Zweck dieses Verlangens errathen. Ihm wird es wohl ebenfalls schon klar geworden sein, daß die Anwesenheit dieses älteren Herrn v. d. Bussche in naher Beziehung zu des Sohnes Annäherung an unser Haus, zu den Besuchen des blonden Jünglings stand, den ich an Thoras Geburtstag einführte.

Am 18. März d. Js. hatte er zuerst unsere Schwelle betreten, damals zu heiterer Feier in fröhlicher Lust. Später haben wir ihn oft mit dem Ausdruck tiefster Theilnahme kommen sehen, zuletzt aufgelöst in Thränen heißesten Schmerzes um uns!

Die besprochene Unterredung fand also zwischen dem Vater Bussche und der Mama Thoras statt. Er hielt darin im Namen seines Sohnes

förmlich und feierlichst um Thora an, legte Rechenschaft ab über dessen Stellung zu ihm, zum lieben Gott und zur Welt, setzte auch die Vermögensverhältnisse auseinander und war befriedigend in Allem, was er äußerte, und in der Art, wie er die heißen Wünsche auch seines Herzens vorbrachte. Nur die große Jugend des Sohnes, sowie daß er das zweite und dritte Examen noch nicht bestanden hatte, erschienen uns bedenklich. Nichtsdestoweniger ward zwischen uns verabredet, der Entwickelung des Verhältnisses, welches der Jüngling jetzt mit seiner ganzen heißesten Liebe, mit allen Kräften seiner zum ersten Mal in Gluth gesetzten Seele anzuknüpfen bemüht war, ruhig, ja fördernd zuzusehen. Der Vater sogar wünschte keine vorschnelle Lösung des Knotens. Und dennoch kam es so, und weil es so kam, von Gott so zugelassen wurde, würde ich es gutheißen müssen, wenn auch die Folgen nicht so freundlicher Art, wenn auch der Ausgang nicht so segensreich gewesen wäre!

Während des Aufenthalts der Töchter in Behnitz näherte sich uns der junge Bussche auf alle Weise, zeigte uns die innigste Theilnahme und große Gemüthlichkeit. Er wußte sich auch von uns die Erlaubniß zu erflehen, einen Besuch in Behnitz zu machen, und zuletzt sogar die, sich dahin zu verfügen, wenn wir dort die Töchter zur weiteren Reise abholen würden. Unsere Schwäche, dies nicht zu verwehren, beschleunigte die endliche Entscheidung; denn noch an demselben Abend des 19. Juli, an dem mein Mann und ich nach Behnitz gekommen waren, machte sich die Verlobung unglaublich schnell! Eine Wasserfahrt auf dem spiegelglatten See wiegte nach der Entscheidung die aufgeregten Gemüther in besänftigende Ruhe ein, und noch vorm Schlafengehen schrieb ich:

„Abends 10½ Uhr.

Mein liebes Mütterchen! Ich wünsche Dir eine gute sanfte Nacht, küsse die lieben Hände und bitte, daß sie sich in Gedanken segnend auf die Häupter des jungen Paares legen mögen! Vor vierzehn Tagen sahen diese Wände mich in Thränen des bitteren Schmerzes gebadet; jetzt mischt sich darin die Freudenthräne und mildert das bittere Leid in sanfte, ja in hoffnungsvolle Wehmuth. Wir haben ihn gewonnen, den lieben Sohn unserer Wahl, und unsere Aelteste schmiegt sich als glückselige Braut an ihn an. Alles Bangen, alles Zweifeln hat sich in schöne Sicherheit umgewandelt, in süße Liebe aufgelöst. Thora sieht

strahlend vor Glück, ganz allerliebst bräutlich aus; die Liebe verklärt sie, wenn möglich, noch mehr als ihn."

Gleich nach der Verlobung verließen wir Behnitz, um uns mit dem Brautpaar und Klara nach einem Aufenthalt in Wedendorf an den Ostseestrand zu begeben. Ich schrieb an meine Mutter aus Grabow, einem mecklenburgischen Städtchen nahe bei Dreylützow, unserer alten, mir jetzt aber wieder ganz entfremdeten Besitzung, welche ich nicht berührte, sondern links liegen ließ:

„Von hier schreibe ich meiner lieben Mutter, wo so viel Erinnerungen mich umgeben und mir so weich, so weh ums Herz ist! So nahe bei Dreylützow, bei dem Ort, der mir nicht lieb werden, nicht lieb bleiben soll, und der doch so recht eigentlich unsere Heimath ist; ich komme mir aber gerade heute fremder vor auf der ganzen Welt als je! »Wo bist du, du geliebtes Land, gesucht, geahnt und nie gekannt, du Land, du Land so hoffnungsgrün, du Land, wo meine Rosen blüh'n, wo meine Träume wandeln gehn, wo meine Todten auferstehn!«

Diese zwei Reisetage haben so Vieles in mir aufgeregt, was mein Herz in Wehmuth bricht. Die Einsamkeit des Reisewagens war zu groß; denn das liebe Pärchen schwatzte flüsternd und war in sich versunken und verloren. Klara, wie mein Mann es schon in Behnitz bemerkte, war einsilbig, und auch der mir sonst so treue Schlaf wollte mich und meinen Kummer nicht einlullen. Doch weshalb von mir reden, warum Dir nicht lieber heitere Bilder, Dir ein zärtliches, ein glückseliges Brautpaar vorführen, dem diese Reise wie eine Lustfahrt, dem das ganze Leben im rosigsten Glanz erscheint und das sich ganz allein genügt und von der übrigen Welt nichts wissen will.

Wer uns noch vorgestern Abend gesagt hätte, daß unser Kind so bald eine so zärtliche Braut werden würde? wer mir gesagt hätte, daß ich sie nur wiedersehen sollte, um sie abzugeben? Wir haben gutes Wetter und gute Wege, sind auch Alle beinahe wohl. Die Reise hat wirklich so, wie wir sie machen, gar keine Beschwerde. Dieses Wirthshaus ist freilich so schlecht, daß ich aufs Neue ganz davon degoutirt bin; wir hatten alle Mühe, uns zu logiren, und warten nun ewig auf unser bißchen Abendbrot."

In Ludwigslust hatten wir den Bräutigam zurückgelassen, um in Wedendorf zuerst selbst die Wendung von Thoras Schicksal zu verkünden.

Als er nun tags darauf dort anlangte und wir ihn auf dem Perron empfingen, war es sehr drollig, wie er Alle, die ihm in den Wurf kamen, dans l'effervescence de son coeur der Reihe nach umarmte; zu unserem großen Ergötzen und ihrem Entsetzen sogar Sophie, so sehr sie sich zurückbog. Erst bei Hedwig kam er wieder zur Besinnung.

Es waren reiche, schöne Tage in Wedendorf; man weinte mit mir, man umgab mich mit so inniger Liebe, daß endlich Strahlen der wiederkehrenden Heiterkeit den dichten Nebelflor meiner Trauer durchbrachen. Mir wurden auch schöne Stunden mit der Schwägerin Luise zutheil; namentlich war das Wiedersehen mit ihr auf so eigene Art ergreifend, daß es mich an die einstige, selige Wiedervereinigung jenseits erinnerte. Wir erblickten nämlich, als wir übers Wasser von Kampskoppel zurückkamen, Luise winkend am Ufer; ihre Arme streckten sich mir entgegen, und ihr thränenschwerer Blick traf mich dennoch so innig liebevoll, ja freudig! Da trat mir die Seligkeit des himmlischen Vaterlandes, die meine holde Edensblume jetzt genoß, noch näher; auch die Erde erschien mir grüner, sie erschien mir reicher in ihrer Nähe! Sie hatte ihre Freude an dem Brautpaar, welches von den lieben uns so befreundeten Wirthen wie Kinder des Hauses auf Händen getragen ward.

Am 28. Juli kamen wir in Travemünde an und fanden bald eine schöne Wohnung dort. Aber trotz des Glückes meines Brautpaares, an dem ich mich innig freuen konnte, trotz eines Wiedersehens mit meinem lieben Vater und des Besuchs so mancher lieber Freunde und Verwandten blieben mir viel trübe Erinnerungen von diesem Aufenthalt.

Die Wunde meines Herzens war noch zu frisch und blutete bei jedem Wiedersehen. Meinen Vater fand ich schmerzlich verändert und gealtert. Dazu kamen noch viel Kälte und Sturm, so daß wir alle gegen Katarrh und Unbehagen zu kämpfen hatten. Einige erfreuliche Zwischenfälle gab es, so der Besuch des Neffen Theodor Reventlow, der höchst liebenswürdig und erheiternd war, und die Ankunft meines Mariechens, die hochbeglückt war, uns wieder zu haben, und beim Anblick der offenen See in lauten Jubel ausbrach.

Unsere weitere Reise ward zu einer Lustfahrt. Bei köstlichem Wetter führte sie uns zuerst längs dem Strande und dann in die fruchtbarsten

und lieblichsten Gegenden des gesegneten Holstein hinein. In Eutin durchstrichen wir den schönen herzoglichen Garten, der mir aus den früheren Stolbergschen Zeiten so lieb war und an den sich auch theure Erinnerungen knüpften, unter anderen die an eine schöne Promenade an der Seite des gar zu lieben und freundlichen Onkels Christian Stolberg im September 1804, als wir von Hasselburg aus ihn dort aufgesucht hatten, wohin er in Begleitung des Kronprinzen gekommen war. Unser Julius Busche bewunderte mit staunendem Ergötzen die herrliche Vegetation, die Prachtbäume dieses Landes, die hier von dem Herzog mit großer Kunst zu Anlagen benutzt waren. Doch das ganze Land Holstein ist von dieser Seite ein Garten, den der große Gärtner herrlich ausgeschmückt hat mit Wiesen, Wäldern, grünen Hügeln, Landseen und Aussichten auf das Meer. Die Pracht der Holsteiner Buchen ist weltbekannt, sie wetteifert mit ihren Schwestern in Seeland; während diese aber in den Himmel zu streben scheinen, bilden jene mit ihren weit ausgebreiteten Aesten schattige Laubdächer, die sich in der Ferne ganz eigenthümlich ausnehmen.

Wenn jener Gärtner Holstein so geschmückt hat durch die vielen herrlichen Buchen und Eichen, so verdankt das Land die Erhaltung dieser Schönheit dem großartigen Sinn seiner Besitzer, die mit Pietät diese Denkmäler der alten Zeit schonen. Möchten noch viele Jahre glücklich verstreichen, ehe die leidige Oekonomie die Axt an die schönsten Bäume legt.

Beschreibe ich nun das rege Leben in Altenhofs Mauern, die so viele unserer Verwandten und Freunde beherbergen? Erzähle ich, wie sich die Gesellschaft in Gruppen und Partien vertheilt, hier lacht, dort weint, hier arbeitet, dort spielt, hier ruht, dort geht, reitet und fährt, hier liest, dort musizirt, hier schreibt, dort disputirt, wie sie sich zu den Stunden des ersten Frühstücks, des stattlichen Mittagsmahles, der allgemeinen Nachmittagspromenade oder Ausfahrten, und dann endlich wieder am späten Abend vereint? Theile ich ferner mit, wie der regsame Theodor die Jugend durch Verstandesspiele in Thätigkeit zu bringen pflegte, und wie nach und nach sogar die Erwachsenen Antheil daran nahmen? Mein Vater, der ein Licht in all dergleichen war, war von der Jugend zuerst hineingezogen worden, und ihm folgten bald auch wir Alle zum Entzücken der Kinder. Die Mutter, die Großmutter

und vor Allem die Aeltermutter (Auguste Stolberg),*) die allermunterste und thätigste bei all den Spielen.

Der 17. September beschloß die Reihe dieser genußreichen Tage; es war die Feier von Mariens Geburtstag. Er ward dadurch verherrlicht, daß ein Zug von Miniatursoldaten (Waisenkinder) mit Trommeln und Pauken, Pfeifen und Klarinetten von Eckernförde aus anmarschirt kam und sich auf dem Hof aufstellte. Sie wurden nach dem Garten gewiesen, wo wir, auf dem Perron gelagert, ihren Fanfaren, Märschen und Tänzen horchten! Zuletzt setzten sich, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, die Füße der noch jugendlichen Herrschaften wie der Dienerschaft in Bewegung zum fröhlichen Tanze.

In Dreylützow und Stintenburg hielten wir uns noch bis zum 7. Oktober auf, und dann ward die Heimreise angetreten, nachdem auch die zurückgebliebene Mutter und Tochter zu uns gestoßen waren. Doch statt des lächelnden Bräutchens, das bei der Hinreise vom Wiederschein des neuen Glückes wie verklärt gewesen war, saß uns jetzt eine trostlos Weinende gegenüber; denn von Wittenburg aus hatten sich die Wege der Liebenden getrennt, indem Julius über Hamburg nach Düsseldorf zum Examen reiste, und diese Trennung, wenn auch nur auf zwei Monate, hatte ihnen Beiden schier das Herz gebrochen und schon mehrere Tage vorher alle Fassung geraubt.

Hätte Sophie ein ebenso weiches und empfängliches Herz gehabt, so würde ich auch sie schon als Braut mit nach Berlin heimgeführt haben; aber Theodor, dem sie so herzlich gut war, den sie allen anderen Männern vorzog, dessen Umgang ihr unendlich liebenswürdig erschien, hatte dennoch keine Erhörung bei ihr gefunden, als er um sie gefreit hatte, und sah sich entschieden zurückgewiesen. Er verstand sie durchaus nicht, und Anderen blieb sie vollends ein Räthsel; selbst ich wußte mir nicht ihre Gefühle ganz klar zu machen und war, von ihm und seiner Liebe bestochen, beinahe geneigt, Sophie zu tadeln. Und doch war es eben ihre mehr als kindliche Anhänglichkeit für meinen Mann und mich, die ihr jeden Gedanken an eine Heirath verleidete. Ihre schwärmerische Liebe für uns füllte ihr Herz so gänzlich aus,

*) Die Wittwe meines Groß- und Schwiegervaters Bernstorff, geboren den 6. Januar 1756.

daß es ihr deshalb wie eine Unmöglichkeit erschien, ein neues Band anzuknüpfen.

Nach dieser langen schmerz- und genußreichen Abwesenheit hielten wir am 8. Oktober unseren Einzug in Berlin. In diesem Jahre mochte unsere Heimkehr wohl trüb genannt werden; denn der Schmerz, den jeder Wechsel erneute, stand am Eingang des verarmten Hauses zur Wacht, und diesmal empfing er allein, dieser Schmerz des bittersten Vermissens, uns in den verödeten Räumen, welche in den früheren Jahren von Zurückgebliebenen, deren Jubel uns beim Hereinfahren entgegentönte, aufs Lieblichste belebt gewesen war, während jetzt Alles schweigsam, still und todt blieb!

Bald indeß eilten die Freunde herbei. Das Clausewitzsche Ehepaar bewillkommnete uns mit alter und neuer Liebe und mit einer wahren und herzlichen, wenn auch wehmüthigen Freude. Schon seit langen Jahren hatte Alles, was uns betraf, sie stets mitbetroffen; unsere Freuden und unsere Leiden hatten sie uns nur enger verbunden, weil sie diese zu den ihrigen machten. Die gute, treue Marie hatte in diesem Sommer unzählige Thränen für und mit uns geweint, und auch ihr Gemahl hatte für uns gelitten!

Jedes Leid der Freunde ward ihm zur aufregenden Qual. Von jetzt an ging Beider vereintes Streben dahin, uns zu erheitern, uns namentlich die Abende durch eine lebendige Unterhaltung zu ermuntern. In scherzhaften Anekdoten waren und blieben sie unerschöpflich, zumal in solchen, die aus jener früheren Zeit herstammten, welche mit ihnen und Radziwills ganz untergegangen zu sein scheint, deren Originale aber schon längst nur noch in diesen Reminiszenzen lebten, die jetzt ganz verklungen sind. Mariens gutmüthige Heiterkeit verlieh ihrer Unterredung selbst im harmlosesten Geschwätz etwas wahrhaft Wohlthuendes, und ihrem Gemahl hörte man stets gern zu, mochte er über das Unbedeutendste oder über das Wichtigste reden. Sein scharfer Verstand wußte Alles zu sondern und zu ordnen, und die Klarheit desselben verbreitete ein helles Licht über Alles, was er berührte. Sein Redefluß war, wenn nicht durch Rücksichten oder durch Verstimmungen gehemmt, sehr ergiebig, seine Sprache edel, rein und präzis und sein Organ kräftig und angenehm. Daß er über Krieg und Kriegführung erschöpfend zu reden verstand, dafür zeugen seine hinter-

lassenen Werke. In der Politik war er ebenfalls bewandert, pflegte jedoch nur mit Vorsicht und Rückhalt seine Ansichten darüber mitzutheilen. Noch lebhafter als diese Verschlossenheit bedauerte ich die große Zurückhaltung, die er über die ihn persönlich betreffende Vergangenheit zu beobachten pflegte. Hätte nur eine edle Bescheidenheit ihm die Lippen verschlossen, so würden die Freunde wohl diese Schranke durchbrechen und ihm Manches abfragen können; aber jede Erwähnung der Drangsale, die er erduldet hatte, würde sein überzartes Gefühl verletzt haben; es würde seinen Stolz gekränkt haben, von den Widerwärtigkeiten zu reden, gegen die er in seiner Jugend zu kämpfen gehabt hatte. Er fühlte sich gedemüthigt durch die drückenden Verhältnisse, unter denen seine Eltern geschmachtet hatten; er konnte sich nicht dazu entschließen, uns seine oft in Berlin anwesenden Brüder vorzustellen, die doch auch sehr brave und ausgezeichnete Männer waren, wenn auch ihre Art vielleicht weniger fein sein mochte als die unseres Freundes.

Ward unser Kreis durch Personen vermehrt, die ihm zuwider waren, von denen er glaubte verkannt oder, als nicht zum diplomatischen Cirkel gehörend, übersehen zu werden, dann verstummte seine Unterhaltung oft plötzlich ganz und gar. Von unseren Hausfreunden waren ihm, außer Gneisenau, eigentlich nur Graf Voß, Präsident v. Schönberg und Graf Gröben recht lieb, und auch unsere Amerika war ihm angenehm, sowie einige junge Leute, die bei uns ein- und ausgingen. Von Radowitz wandte er sich stets sehr merklich ab, Strauß kam er auch nicht sehr nahe, Graf Luxburg und Herr v. Lützow sowie Frau v. Rodde langweilten ihn. Für Watzdorffs, des guten, alten Generals und sächsischen Gesandten, häufig hervorquellende Thränen hatte er nicht viel, für Graf Hatzfeldts Witze auch keinen sehr regen Sinn. Dem berühmten Alexander v. Humboldt begegnete er dagegen recht gern bei uns, da er wohl wußte, daß dieser nie ein Hausfreund der Familie Bernstorff werden würde, die er in dieser Beziehung ein- für allemal monopolisiren wollte, der er übrigens nicht allein jede Art der Unterhaltung gönnte, sondern für deren Geselligkeit er auch jeden geistreichen Zuwachs herzlich wünschte. In seiner eifersüchtigen Freundschaft sollte kein Haus angenehmer, kein Salon gesuchter, keine Gesellschaft interessanter sein als die unsrige, und wer vermochte mehr dazu beizutragen als eben Humboldt, der berühmte, der vielseitig gelehrte, der für den Um-

gang so fein gebildete Mann! Die Lebendigkeit, mit welcher Humboldt von den wichtigsten Dingen spricht, der leichte Anflug von Ironie, seine große und tiefe Gelehrsamkeit, der Glanz seines Namens, sein scharfer, freier und klarer Verstand, seine Universalität verleihen seinem Gespräch einen besonderen Reiz. Ist er noch wenig bekannt mit seiner Umgebung, so fragt er anfangs mehr, als er spricht, gleichsam als ob er den Grad ihrer Bildung erforschen wolle; später aber ergreift er, immer lebendiger werdend, den Faden des Gespräches, und ununterbrochen fließt nun seine Rede, fast wie das Wasser aus dem Munde jener marmornen Löwen in zwiefachen Strahlen rechts und links hervorsprudelt.

Wir wollen jetzt Humboldt, den berühmten Mann, der doch nie mein Freund hätte werden können, verlassen und uns dem wieder zuwenden, dem die literarische Berühmtheit erst später zutheil werden sollte, unserem Clausewitz nämlich und seinen Zuneigungen und Abneigungen, die in ihrer leidigen Entschiedenheit immer mehr oder weniger auf unsere Geselligkeit einwirkten.

Bald nach unserer Rückkehr lernte er im Herbst einen von meines Mannes Untergebenen kennen, und sehr bald bildete sich von Clausewitz' und seiner Marie Seite eine Art von Opposition gegen diesen Mann, die freilich von dem Scheelgesehenen selbst und von meinem lieben, über dergleichen so hoch erhabenen Gemahl nicht bemerkt wurde, meiner Mutter und mir aber manchen peinlichen Augenblick bereitete. Dieser Mann war unser römischer Ministerresident Bunsen, der auf Urlaub nach Berlin gekommen war und hier lange vom König festgehalten wurde. Da ihn auch der Kronprinz sehr lieb gewann und er mir täglich werther, meinem ganzen Hause täglich unentbehrlicher wurde, so fand ich hierin eine angenehme Bestätigung der geheimen Sympathie, die zwischen den Neigungen jenes hohen Herrn und den unsrigen obwalten; denn sind unsere, namentlich meine besten Freunde nicht alle auch die seinigen?

Im Oktober wurde das uns so nahestehende Verwandtenhaus durch die Geburt des ersten Enkelkindes hoch erfreut. Luise Brandenstein, geborene Bernstorff, genas eines Töchterchens, und nach einer glücklichen Wochenzeit ward am 25. November die Taufe mit großer Freudigkeit, wenn auch in fast steif-feierlicher Haltung begangen. Der Großvater

liebte eine gewisse Grandezza bei den Familienfesten; das Bel=Appartement ward geöffnet, die zahlreiche Dienerschaft prangte in äußerst eleganter Livree und hielt Treppe und Vorzimmer besetzt.

Die lieben Verwandten hatten mich zur Gevatterin der kleinen Erika erwählt; ich war ihnen dankbar, kann aber nicht leugnen, daß es mir schwer ward, dieser Taufe beizuwohnen. Ach, aber was ward mir in dieser Beziehung nicht schwer? Was erinnerte mich nicht aufs Schmerzlichste an den Dahingeschiedenen? Mein wundes Herz brachte ja Alles in Beziehung zu meinem Verlust. Der Herbst, die fallenden Blätter, die abgestreiften Blüthen hatten mir wehe gethan; denn sie erinnerten mich an meine verdorrte Blüthe; im Winter gedachte ich des langen Winterschlafes, in dem die kleine Hülle jetzt ruhte, und im kommenden Frühling empfand ich, was mein Mann in lieblichen Worten sang und sagte:

„Hier ward ein Blümchen eingesenkt,
Ein Blümchen zart und wunderhold,
Von heißen Thränen reich getränkt,
Es war das Blümchen Sonnengold.
Im frischen Grase spielt der Wind,
Der Lenz schon neue Blüthen schenkt,
Aus Moder sprießt manch Frühlingskind,
Des welken Blümchens Niemand denkt."

Meiner abgefallenen Blüthe ward aber dennoch gedacht! Nicht allein die Eltern, nein auch die Verwandten, die Freunde, die Bekannten trauerten ihr nach, und man schonte mich von allen Seiten. Die Familie v. Busche=Streithorst war angekommen, dieselbe, deren Bekanntschaft Marianne und Klara in Ems im Sommer 1826 so sehr beglückt hatte und mit der Thora jetzt nahe verwandt wurde; denn der Herr v. Busche, Vater des holden Schwesternpaares Emmy und Nettchen, war nicht nur der Vetter des Ippenburgers, sondern seine Frau war eine Busche=Ippenburg, die jüngere Schwester unseres George. Deren einziges langgewünschtes Söhnlein mochte wohl an Leopold erinnern; es wurde mir aber deshalb nicht nur nie präsentirt, sondern es ward auch niemals in meiner Gegenwart von ihm geredet. Es mag den guten, in wahrem Sinne des Wortes guten Leuten, die sich für den Winter in Berlin niedergelassen hatten, recht schwer geworden sein, diese

Rücksicht bei dem regen Verkehr zwischen unseren Familien durchzuführen; aber es gelang ihnen. Ich habe wirklich niemals ihren kleinen Georg erblickt; es schien ein stillschweigendes Abkommen zwischen uns getroffen, von meiner Seite ihm aus dem Wege zu gehen, von der ihrigen ihn zu entfernen, wenn ich ihr Haus betrat. Der Kleine stand nicht nur in Leopolds Alter, sondern es hatten auch ganz ähnliche Umstände seine Geburt, wie die meines Knaben, zu einem sehr glücklichen, höchst erwünschten Familienereigniß gestempelt; denn acht ältere Schwestern umstanden seine Wiege, und sein Dasein rettete der Familie das ungeheuere Vermögen, welches sonst als Manneslehn auf eine andere Linie der Familie übergegangen sein würde.

Der kleine Majoratserbe war in hohem Maß der Stolz und die Freude seiner Eltern und Schwestern. Als er noch kaum sprechen konnte, hatte man ihn die Phrase gelehrt, deren Wiederholung alle Zuhörer entzückte: „Ich will die Stütze meiner Schwestern sein.“ Diese kleine Stütze sollte nun auch eine seiner hohen Bestimmung ganz entsprechende Erziehung bekommen, und keine Unkosten sollten dafür gescheut werden. Weil er zu einsam zwischen all den Mädchen stand, wollte man ihm einen Gespielen geben und adoptirte deshalb einen Knaben seines Alters, einen kleinen Herrn v. Borries, um ihn mit dem kleinen Georg zu erziehen und ihn dann fürs Leben zu versorgen. Tod und Kränklichkeit sind seitdem störend, trennend, vernichtend in all diese Verhältnisse getreten! Der kleine Majoratsherr wird von seinem Onkel und Namengeber erzogen, doch ob fürs Leben oder für den Himmel, das bleibt bei seinem drohenden Brustübel noch unentschieden!

Hatte Thora die Bekanntschaft der reizenden Jungfrauen Emmy und Nettchen v. d. Bussche-Streithorst im Sommer 1826 verfehlt, so holte sie das Versäumte jetzt reichlich nach! Sie ward als Julius' Braut in der Familie mit entgegenkommender Liebe aufgenommen: von der vortrefflichen Tante Luise mit mütterlicher Zuneigung, von dem kuriosen Oheim mit schalkhafter Galanterie. Die lieblichen Mädchen schlossen sich ihr alle sehr an; mir aber schien es, als neige sie sich mit besonderer Vorliebe Nettchen zu, deren große Aehnlichkeit mit Julius Thora wohl bestochen hatte.

Marie fand in den jüngeren Töchtern des Hauses gar liebe Spielgefährtinnen; ich freute mich für die Einsame dieses Umgangs und

hoffte, es sollte eine Freundschaft werden fürs Leben. Allein der Mensch denkt, und Gott lenkt. Anna, die Lieblichste von ihnen, zu der Mariens Herz sich am meisten neigte, starb nach wenig Jahren; die Mutter und zwei ältere Schwestern waren ihr schon vorangegangen, und die anderen hat sie nur flüchtig wiedergesehen.

Einer Episode aus Berlins Leben muß ich noch erwähnen, und zwar der Vorlesungen über die physische Geographie von Alexander v. Humboldt, zu denen sich alle Welt drängte und von denen alle Welt entzückt sein zu müssen glaubte, besonders die Damen! Mein ganzes Haus gehörte zu den aufrichtig Entzückten, und Sophie vollends zu den Wenigen, welche diese Vorträge ganz verstanden und so vollständig in sich aufnahmen, daß sie sie genau wiederzugeben vermochten. Freilich wallfahrteten Andere, die Meisten, nur um der Mode willen hin und wegen der Vereinigung so vieler verschiedenartiger Menschen, mit denen vor dem Beginn und vorzüglich nach dem Schluß der Sitzung lebhaft hin und her geschwatzt wurde. Humboldt hörte in dieser Zeit überall, wo er sich zeigte, den Nachhall seiner Vorträge in Fragen, in Bitten um Erklärung oder auch nur in Komplimenten.

Der Cyklus jener Vorträge begann am 6. Dezember des Jahres 1827 und dauerte bis tief ins nächste Jahr. Er bezeichnete eine Epoche im Leben der Gesellschaft und war in mehrfacher Beziehung merkwürdig; vor Allem durch seinen reichen Inhalt, dann aber dadurch, daß wir Frauen daran theilnehmen durften, und endlich durch die Neuheit, daß ein Baron, ein Kammerherr, ein wirklicher Geheimrath es nicht für zu gering achtete, öffentlich Lehrer seiner Lieblingswissenschaft zu sein, Vorlesungen darüber zu halten und persönlich vor einem sehr zahlreichen und sehr gemischten Publikum das Katheder zu besteigen. Diese Koryphäe der Wissenschaft wollte zeigen, daß er ihr wahrer Priester und dieser Beruf ihm so wahrhaft heilig sei, daß vor seinem Glanze alles Andere verschwinde. Er wiederholte diese genialen Vorträge noch einmal vor einem anderen Auditorium, vor solchen, die des Mangels an Raum wegen — denn jener große Saal in der Singakademie war stets überfüllt — keine Eintrittskarten mehr bekommen hatten. Aber zu der Herausgabe des zwiefach Vorgetragenen entschloß sich Humboldt trotz aller Bitten und mancher ihm abgenöthigter Versprechungen nicht. Es möchte wohl auch die Wahl schwer für ihn geworden sein zwischen

dem seinem zweiten Publikum schmucklos gebotenen Gerippﾠder Vorlesungen und den Belehrungen, womit er sein elegantes Auditorium entzückt hatte, indem er das Abstrakteste auf witzige Weise erklärte und Alles mit originellen Bemerkungen durchstreute, die, so herrlich sie sich von jenem Katheder herab als Produkte des begeisterten Moments ausnahmen, doch wohl für die Annalen der strengen Wissenschaft nicht ganz passend, nicht einmal ganz haltbar vor dem unbestochenen Richterstuhl der gelehrten Welt gewesen sein möchten. Der Ausrede eines Mangels an Zeit wollte er sich jedoch nicht bedienen, weil er etwas darin setzt, immer und zu Allem Zeit übrig zu haben. Wenn man ihn fragt, womit er sich eben beschäftige, pflegt er zu antworten: Mit Vielerlei, aber im Ganzen doch nur mit Wenigem!

Dieses für ihn Wenige würde aber hinreichen, um das Leben mehrerer Gelehrten zu beschäftigen. Er ist in allen Wissenschaften zu Hause, arbeitet sogar in jeder von ihnen, verfolgt dabei jede neue Erscheinung der Literatur, ist vielseitig über alle Begriffe, ein Heros seiner Zeit und jeder Zeit, ein Heros an Wissen nicht nur, sondern auch an körperlicher Ausdauer; denn was hat er sich früher auf seinen Reisen Alles geboten, und wie wenig Ruhe gönnt er sich jetzt in seinem hohen Alter (er ist im September 1769 geboren), indem er sich nur 4 bis 5 Stunden Schlaf erlaubt und seine langen Tage zwischen angestrengter Arbeit und ermüdender Geselligkeit theilt.

Wenn ich so kerngesunde und noch vollkommen rüstige Greise erblickte, ihre ununterbrochene Thätigkeit und ihren ungestörten Lebensgenuß wahrnahm, ach, da mußte ich in der Seele meines Mannes gegen ein Gefühl von Neid kämpfen. Es war doch für mich allzu schmerzlich, den Theuern immer wieder so gehemmt, ja so leidend zu sehen! Dieses Jahr des Verlustes und der bittersten Schmerzen aller Art hatte nicht ohne herbe Erneuerung des alten Uebels schließen dürfen, des Erbfeindes der Familie Bernstorff, dem jedoch keiner der Brüder so oft unterlag, von dem keiner so hart mitgenommen ward wie eben mein theurer Mann. Diesmal legte er sich am 11. Dezember mit einem Podagraanfall, der sich noch lange, sehr lange in das neue Jahr hinein erstreckte, und so erwarteten wir den Schluß des alten Jahres in gemeinschaftlicher ununterbrochener Pflege. Aber zur allgemeinen Erheiterung gab es eine Erwartung anderer freudiger Art; denn

einige Tage vor Weihnachten kehrte Julius Bussche, der von seiner zärtlichen Braut so bitter Vermißte, zu uns zurück. Im Beginn des Monats hatte er sein Referendarexamen bei der Regierung gemacht, nachdem ihm das erste erlassen worden war.

Nun begann für die beiden jugendlichen Verlobten ein wonniges Leben der Liebe, der nur in der Gegenwart sich sonnenden, der süßen ersten Liebe, deren Strahlen auch im Wiederschein das Alter erwärmen, deren erfreuendem Eindruck gewiß auch ich mich nicht entzog. Dennoch führten selbst diese bräutlichen Liebkosungen mich wie alles Uebrige auf meinen Verlust zurück, den unersetzlichen, den in Freud wie in Leid mir stets gegenwärtigen.

Was malte mir denn aber bei dem Bilde der bräutlichen Zärtlichkeit das Bild des Knaben mit so frischen Farben vor die Seele? Es war die Erinnerung daran, wie der Kleine im vorigen Winter öfter eine der Schwestern zu umfassen und innigst zu herzen pflegte mit dem Ausruf: „Wir wollen uns ebenso lieb haben wie Heinrich und Marianne!“

1828.

Mit sehr bewegten Gefühlen schloß ich das alte Jahr, hoffend und zagend, doch nicht verzagend; gehoben durch den Flügelschlag des Herzens im Gebet betrat ich das neue Jahr. Zu den schmerzlichen Erinnerungen des letzten Jahres kam sehr bald ein neuer Kummer. Unsere Marianne mußte am 17. Januar ein ihr zu früh geborenes Söhnlein nach wenig Stunden wieder hergeben. Doch ich darf mich bei Gefühlen jetzt nicht aufhalten, sondern muß von dem Getreibe des Lebens berichten.

Von der eigentlichen großen Welt merkten wir nicht viel, da wir wenig ausgingen. Eine Ausnahme hatte ich freilich schon im Herbst dem Könige zu Ehren machen müssen, der ein Innebleiben aus Schonung für verwundete Gefühle nur zu oft und laut tadelt. Ich büßte meine Nachgiebigkeit

mit einem Schwindel, der mich ergriff, als ich schmerzlich erregt in den Saal hineintrat, der jedoch nur von kurzer Dauer war und wohl kaum von irgend Jemand bemerkt und am wenigsten von mir selbst beachtet wurde, weil meine Seele noch mehr als der Körper litt.

Die stumme, aber innig theilnehmende Begrüßung der Kronprinzeß rührte mich tief; an ihrer Seite stand ein ihr vollkommen gleiches, nur etwas abgeblaßtes Bild; denn das Farbenkolorit und namentlich der Glanz der Augen war erblichen und verwischt, als wenn der Zahn der Zeit schon daran geschäftig gewesen wäre. Dieses der Kronprinzeß so sonderbar gleichende Wesen war ihre Zwillingsschwester Amélie, die Gemahlin des Prinzen Johann von Sachsen.

Thora tanzte an diesem Abend nicht gern, weil ihr Verlobter abwesend war; späterhin im Winter wurden ihr aber die Bälle vollends zu einer wahren Qual, weil Julius nicht an dem Tanze theilnahm und sich langweilte, wenn er zusehen mußte, und überdem unbarmherzig von den jungen schalkhaften Prinzen deshalb geneckt wurde. Sie ließen ihm so wenig Ruhe, daß er sich auf einem déjeûner dansant beim Könige zuletzt beim Kehraus in die Reihe der Tanzenden stellte. Doch als nun das Applaudiren der Prinzen bei jeder Tour, die das Brautpaar vollführte, immer lauter wurde und zuletzt alle Hände der Tanzenden in Bewegung setzten, da gewahrte ich zu meinem Schreck, daß ein Thränenstrom Thoras Augen entquoll, und ich eilte, mit ihr eine Fenstervertiefung zu erreichen, wo wir nicht bemerkt wurden. Sie hatte diesen harmlosen Ausbruch von Munterkeit für Spott gehalten, und sie war sehr reizbar in der Seele ihres Freundes. Es war freilich in den Hofcirkeln etwas Unerhörtes, daß er es wagte, sich von diesem pflichtmäßigen Vergnügen auszuschließen, da im Allgemeinen weder Kränklichkeit noch Mangel an Gehör für eine gültige Entschuldigung angenommen wird. Kränklichkeit hatte Julius früher gehindert, tanzen zu lernen, und der fehlende Sinn für Takt und Rhythmus erschwerte ihm jetzt die Ausübung dieser geselligen Kunst.

Man war sehr munter bei diesem Dejeuner; namentlich den König unterhielt das Neue dieser am hellen Tage gegebenen Feste. Die Mode der Dejeuners ward jetzt erst eingeführt, und ich glaube, daß dies das erste der Art war. Bei dem Loosezichen theilte das Schicksal dem Könige die Frau v. d. Bussche zu, und komischerweise füllte sein Tischchen

sich nach und nach mit dieser ganzen Familie, welcher durch den Zufall die Partner und die Plätze angewiesen worden waren. Nur bei dem Brautpaar hatte man sich einen kleinen Unterschleif erlaubt. Die Mutter Busche war durch ihre Taubheit für die Gesellschaft ziemlich ungenießbar; desto mehr Beifall aber fanden Emmy und Nettchen, die Braune und die Blonde, die rothe und die weiße Rose. Die Blässe der Jüngeren kleidete zu ihrem ganzen zarten Wesen sehr gut, flößte uns aber Besorgnisse ein, da sie häufig beim Tanzen von Ohnmachten befallen wurde und dennoch weiter tanzte.

Dieses Königliche Dejeuner hatte am 10. Februar stattgefunden. Tags vorher war ich mit meinem Brautpaar und Sophie auf einem der Bälle im Schauspielhause erschienen, nach welchem Vater Busche sich das Vergnügen gemacht hatte, uns und unsere Gesellschaft in den schönen dortigen Räumen mit einem Souper zu bewirthen. Man war sehr munter; ich saß zwischen dem Wirth und Gneisenau, dem Lieben.

Eine Soiree bei Schönbergs, dem Brautpaar zu Ehren, war nicht nur recht verschieden von den eben beschriebenen, sondern sie unterschied sich überhaupt von allen Vereinigungen der Art. Es herrschte da eine so stille Innigkeit, eine so aufrichtige Herzlichkeit; selbst der Kuchen war weniger reich an süßer Würze als an den sinnigsten Denksprüchen, und sieben von Thoras Gespielinnen traten wie die sieben Tugenden auf und begrüßten sie mit Wünschen und sinnbildlichen Gaben; doch nur von zweien weiß ich die Anreden zu geben:

Die Bescheidenheit.

„Wie das Veilchen, so bescheiden
Blüh' das Mädchen meiner Hut,
Und ich werd' es nimmer leiden,
Daß des Weihrauchs eitle Gluth
Ihr zu wohl im Herzen thut."

Die Häuslichkeit.

„Ich, die Spindel in den Händen,
Sitz' an ihrer Hüttenthür,
Helf' ihr Tagewerk vollenden,
Sage warnend oft zu ihr:
Suche Dich nie außer Dir."

Wenigstens ist die Ermahnung zu dieser Tugend an meiner Thora nicht verloren gewesen; denn sie ward ein Bild der Häuslichkeit; äußere

Umstände drängten ihr zuerst diese Lebensweise auf, die ihr nach und nach immer lieber ward.

Die Feier des 7. März blieb in diesem Jahre dem Amerika-Bernstorffschen Hause überlassen, und damit wurde die des Vorabends von Thoras Hochzeit verbunden; denn einen lustigen Polterabend wollten wir nicht bei uns haben. Eine starke Migräne kam mir übrigens an jenem 7. recht in die Quere; denn sie verhinderte mich, die Meinen zu den Verwandten zu begleiten, und so blieb ich ganz allein daheim.

Bei der Hochzeit, am 8. März, war außer unseren Hausfreunden in ziemlich ausgedehntem Sinne noch die doppelte Familie Bussche zugegen, nämlich die oft genannte Streithorst und Thoras vortrefflicher Schwiegervater mit seiner Tochter Adelaide und seiner Schwester Minette. Von meinen Verwandten väterlicherseits war auch die Cousine v. Scheel-Plessen mit ihrer Tochter, der zarten, kleinen Emma, da; ferner war aus der Stolbergschen Verwandtschaft das Ehepaar da, dessen Trauung wir am 1. Juli 1819 im Charlottenburger Schloß beigewohnt hatten. Der ausgezeichnete Romberg war mit seiner vortrefflichen Frau in die Stadt hereingekommen, um unserer Einladung zu genügen. Das Fest verlief recht gut, und es trat keine solche Störung ein wie bei Mariannens Hochzeit durch meines Mannes Erkrankung.

Wenn indeß die Hochzeitsfeier eines Kindes für die Eltern in ungetrübter Freude begangen werden sollte, so müßten sie an dem Tage, der über die Zukunft ihres Kindes entscheidet, einen Blick in den Spiegel derselben thun dürfen; sie müßten das als Gewißheit sehen dürfen, was ihnen als Hoffnung vorschwebt. Mit solch einer Bürgschaft würden sie jedem Schmerz der Trennung Trotz bieten und der eigenen Entbehrung nimmer gedenken.

Meine Bewegung während der Trauung war zu gewaltig, als daß ich viel auf die Rede hätte achten können; die liturgische Formel, das Gebet, das doppelte Ja, der Segen, das Alles war für mein Herz genug.

Thora war an ihrem Ehrentage sehr lieblich, und der neue Sohn des Hauses sehr durchdrungen und sehr weich. Er hatte mir eine anmuthige Ueberraschung bereitet für den Abend des Tages, an dem ich ihm mein Kleinod hingab. Als ich nämlich in mein bisher von ihr und mir zugleich benutztes Kabinet hineintrat, da lächelte ihr liebliches

Bild mir entgegen, dasselbe sehr ähnliche, wenn auch in der Zeit um ein Jahrzehnt vorausgeeilte Porträt, welches später das noch schönere Pendant eines Bildes von Klara erhielt. Es war dem guten Julius gelungen, mich dadurch wahrhaft zu erfreuen und insofern zu überraschen, als ich dieses Gemälde für Ippenburg bestimmt und es noch lange nicht vollendet geglaubt hatte.

Am anderen Morgen früh, es war ein Sonntag, ward Kirchgang gehalten; hinterher wurde jedoch sehr bereut, daß man wegen großer Entfernung der anderen Gotteshäuser die Dreifaltigkeitskirche und den berühmten Schleiermacher gewählt hatte; denn wir hörten eine Predigt, die wenig erbaulich war, so daß Thora mich im Laufe derselben flüsternd fragte: es könne doch gewiß kein Unrecht sein, wenn sie, statt zuzuhören, sich ihren eigenen Betrachtungen hingäbe.

Den gewöhnlichen Vormittagsempfang hatten wir nicht vermeiden können. Thora nahm sich gar niedlich in dem Kostüm der jungen Frau, einem gestickten Mullnegligee mit blaßrosa Schleifen geziert, aus. Die arme Kleine konnte aber eine dritte Toilette nicht vermeiden, denn es speisten bei uns zahlreiche Gäste, zwar Alles nur Verwandte, die aber dennoch stattlich bewirthet wurden.

Mit der Feier von Thoras Geburtstag, am 18. März, war der Cyklus aller Festlichkeiten geschlossen, die den jüngeren und den älteren Busschens zu Ehren oder von ihnen gegeben wurden. Auch diese Festlichkeiten bewegten sich nur in dem engeren Familienkreise, sie waren hübsch, und meine Feder würde gern bei dem vom Vater Bussche angeordneten Dejeuner in den Teichmannschen Treibhäusern im Thiergarten verweilen, wenn die blühenden Bilder nicht alle in meiner Erinnerung durch den Thränenschleier verhüllt wären, der damals unaufhaltsam sich zwischen mich und die Freude des Tages drängte. Diese Weichheit galt zum großen Theil der nahen Trennung von Thora, und darin verstanden mich so ganz Thoras neue Tante Minette und ihre neue Cousine, die geliebte Selma Gröben. Großentheils aber veranlaßten die immer trüber klingenden Nachrichten aus Kopenhagen über das Befinden meines Vaters diese wehmüthige Stimmung meiner Seele, die in den lebhaftesten Schmerz übergegangen sein würde, wenn ich geahnt hätte, daß eben in den Stunden jener Feier ein Brief meines Vaters an mich über die

Wellen des Meeres zu mir herüberreiste, und daß dies der letzte war, den der liebe, damals schon so kranke Vater mir schrieb.

Durch Christian Rantzau und Theodor Reventlow erhielten wir fortwährend Nachrichten über den theuern Kranken, dem sie fleißig Gesellschaft leisteten und bei dem sie später die Pflege mit seinem spanischen Kammerdiener theilten. Es verleugneten sich bis zuletzt seine Geduld und seine Freundlichkeit nicht; er blieb immer, auch bei dem schweren Leiden, welches er ungern eingestand, heiter und liebenswürdig. Als es mir klar ward, wie krank er sei, traf ich sogleich Anstalten zum Aufbruch, aber zu spät; denn da ich eben abreisen wollte, kam am 21. April die Trauerbotschaft an: am 15. April 1828 hatte er sein immer stürmisches, zuletzt sehr leidenvolles, aber stets freundlich liebevolles Leben geendet!

Meines Mannes Vers darf ich wohl hier auf mich anwenden:

„Tief brennend ist der Tochter Schmerz,
Wenn ihr der Vater sinkt ins Grab!
Denn schwer nur löset sich das Herz
Von seines Lebens Wurzel ab."

Am 26. April schlug die Scheidestunde von meiner Thora; ehe ich aber in diesen Blättern fürs Erste von ihr scheide, gebe ich noch zwei Briefe, die sie mir aus ihrer neuen Heimath schrieb. Der erste stammt aus Neuenhof; es ist dies der größere Besitz ihres Mannes, in den Bergen des westfälischen Sauerlandes gelegen, den er von seinem Onkel, dem Herrn v. Kessell, geerbt hatte.

„Neuenhof, den 19. Mai 1828.

Ein ganz eigenes Gefühl ist es mir, Dir von hier aus, from this my dear home, wenn ich es so nennen kann, zu schreiben. Freuen wird es Dich, daß es mir hier über alle Erwartung wohl gefällt und daß das Romantische der Lage dieses alten Schlosses so tief im Gebirge etwas unendlich Anziehendes für mich hat, und nicht allein die Lage, sondern auch der Ort selbst mit allen seinen Umgebungen.

Von Steinhausen (dem Besitz der Familie v. d. Bussche-Streithorst) aus erreichten wir abends Soest. Von da an ward gestern

die Gegend von Augenblick zu Augenblick schöner; wir fuhren an dem fruchtbaren Hellwege vorüber und kamen an die schöne rauschende Ruhr. Die Berge heben sich immer mehr und waren mit Wald oder dem schönsten Rasengrund bedeckt, sehr belebt durch viele Bauernhäuser, die schon meist auf die bergische Art schneeweiß und roth gedeckt sind. Eine Weile fährt man auf einem Bergrücken neben dem freundlichen Ruhr-Thal entlang; wahrhaft romantisch wird es aber, wo man unfern Lethmate zuerst an die Lenne kommt, ein allerliebstes, krystallklares, dunkelgrünes Flüßchen. Nun wechseln die waldigen Berge mit schönen Felsmassen, und die Eisenhämmer beginnen die Gegend zu beleben. Man folgt den vielen Biegungen des schönen Flüßchens, theils in seinem romantischen Thale oder auf den Bergen, von wo man es aber beständig tief unten rauschen hört.

Alles ist strikingly beautiful. Am allerromantischsten aber liegt Altena, zwischen zwei Bergen eng eingeklemmt, deren einer von einer alten Burg gekrönt ist. Hier bestiegen wir, nicht ohne Herzklopfen, unseren zweiräderigen Karren, und ich muß Dir, trotz des guten Zeugnisses, welches die Meinen von meiner Unerschrockenheit ablegen, doch gestehen, daß ich mich gewaltig zusammennehmen mußte, um meine Seelenangst zu verbergen. Der Weg ist größtentheils fürchterlich steil, und dabei macht er so spitze Wendungen, und man hat so jähe Abgründe neben sich. Das letzte Drittel des Weges legten wir zu Fuß zurück. Schon ein ganzes Streckchen vor Lüdenscheid, dem letzten Städtchen vor unserem Neuenhof, war uns ein Haufe Menschen entgegengekommen, die uns beschauten, umkehrten und sich uns anschlossen. Wir passirten das Städtchen durch ein wahres Gedränge von Neugierigen, wovon ein großer Theil uns ebenfalls folgte. Nicht lange, so hörten wir von ferne, vom Thal herauf Kanonenschüsse, die das Echo herrlich wiederholte und die mir augenblicklich Thränen hervorlockten, die ich kaum zu unterdrücken vermochte. Je lauter die Kanonen schallten, desto mehr vergrößerte sich unser Gefolge. Plötzlich ertönte von einem gegenüberliegenden, von uns nur durch ein enges Thal getrennten Berge ein lautes, oft wiederholtes Lebehoch, wobei die dort versammelte Menschenmenge ihre Mützen hoch in die Lüfte schwenkte. Endlich erblickten wir denn auch Neuenhof, gerade unter unseren Füßen liegend! Es macht einen überraschenden Eindruck, dieses stattliche alte Gebäude

auf einmal aus so tiefer Einsamkeit hervorblicken zu sehen. Auf dem Hofe standen wieder eine Menge Leute. Du kannst Dir denken, wie eigen mir dabei zu Muthe war, als ich mich beinahe hindurchdrängen mußte und nun durch die bekränzte Thür, an welcher mich Madame Hanebeck und der Sekretär empfingen, hineintrat in das Schlößchen, wo mir jetzt schon so wohl darin geworden! Es nimmt sich wirklich sehr hübsch aus mit seinen beiden Thürmchen, seinen vergoldeten Wetterfahnen, seiner Uhr und seinem großen in Stein gehauenen Wappen, seinen niedlichen Nebengebäuden, der zierlichen Fontäne und den prächtigen eisernen Gitterthüren auf dem Hofe. Auch von innen ist es so übel gar nicht, wie mir's beschrieben worden ist. Freilich, die Zimmer sind nur im untersten Stockwerk tapezirt, gepolsterte Möbel findet man auch nur wenige. Alles ist altfränkisch, und es möchte einem beinahe schauerlich werden in den langen Gängen, wo die uralten, zum Theil schon schwärzlich gewordenen Bilder der Ahnen einen so ernst anschauen; aber von der anderen Seite hat gerade das Alterthümliche, dieses Burgartige etwas so Anziehendes für mich, und obwohl sich unser Tischchen in dem ungeheuren Saal, dessen Wände mit zierlichem Schnitzwerk bedeckt sind, ganz verliert, so essen wir doch vorzugsweise da, und obwohl Alles alt und einfach ist, so ist es doch seit der Zeit meines Schwiegervaters wieder in eine herrliche Ordnung gebracht worden (denn früher beim alten Baron Kessell soll es hier furchtbar ausgesehen haben), so daß es durchaus nicht mehr den Eindruck der Verödung macht. Die Zimmer sind alle hoch und luftig, und besonders die Thurm- und Eckzimmer außerordentlich freundlich. Könnte ich Dir nur einmal die entzückende Aussicht aus meiner Wohnung zeigen! Es interessirt mich hier Alles. Gestern sahen wir zu, wie ein Teich abgelassen und Forellen gefischt wurden; auch besahen wir viele Eisenhämmer. Ich finde hier die Beschäftigungen des Landlebens lange nicht so prosaisch wie bei uns. Ich habe schon Alles im Hause in Küche und Keller besehen, und Alles fand ich in der herrlichsten Ordnung. Der Vater hat mir die Schlüssel zu zwei ungeheuren Leinwandschränken, in denen sich ein herrlicher Vorrath befindet, übergeben, und jetzt gleich werde ich mit der Hanebeck ein Stück Leinen für jede der Mägde zum Geschenk ausmessen, was hier eine uralte Sitte ist."

„Den 22. Mai.

O könntet Ihr nur einmal einen der herrlichen Spaziergänge mit mir machen und die reine leichte Luft einathmen; ich glaube, Ihr würdet so gute Fußgängerinnen werden, wie ich es, zu unser Aller Freude, auf einmal geworden bin. Stundenlang könnte ich stehen und den Arbeiten in den Eisenhämmern zusehen, so auch amüsirt mich der Forellenfang gar zu sehr. . . . . .“

Wenn ich Thoras Empfang in Neuenhof mitgetheilt habe, welches zwar die größere, aber seltener bewohnte Besitzung von Bussche ist, so darf die Beschreibung ihrer Ankunft in Hackhausen, diesem kleinen freundlichen Ort, den Thora bald besonders lieb gewann, um so weniger fehlen, als es ihre eigentliche Residenz bleibt.

„Hackhausen, den 26. Mai 1828.

Eine wahre und große Freude ist es mir, meine liebe Mama, Dir von hier aus zu schreiben, Dir zu sagen, wie gut es mir hier gefällt, wie allerliebst ich Hackhausen finde, wie ganz entzückt ich davon bin. Die Lage ist wirklich reizend, eine unaussprechliche Lieblichkeit in allen Umgebungen, jetzt besonders bei dieser Frühlingspracht und dem ganzen reichen Frühlingsschmucke. Auch das Haus ist von außen wunderhübsch und alle Zimmer allerliebst freundlich, besonders die, welche ich jetzt bewohne, gar zu hübsch und elegant eingerichtet. Wenn Du mich einmal besuchst, so wirst Du sie bewohnen. O säßest Du doch bei mir, in diesem allerliebsten achteckigen Salon und könntest Dich mit mir der herrlichen Aussicht von meinem Balkon freuen. Die erste Nacht träumte mir, daß eine Stimme mich weckte, die mir so süß in die Ohren klang; ich erkannte sie für die Deinige, schnell sprang ich auf und fand Dich, Papa und Klara, und Du warst es gewesen, die Alles so niedlich für mich eingerichtet hatte. Das war ein gar zu lieber Traum. Ueberhaupt vergeht selten eine Nacht, in der Eure Bilder mich nicht umschweben, oft heiter, oft ängstlich. Doch nun muß ich ordentlich erzählen: Unsere vorgestrige Fahrt war entzückend, besonders nachdem die Karrenfahrt überstanden war. Erst durch das schon bekannte reizende und so romantische Lenne-Thal, welches wir bis an das herrlich gelegene Limburg verfolgten, dann nach Schwelm, von wo aus die Gegend wieder einen ganz neuen, aber nicht minder reizenden

Charakter annimmt, den des Dir ja schon oft beschriebenen Wupper-Thales; in der That kann man auch nicht zu viel davon sagen. Es ist wirklich herzerfreuend der Anblick einer solchen Wohlhabenheit und Thätigkeit, alles Leben einer Stadt vereinigt mit dem ganzen Reize des Landlebens in einer durchaus ländlichen und so schönen Gegend. Denke Dir, daß man in diesem schönen Thale meilenweit zwischen Häusern fährt — und welchen allerliebsten Häusern, alle als wären sie erst gestern fertig geworden —, die theils an den Bergen, theils an der Straße zerstreut liegen. Durch Barmen, Gemarke, Langenfelde, Wupperfeld und Elberfeld fährt man, ohne gewahr zu werden, wo der eine Ort anfängt, wo der andere aufhört.

Manches kleine Mißgeschick hatten wir indeß an dem Tage zu erdulden: der Kutscher war krank geworden; daher mußte Julius fahren und ich allein im Wagen sitzen, und bald begann es zu regnen; das war ein Jammer! Dann hatten uns Krankwerden des Kutschers und die bösen Wege dergestalt verspätet, daß es schon begann dunkel zu werden, als wir nach Solingen kamen, und wir wären so gern bei Tage in Hackhausen angekommen. Darüber verloren wir auch eine schöne Aussicht auf Köln und Düsseldorf; doch die große Freude hatte ich noch, meinen lieben Rhein im Abendroth schimmern zu sehen! Als wir auf einer Höhe unfern unseres Zieles waren, hörten wir einen Signalschuß, worauf die Kanonensalve begann, uns in den Bergen laut schallend und wiederhallend zu begrüßen. Mehrere Lichter unten im Thale nahmen sich allerliebst aus, und im Scheine eines Schusses zeigte sich uns das schneeweiße Haus, durch hohe, schöne Bäume hindurchleuchtend. Alles war dicht voll Menschen, als wir durch das bekränzte Thor in den Hof fuhren. Auch der war mit Blumen bestreut, und Brücken, Hausthür, Balkon, Alles war dick bekränzt, und auf einer blauen Tafel über der Thür war uns Willkommen geheißen. An der Thür empfingen uns sämmtliche Hausbewohner, auch die Großmutter und die Tante Amélie. Wir waren Alle sehr bewegt; Julius weinte vor Freude! Tante Amélie ist herzlich und gut, dabei geschwätzig und munter. Die Großmutter ist uralt und wandelt unter uns, ohne an der Unterhaltung viel theilnehmen zu können, weil sie sehr harthörig ist."

(Als ich sie $1^1/_2$ Jahre später kennen lernte, war sie beinahe ganz taub und noch blinder und mußte daher ein lebhaftes Gefühl von

Mitleiden einflößen. Ihren Jahren nach war sie eine Reliquie aus längst verflossenen Zeiten; sie hatte Alles überlebt, was ihr je nahe gestanden hatte, und liebte nur Julius auf der Welt, und den auch vorwiegend wohl als Stammhalter eines Geschlechts, dessen Namen Kessell mit dem seinigen verbunden worden ist. So wenig Interesse im Allgemeinen die Unterhaltung dieser höchst einseitig gebildeten Frau auch haben konnte, so hörte man sie doch gern über Manches, was sie erlebt hatte, reden; namentlich hat mich oft die Erzählung ihrer Heirath amüsirt. Ihr Verlobter hatte sie zu Pferde zur Kirche und von da noch meilenweit bis nach Hackhausen geführt.)

„Immer wieder haben mich während des Schreibens die himmlische Luft, der Blüthenduft und das Gezwitscher und Gesumme aus Bäumen und Teichen unwiderstehlich vom Schreibtische weg auf meinen Balkon gelockt. O könntet Ihr doch einmal mit mir diese so allerliebste, echt ländliche Landschaft, diese blühenden Boskets, diese Teiche, diese sich sanft erhebenden Felder, diese grünen Wiesen, Alles mit Waldungen umgeben, sehen. Ein größerer Kontrast als der zwischen Hackhausen und Neuenhof wird wohl kaum existiren. Bisher hatte ich mir von einer so bewohnten Gegend, wie diese es ist, keinen Begriff machen können! Am Pfingsttage ist Hackhausen noch dazu der Rendezvous-Platz aller munteren Leute in der Gegend umher, und so war denn gestern ein rechtes Wogen und Drängen in allen Spaziergängen, ja selbst auf dem Hofe; dabei ist das Volk so munter, daß man es beständig singen und lachen hört.

Heute wurden wir durch einen schönen geistlichen Gesang im Bosket geweckt!

Ich sitze hier in halber Toilette, da tritt plötzlich ein junger Husar ins Zimmer. Ich erschrecke zum Tode; wer ist es: Julius!“

Einige Posttage später schreibt sie:

„Heute hatte ich einen prächtigen Morgen; noch nicht ganz fertig war ich angezogen, als Julius mit einem freudestrahlenden Gesicht in mein Zimmer drang und mir ein liebes Briefchen mit lithographirter Adresse entgegenhielt. Seine Freude rührte mich ebenso sehr, wie Dein lieber, lieber Brief mich freute.

Die Leute auf den Höfen, wo ich mit Julius herumgegangen bin, meinten, Julius habe gut zu wählen verstanden, und ich sei, wie sie mir selbst sagten, ein nettes Mensch.

Da es hier kein eigentliches Dorf, sondern nur zerstreut liegende Höfe giebt, so komme ich nicht eben viel mit den Leuten in Berührung, und es bleibt mir die Zeit, ihre kauderwelsche Sprache verstehen und erwidern zu lernen.

Meine beste, allerliebste Mama, wie rührt mich Deine sanfte Mahnung: über die Gaben nicht des Gebers zu vergessen! Ja, gebe Er, daß ich Sein nie vergesse, daß es mir gegenwärtig bleibe, wie Seine Güte nur zur Buße leiten soll! Du weißt, das war immer einer meiner Lieblingssprüche."

Unterdessen wurden im Mai und Juni in unserer engsten Freundschaft auch zwei Ehen geschlossen, die unsere ganze Theilnahme erregten.

Schon im vorigen Spätsommer hatte der hochverehrte Freund Gneisenau uns die Verlobung seiner dritten Tochter, der allerliebsten Hedwig, mit dem Grafen Brühl, Bruder der Clausewitz, mitgetheilt, und wir hatten in diesem Winter unsere Freude an dem Glücke des zwar im Alter sehr verschiedenen, sich aber doch sehr zärtlich liebenden Brautpaares und an der innigen Zufriedenheit des herrlichen Feldmarschalls mit seinem zukünftigen Schwiegersohne gehabt und es nur bedauert, als nun die Hochzeit ganz im Stillen gefeiert wurde.

Vielleicht geschah dies der doppelten Trauung wegen; denn Hedwig ist protestantisch und ihr Gatte katholisch!

Mit der anderen Hochzeit ward es ebenso gehalten und zwar aus denselben Gründen. Hier aber ließ man es bei einer Trauung, bei der katholischen, bewenden, weil die protestantische Kirche jene als vollgültig anerkennt. Dem Verlobten, der nicht nur ein sehr eifriger Katholik, sondern ein aufrichtiger Christ war, würde eine doppelte Ceremonie wie eine Entweihung erschienen sein. Ich war sehr überrascht gewesen, als am 23. Februar Gräfin Voß mich besuchte, um mir und den Meinen die Kunde von ihrer Tochter Marie Verlobung mit Radowitz mitzutheilen. Ich gestehe freilich, daß ich, um nichts zu bemerken, mit Blindheit geschlagen sein mußte, und ich weiß es nur dadurch zu erklären, daß mir Radowitz stets wie ein Mann vorkam, der kein anderes

Ziel zu kennen schien als das, zu seines Gottes Ehre zu arbeiten und zu wirken! Selbst seinen Ehrgeiz schrieb ich mehr solchen als selbstischen Motiven zu. Ich meinte, er kenne keine andere Liebe als die für die Wissenschaft und sei zu pedantisch, um sich einem jugendlichen Wesen als Liebhaber zu nähern. Doch siehe, schon seit Monaten hatte er Marien fühlen lassen, daß sie die Erkorene seines Herzens sei. Diese nahm die Beweise seiner Neigung mit gleichem Ernst und mit derselben gesammelten Stimmung auf, mit dem sie gegeben wurden. Die Beiden hatten sich am 29. Januar bei uns getroffen und in einem allgemeinen Gespräche über die Treue einander sehr viel gesagt, ohne sich direkt anzusprechen, ohne uns dadurch ihr Einverständniß nur ahnen zu lassen! Er nämlich tadelte des Königs Heirath mit der Fürstin Liegnitz als eine Untreue an seiner ersten Liebe; ich bestritt diese Behauptung als sehr übertrieben. Der ganze Kreis schlug sich auf meine Seite; Marie allein äußerte leise, doch sehr bestimmt, eine entgegengesetzte Meinung, und es war die seinige. Dennoch ging mir dadurch so wenig ein Licht auf, daß ich, als sie allein zur Feier von Sophiens Geburtstag an eben diesem 29. zu Tisch blieb, das Gespräch auf Radowitz lenkte und manche seiner Wunderlichkeiten heraushob und komisch darzustellen suchte, doch Alles ohne Malice. Dies hat sie mir lange nachgetragen, wennschon meine Scherze über ihn nur sehr harmloser Art gewesen sein können, weil ich ihn ja wirklich lieb hatte. Die Mutter dagegen war sehr zufrieden mit meiner aufrichtigen und herzlichen Freude über die Verlobung, die sich unter meinem Dache vorbereitet hatte; einen wahren Kontrast dazu bildete die kalte und abgemessene, ja höhnische Weise, mit der alle ihre anderen Freunde fast ohne Ausnahme die Mittheilung aufgenommen hatten. Leider war Radowitz gerade im Vossischen Kreise durchaus nicht beliebt, und man fand diese Verbindung in jeder Beziehung unpassend; man that sogar ungläubig über den Punkt seines Adels! Die Mutter Voß litt bei dieser Gelegenheit sehr unter dem Betragen ihrer Freunde; die Tochter zog sich stolz und anscheinend kalt in sich selbst zurück, der Vater aber war abwesend! Radowitz hatte ihn eine lange Reise nach Neapel unternehmen lassen, ein oder zwei Tage später, ehe er den Entschluß faßte, um des Mädchens Hand bei den Eltern zu werben. Dieses lange Schwanken war um so befremdlicher, da er längst nicht mehr an Mariens und sie noch viel weniger an seiner heißen Liebe zweifeln

konnte. Die Abreise des Grafen Voß hatte am 11. oder 12. Februar stattgefunden; die Verlobung erfolgte am 13., blieb aber ein Geheimniß, solange ihr noch die Einwilligung des Vaters fehte. Diese ward jedoch umgehend und von ganzem Herzen gegeben und traf am 22. ein.

Mit ernsten, tiefen Gefühlen, in andächtiger Stimmung war das Bündniß dieser Herzen geschlossen worden, und so hat denn auch der Segen von oben dasselbe gegründet. Sie führen eine vor Gott und Menschen wohlgefällige Ehe und pilgern Hand in Hand dem großen Ziel der Vollendung entgegen.

In die letzte Hälfte des Juni trifft die Durchreise der Prinzeß Juliane von Dänemark, vermählten Prinzeß von Hessen-Philippsthal. Ist nun gleich die Persönlichkeit dieser guten Dame nicht sehr bedeutend und durch die Unruhe, die den meisten hohen Fürstlichkeiten anklebt, ermüdend, und konnte ihre Anwesenheit vollends lästig für meinen Mann sein, weil er überhäuft von Geschäften war, so siegte dennoch in seinem treu dänischen Herzen die Freude darüber, sich einem Mitgliede der dänischen Königsfamilie nützlich erweisen, dieser Prinzeß unser Haus angenehm machen zu können. Dies ward ihr, weil sie in Berlin ihr Inkognito nicht verlassen wollte, für jede Tageszeit angeboten; nur ein Nachtlager konnten wir ihr nicht bereiten. So speiste sie denn mehrere Tage nacheinander bei uns und, da das Wetter uns begünstigte, auch einige Male im Gartenpavillon.

Abends kam sie oft noch spät nach dem Schauspiel zu uns, wo jedesmal ein elegantes Mahl ihrer harrte; und alles dieses genoß mit ihr der General Fürst v. Bentheim, den der Zufall gerade jetzt nach Berlin geführt hatte. Da sein Bruder Louis in dänischen Diensten steht und ein spezieller Freund des Prinzen Christian, Bruders unserer Prinzessin Juliane, ist, so fand er sich ganz natürlich zur Begleitung der fürstlichen Dame ein und war ihr treuer Schatten während ihres Aufenthaltes in Berlin und Umgegend. So erschien er denn auch als Begleitung, wenn ich mich der Prinzeß anschloß, einige der Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Wir bewunderten gemeinsam das Schloß und das Palais, ja selbst das noch nicht vollendete Museum, ebenso das Diorama von Gropius und die malerische Reise im Zimmer von Enslen. Von den Schauspielbesuchen dispensirte ich mich meiner Trauer wegen ganz; dagegen begleitete ich mit meiner ganzen Familie, mein

Mann an unserer Spitze, die Prinzeß noch zum Abschiede bis auf die Pfaueninsel, wo wir einen ausnehmend angenehmen Tag zubrachten und noch dafür einen wahrhaft beschämenden Dank von der hohen Gönnerin ernteten.

Mit den Veränderungen auf der Pfaueninsel, die ich seit unseren Partien 1819/20 nicht wiedergesehen hatte, war ich gar nicht zufrieden. Das Ländliche des Aufenthaltes dort war durch die Vergrößerung der Menagerie gestört; von den pittoresken Bauernhütten und Kostümen bemerkte ich gar nichts mehr; dagegen stieß ich auf allen Enden und Ecken auf ausländische Thiere aller Art, auf Affenfratzen, die mir so ganz widerwärtig sind, auf Känguruhs, die ich auch nicht liebe, auf den Vogel Marabu, der das ekelhafteste Thier ist, das man sich denken kann, während der Riese und der Zwerg, die dort gemeinschaftlich gehaust hatten, den Weg alles Fleisches gegangen waren. Von da aus besuchte die Karawane das russische Häuschen jenseits des Sees, wo der langbärtige Sarmate uns nach vaterländischer Sitte mit Salz und Brot entgegenkam; doch möchte es um der Prinzessin Appetit oder vielmehr um dessen Befriedigung schlecht bestellt gewesen sein, wenn wir nicht unseren Koch vorausgesandt hätten. Dieser gab uns als Entree des delikat bereiteten Mahles eine Weißbier-Kalteschale, die, so gemein der Name auch lautet, doch wahrhaft erquickend und, da der Champagner eine Hauptrolle darin spielte, auch ganz vom Geschmack unserer fürstlichen Gäste war. Mit Herzlichkeit schied die Prinzeß von uns, und wir mit wahrer Rührung von unserer alten Bekannten, der liebenswürdigen, guten und interessanten Hofdame Elise v. Pechlin.

Der König begab sich in diesem Sommer nach Teplitz und wünschte die Anwesenheit meines Mannes dort. Ich entschloß mich, ihn mit den Töchtern und Sophie zu begleiten. Meine Mutter blieb in Berlin zurück, und ich gebe hier ein Briefchen der Vereinsamten an Marie Clausewitz.

„Montag Morgen, den 7. Juli 1828.

Liebe gute Marie!

Wie geht es Ihnen denn heute? Wenn Sie ganz wohl wieder sind und Ihr lieber Mann auch, kommen Sie dann vielleicht morgen Abend zu mir in den Garten und trinken da mit mir eine Tasse Thee?

Ich bin gerade ganz allein; es wäre so schön, mir so lieb! Doch Sie müssen es durchaus nur thun, wenn Sie gewiß Beide ohne Schaden so spät noch im Garten sitzen dürfen. Es war diese Abende so wunderschön, welch ein Lindenduft! Gestern war ich bei der süßen Selma Gröben; die blühte wieder wie eine Rose, und welch schöne Rose! Ach! heute um 6 Uhr war ich einsam bei meinem Grabe; da blühten auch Rosen und schneeweiße Lilien! So denke ich mir das süße, geliebte Kind jetzt, lilienweiß, im schönsten Garten Gottes! O, was mögen da für Rosen blühen und nicht abfallen und welken wie hier. Ich war heute um dieselbe Stunde da, als vor einem Jahre meine Freude und Wonne ins Grab gesenkt wurde! O! wie will doch immer wieder das Herz brechen!

Gestern bei Selma war die Generalin Roeder mit einem kleinen Enkel, der sie immer am Rock zog und »O-Mama« sagte, wie mein Leopold mich nannte, ehe er noch recht reden konnte.

Eben brachte man mir die wunderschöne Blume, den Cactus speciosus, die ich zuerst sah, als Elise sie vor sich stehen hatte, wie sie mit Leopold Wochenvisiten annahm! Nun steht sie vor mir und dem süßen Bilde und hinter uns das Grab!

Doch bin ich heiter und glücklich; denn ich bin beruhigt über meinen geliebten Bruder. Die gute, treue, liebe Sophie, die meine Angst gesehen, schrieb mir aus Herzberg, wo sie Alle so glücklich ankamen und wohl waren, Marie entzückt. Das nahm mir einen Stein vom Herzen. O wie habe ich doch so viel Glück! wie gehört das dazu, so liebe, treue Freunde zu haben, wie Sie Beide!“

Am 6. Juli abends hielten wir unseren Einzug in das Thal, wo Teplitz' Wunderquellen dampfen, und verlebten dort eine recht angenehme Zeit. Die Anwesenheit unseres lieben Königs erlegte der Gesellschaft wohl einigen Zwang auf; aber da wir keiner Kur unterworfen waren, so konnten wir uns den leichten Hofdienst um so williger gefallen lassen, da der König ungewöhnlich heiter und gnädig und seine Frau Fürstin gar gut, lieblich und zutraulich für uns war. Es hat mir wahren Spaß gemacht, sie und den König zu sehen und zu beobachten: der hohe Herr immer scherzhaft und neckisch, sie immer heiter darin eingehend und sich ihm so innig und kindlich fröhlich anschmiegend,

wie er ihr väterlich wohlwollend begegnete. Als bei einer Landpartie, deren gar manche veranstaltet wurden, der König eben in meiner Nähe sehr munter mit der Fürstin geschäkert hatte, äußerte ich meine Freude über seine sich hier immer gleichbleibende lustige Schalkhaftigkeit. Sie erwiderte darauf, wie diese ihm überhaupt so eigen sei, und wunderte sich, daß ich ihn früher nicht so gesehen hätte.

Cajus Stolberg schloß sich uns an und blieb unser treuester Begleiter bis über Teplitz hinaus. Auch seine Brüder Leopold und Alfred kamen von Prag herüber, um uns zu sehen. Während Alfred in der Welt umherschweifte, weil ihm die Beamtenkarriere im Oesterreichischen zu langweilig und trocken erschien, erwarb sich Leopold die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und das eigene Bewußtsein der Berufstreue; er hatte es jetzt schon bis zum Kreishauptmann gebracht. Er ist ein echter Stolberg, brav und bieder, edlen Sinnes und großartigen Charakters, aber leider auch Stolbergisch taub, und das störte mir die Freude, die ich sonst an seinem Umgange gehabt haben würde.

Prinz Wilhelm Sohn gebrauchte die Kur mit vielem Ernst, fand aber doch hinreichende Muße, um der damals wirklich schönen Gräfin Mathilde Clary sehr ritterlich den Hof zu machen. Diese Ritterlichkeit bestach uns auch ein wenig, genug, um ihm nicht zu zürnen, genug, um unser Wohlgefallen an dem Tanz, an dem Spiel auf der Maillebahn, an den anmuthigen Scherzen des schönen Paares nicht zu stören.

Wir bedauerten es, daß der interessante Gerlach ihn diesmal nicht begleitete; der gute, harmlose Schenkendorf blieb eine gänzliche Null für die Gesellschaft.

Ehe wir Teplitz verließen, unternahmen wir mit unseren Bekannten eine Partie nach der Ruine Riesenburg. In Ossek wurde Halt gemacht und dann zu Fuß und mit großer Ermüdung der schöne Weg zurückgelegt bis zur Ruine und dem Bauernhaus, wo ein Diner zugerichtet war. Die Munterkeit während der Mahlzeit war recht erfreulich, erfreulicher noch der Besuch der alten Burg und die allerliebste Ueberraschung des schönen Tirolergesanges, der hier viel ansprechender klang als auf dem Teplitzer Theater.

Mit dieser hübschen Partie schloß unser dortiger Aufenthalt. Mein Mann unternahm noch einen Ausflug nach Karlsbad, um den ihm so lieben Ort wiederzusehen.

Am 31. Juli reisten wir ab. Nach einer sehr genußreichen Heimreise mit Aufenthalt in Dresden und schönen Ausflügen in die Sächsische Schweiz trafen wir glücklich wieder in Berlin ein, und schon am 10. versetzte mich ein unerwarteter Besuch abermals lebhaft in die Sächsische Schweiz, und zwar in den schönen Wald zurück, durch den unser Weg nach dem kleinen Winterberg uns geführt hatte: Es war nämlich dort eine hübsche Gruppe an uns vorbeigezogen, eine junge, auf einem hohen Tragsessel schwebende Frau, begleitet von einem schönen, ebenfalls noch jungen Mann, der mir ausnehmend bekannt vorkam und dem ich es anzusehen glaubte, daß er sich ebenfalls darauf besänne, ob er uns kenne oder nicht. Doch erst jetzt als Graf und Gräfin Schimmelmann von Ahrensburg uns bei ihrer Durchreise durch Berlin aufsuchten, fand eine doppelte Wiedererkennung statt; es ward uns gegenseitig klar, daß wir zwiefache Bekannte waren, nicht nur von jener Reisebegegnung her, sondern auch aus früherer Zeit, wo ich den Grafen Karl als Knaben bei seinem Oheim in Seeland gesehen hatte. Seine Gemahlin, damals Fräulein Fanny v. Blücher, hatte mich, da sie noch ein liebliches Mädchen war, im Jahre 1816 mit ihren Eltern (Graf Konrad v. Blücher und seine anmuthvolle Gemahlin Manon d'Abbestée) in Kiel besucht. An jenem Abende wußte ich mir noch eine Loge zu der herrlichen Oper „Oberon" zu verschaffen, wohin ich meine lieben Landsleute mit wahrem Vergnügen führte, ehe ich sie abends bei mir bewirthete. Sie war ein gar zu liebes, frommes Wesen und ist eben deshalb schon der Erde entrückt. Am 26. Januar 1833 wurde sie Wittwe und folgte bald ihrem Manne im Tode nach.

Durch die Entfernung mancher Lieben waren unserem Kreise zwar sehr schmerzliche Lücken geschlagen; auf der anderen Seite gewann er aber wiederum an Gemüthlichkeit dadurch, daß wir uns um der leider zunehmenden Kränklichkeit meines Mannes willen erlauben durften, ihn mehr zu beschränken und namentlich einen Damm gegen die zuströmenden Diplomaten aufzuführen. Unsere Itzenplitze und Roeders gehörten natürlich unserem engsten Kreise an. Henriette und Marianne waren Beide in Heringsdorf gewesen; Erstere war durch häufige Fieberanfälle sehr in ihrer Kur gestört worden, Marianne aber hatte die ihrige mit größtem Erfolge gebraucht und war zu neuer Schönheit und Fröhlichkeit erblüht. Mit ihrer Gesundheit zugleich erblühte auch das Glück ihrer Ehe aufs

Neue. Das Verhältniß dieser Beiden schien an Vortrefflichkeit dem nachzureifen, das zwischen ihrer ältesten Schwester und deren Gatten bestand. Die reine, milde Sinnesweise der lieblichen Marianne übte mehr und mehr eine sehr wohlthätige Gewalt auf Heinrichs stürmisches Gemüth, auf seinen Geist aus, der an Rastlosigkeit und Wechselsucht krankte, und gab ihm Ahnungen von der Seligkeit zufriedener Herzensstille.

Doch dieses reine Glück blieb nicht ungetrübt, und unsere Freude daran ward nur zu bald verbittert, indem sich sehr schnell bei Mariannen erneute Hoffnungen auf höchst quälende Weise kundgaben; sie war bald zum gänzlichen Liegen verurtheilt. Heinrich war anfangs in theilnehmender Liebe so aufgeregt, daß er sie nicht verließ, doch bald ermüdete er! So wenig Männer sind es fähig, im engen, häuslichen Kreise, vollends im Krankenzimmer auszudauern! Sie sind nicht von Jugend auf an solche Einhegung gewöhnt und haben ja auch „eine doppelte Existenz zu entwickeln", die häusliche und die öffentliche, die nur zu oft im Widerspruch miteinander stehen!

„Wenn eine Frau liebt, liebt sie in einem fort; ein Mann thut dazwischen etwas Anderes!" Dies ist eine Wahrheit, die, tief in der männlichen Natur begründet, jedem Mädchen als Brautgeschenk gegeben werden sollte; denn es ist zugleich der Schlüssel, mit dem die Zweifel zu lösen wären, von denen wir ein weibliches Herz beschlichen sehen bei der ersten Wahrnehmung, daß der Mann „dazwischen etwas Anderes thut"!

Hatte mein Gemahl in allem Guten und für die Ehe Beglückenden eine herrliche Ausnahme von den Meisten seines Geschlechts gemacht, war er ein Muster eines treu und zart Liebenden gewesen und geblieben, so hatte ich doch die schwere Aufgabe durch und durch kennen gelernt, ihn von wichtigen Dingen gänzlich hingenommen zu sehen und selbst oft den Geschäften nachstehen zu müssen. Aber in dieser Beziehung bildete schon der Herbst 1828 eine Art von Uebergang zu der späteren größeren Freiheit, die er genoß und ganz seiner Häuslichkeit widmete. Nicht, daß er jetzt schon einige seiner laufenden Geschäfte abgegeben hätte, nein, das erlaubte er sich erst drittehalb Jahre später; aber in geselliger Hinsicht beschränkte er sich und warf die Fesseln der Repräsentation fast gänzlich ab, weil er sie in der That nicht länger zu ertragen vermochte. Damit ihn von jetzt an eine angenehme Häuslichkeit, die durch keine geselligen Störungen unterbrochen werde, umgeben möge, besuchten auch wir weder

die große Welt, noch die Kreise unserer Freunde und Bekannten. Die liebe und behagliche Einförmigkeit unseres Lebens ward fast nur durch eifrige und gemeinschaftliche Lektüre und durch musikalische Leistungen unterbrochen. Die fleißigste Theilnehmerin an beiden ward bald eine junge Gräfin Jenny zur Lippe-Biesterfeld, welche die Eltern auf ein Jahr der Obhut unserer Schönberge anvertraut hatten, um sie von ihrem Gram um einen eben verstorbenen Bruder abzulenken. Es knüpften sich bald die innigsten Freundschaftsbande zwischen ihr, Sophie und Klara an, und es war mir eine Wonne, diese drei holden, trotz ihrer Verschiedenheit sehr eng verschwisterten Wesen so wahrhaft beglückt durch den gegenseitigen Umgang zu sehen. Auch mein Mann und meine Mutter hatten ihre Freude daran; wir Alle fühlten uns durch die Liebliche sehr angezogen, die bald bei uns ganz zu Hause war. Wir dankten es den guten Schönbergs recht herzlich, daß sie uns ihren liebenswürdigen Gast so viel abtraten. Freilich war dies insofern ein geringes Opfer für sie, da sie gerade in dieser Zeit mit Geschäften sehr überhäuft waren. Sie verheiratheten nämlich eben jetzt ihre Tochter, die vortreffliche Auguste, und hatten da so Vieles zu bedenken, so Vieles zu beschaffen; denn die Aussteuer, die Einrichtung und so manches Andere mußte besorgt werden. Außerdem nahm der sich soeben bildende Gefängnißverein wie schon früher die Wohlthätigkeitsvereine, die Cousine Schönberg fast mehr als billig in Anspruch; alles dies ist an und für sich herrlich und nachahmungswürdig, doch aber fast allzu umfassend für ein einziges Menschenherz, und daher störend für das Familienleben. Wir hingegen genossen einer freieren Muße als sonst und wandten sie auf die befriedigendste Weise in unserer Häuslichkeit an. Alles, was wir damals gemeinschaftlich gelesen, tönt mir noch wie der Nachhall von Musik in Ohren und Seele. Eine Stutzuhr stand während der Lesestunden auf dem Tische; das Buch ging um; nach jeder Viertelstunde wurde es der Nachbarin stillschweigend überreicht, und die Abgelöste ergriff sogleich wieder ihre Stickerei. Wir Alle hörten am liebsten Klara lesen; ihre etwas tiefe Stimme modulirte sich gar lieblich, und sie besaß eine große Uebung und Gewandtheit im Vorlesen, die sich freilich in schlichter Prosa nur wenig entfalten konnte. In den der Musik gewidmeten Abendstunden trug Jenny bei Weitem den Sieg davon; denn sie war mit einer wenn auch nicht starken, so doch klaren in die Herzen eindringenden Stimme

begabt, hatte sie schön ausgebildet und begleitete sie mit wahrer Kunstfertigkeit auf der Harfe, während Klara auf dem Flügel spielte.

Jenny war nichts weniger als schön und wäre nicht einmal hübsch zu nennen gewesen, wenn nicht so viel Grazie über ihre ganze Erscheinung gegossen gewesen wäre; viel anziehender noch waren die Selbstlosigkeit und Liebe dieses holden Wesens. Unsere Marianne war in jener Zeit monatelang an ihr Lager gefesselt; da brachte Jenny halbe Tage bei ihr zu und war unermüdlich in ihrer Pflege. Meine Mutter fragte einmal die Schönberg, ob es ihr für ihr Mündel nicht zu viel würde; da antwortete sie: „Wenn Jenny gewürdigt wird, einer Kranken Pflege oder Gesellschaft zu sein, so halte ich sie nicht zurück." Unterbrach doch die Schönberg selbst ihr vielseitiges und oft angestrengtes Wirken immer bereitwillig und mit Freuden, wenn es galt, Kranke zu besuchen, Leidende zu trösten, Armen Hülfe zu bringen. Dies hatte sie so recht eigentlich zu ihrem Berufe gemacht, und es war ein für die Zeit und in alle Ewigkeit hinein lohnender Beruf. Aber freilich entsprang nach und nach ein Uebelstand daraus; denn ihr Haus ward jetzt von Bittenden aller Art bestürmt, und hätte Schönbergs veränderte Laufbahn sie nicht nach drei Jahren von Berlin entfernt, so würden sie sich gezwungen gesehen haben, ihre Thür und ihr Herz gegen Nothleidende zu verschließen. Ihre Gesundheit wäre aber dennoch der gemeinnützigen Thätigkeit und den Anstrengungen erlegen.

Auguste nahm, seitdem sie herangewachsen war, den lebhaftesten Antheil an den Bestrebungen der Mutter und hatte sich überdem in einem von ihr gestifteten Mädchenverein eine eigene Wirksamkeit geschaffen.

Paßte nach dem im Sommer 1823 von mir entworfenen Bilde der Auguste Schönberg folgender Vers auf sie:

„Ein sanftes, stilles Kinderwesen,
Ein unverstellter Einfaltssinn,
Die Schönheit hat sich Gott erlesen,
Die führt zur wahren Unschuld hin"

so war ihr schönes Innere seitdem am Strahle der unsichtbaren Sonne vollends gereift. Immer zum Helfen und Trösten bereit, hatte sie Noth und Elend reichlich kennen gelernt, und ihr Herz war fest geworden im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung. Man

fühlte es ihr an, daß sie den Frieden errungen hatte, der höher ist als alle Vernunft. Ich widmete ihr im Geist meinen Lieblingsvers:

„Wie sich in stiller Meeresfluth
Der blaugewölbte Himmel spiegelt,
Und wie der Sonne frühe Gluth
Die sehnende Natur entsiegelt,
So hoher Gottesliebe Licht
Der reinen Seele Angesicht."

Daß ein solches Angesicht, wenn es auch der irdischen Schöne ermangelte, doch sehr anziehend sein mußte, wird man mir glauben und sich daher nicht wundern über die Freier, die sich schon früh und zahlreich unter ganz annehmbaren Umständen präsentirten. Doch Augustens Herz hatte noch für keinen gesprochen, bis der treffliche Graf Magnus v. Schlieffen, Adjutant und Lehrer des Prinzen Albrecht, auftrat, dessen Gesinnungen so ganz mit den ihrigen übereinstimmten, daß sie ihm ohne Zögern ihr Herz und ihre Hand schenkte.

Von einer Hochzeit noch habe ich zu erzählen, die, wenn auch in weiter Ferne (in Lauterbach in Thüringen) gefeiert, uns doch zu nahe anging, um sie mit Stillschweigen zu übergehen. Der Spielgefährte meiner Kinder, Bechtold Bernstorff, hatte von Göttingen aus die Bekanntschaft eines Fräulein Thekla v. Bibra, aus dem Hause Irmelshausen, gemacht, als er mit seinem Onkel George v. Riedesel diese ihm verwandte Familie auf Romrod besuchte; er hatte in ihren klaren blauen Augen die Herzensgüte, die Reinheit des Sinnes und einen großen Theil von dem gelesen, was mir diese neue Nichte später so unendlich werth gemacht hat. Im vorigen Frühjahr, als sie in Begleitung der Riedesels auf einige Wochen in Berlin war, blieb sie mir indeß doch fast unbemerkt. Nicht einmal ihre schöne Singstimme hörte ich, an der die Meinigen so viel Freude fanden. Nach der ebenso fröhlichen wie lang ausgedehnten und recht patriarchalisch gefeierten Hochzeit ließ das junge Paar sich in Gartow nieder, auf der schönen Stammherrschaft, welche der Vater dem Sohne seit Kurzem förmlich übertragen hatte, und wo sich die ganze Familie Bernstorff jener Linie von nun an, alljährlich wenigstens einmal, auf Wochen versammelt.

Während sich hier neue vielverheißende Bande anknüpften, erwarteten wir schon in unserem nächsten Familienkreise einen dreifachen Ehesegen,

bei Thora, Henriette und Marianne. Besonders um Marianne war uns nach der trüben Erfahrung vom 17. Januar d. Js. sehr bange. Augustens Trauung hatte sie zuletzt noch beigewohnt; von da an aber ward ihr kein leidensfreier Augenblick mehr zutheil, bis durch Gottes Güte auf die lange Schmerzenszeit eine Freudenstunde folgte, und ein gesundes Kindlein in ihren Armen lag. Hier sei nur noch ein Wort von ihrer rührenden Geduld und der vertrauensvollen Hoffnung gesagt, mit der sie, viel freudiger als wir es vermochten, dem Ziele entgegensah!

Ihre Liebe war stärker als der Eindruck des Todes damals gewesen war, wo sie das Kind ihrer Sorge, den Stern ihres Glückes, ins Grab sinken sah, als sie sich eben der ganzen Mutterwonne hingegeben hatte!

1829.

Im Vordergrund für mich, für uns Alle wohl, standen zu Anfang dieses neuen Jahres die Hoffnungen unserer Thora, die sie selbst so unaussprechlich beglückten. Unsere Kinder waren für den Winter nach Düsseldorf gezogen. Ehe ich zu ihnen eilte, um die Wochenpflege zu übernehmen, fühlte ich die Verpflichtung, Klara zum ersten Mal in die sogenannte große Welt einzuführen, und besuchte daher mit ihr und Sophie vom frühen Anfang des Winters bis zu meiner Abreise die vorkommenden Gesellschaften.

Unterdeß war der Tag meiner Abreise gekommen, der 13. Januar, und so unendlich wichtig, so süß mir der Zweck und das Ziel meiner Reise waren, so schwer ward mir der Abschied von den Meinen. Ich fuhr bei klingender Kälte ab, war aber durch die Liebe meines Mannes so gut versorgt mit Fußsäcken, Wärmflaschen und mit Pelzen, mein Wagen war so sorgfältig geschlossen, jede Ritze war mit Pelz ausgeschlagen, und eine Laterne brannte den ganzen Tag über zur Erwärmung im Wagen, so daß die Strenge der Jahreszeit beinahe unbemerkt an Klara und mir vorüberging. Wir reisten überdem wie die Fürst-

lichkeiten, fanden überall gewärmte Zimmer, schon auf uns wartende Pferde, wurden unglaublich schnell expedirt und gefahren (von geputzten Postillonen mit Stutzfedern auf den Hüten). Die Postmeister begrüßten uns in Gala am Wagen, und manche von ihnen brachten uns in größter Devotion Erfrischungen oder vielmehr Erwärmungen in unsere Kutsche hinein; in Magdeburg und in Minden machten mir die Präsidenten in Uniform ihre Aufwartung, und alles dies hatte ich dem Generalpostmeister (damaligem Bundestagsgesandten, späterem Minister) v. Nagler zu danken. Mein Mann hatte ihn nur um Auskunft über die verschiedenen Poststraßen nach Düsseldorf gebeten, und Nagler hatte ihm diese nicht nur auf das Ausführlichste gegeben, sondern auch Bestellungen an alle Posten hinzugefügt. Die Vortheile, die uns durch seine Artigkeit erwuchsen, wurden indeß reichlich aufgewogen durch die Unbequemlichkeiten, die sie uns zuzogen, und so sah ich mich für einige Zeit in die Lage der Großen dieser Erde versetzt.

Unsere Tagereisen waren auf Wunsch meines Mannes nur sehr kurz, meinem Sinne nach viel zu kurz; doch hier galt es gehorsam zu sein und dankbar die Fürsorge anzuerkennen, die Alles für uns aufs Sorgfältigste eingerichtet hatte. Endlich fuhren wir zu kurzem Besuch in den schönen Ippenburger Hof ein und hielten vor der gastlichen Thür, wo uns der treffliche Hausherr, die lieben Schwestern und die allerliebsten aus Steinhausen herübergekommenen Nichten (Bussche-Streithorst) aufs Freudigste empfingen. Anderthalb Tage verstrichen uns in diesem trauten Kreise sehr schnell, und je wohler es mir dort ward, desto lieber sagte ich es mir, daß dies das neue Vaterhaus meiner Thora geworden sei. Das Haus an sich gefällt mir einiger Uebelstände zum Trotz sehr gut; einer derselben, die abgelegene Lage nämlich des Eßzimmers in der unteren Etage, machte sich in der damaligen Jahreszeit doppelt fühlbar. Der große obere Salon dagegen und die damit zusammenhängende und immer geöffnete Reihe von kleinen Zimmern ließen sich vortrefflich heizen, und man fühlte sich darin höchst komfortabel; die Blumenfülle, die Vögel, die Goldfische täuschten über die Jahreszeit und das Klima. Wir fanden außer dem Steinhauser Papa, der die älteste seiner Töchter Klaras wegen hingebracht hatte, den jungen Arthur v. Schönberg-Wilsdruff, der als Verlobter von Emmy ihr wie ein Schatten folgte.

Der Mann, den man „den Guten par excellence“ nennen möchte, Thoras Schwiegervater, ließ mich am 20. Januar durch seinen raschen Postzug über das schöne Schloß Iburg nach Münster fahren. Leider langten wir in der Dunkelheit in dieser Stadt an, die mir, obwohl bis dahin unbekannt, schon fast heimisch vorgekommen war, seitdem die theuren Eutiner Stolbergs sie zu ihrem Wohnsitz erwählt hatten. Doppelt bedauerte ich es, sie auch in der Morgendämmerung wieder verlassen zu müssen, ohne ihre Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen zu können. Dennoch fiel mir die Größe der vielen palastartigen Häuser auf, die von einem zahlreichen und begüterten alten Adel zeugen, und neben diesem bewohnt ein recht zufriedenes Völkchen diese erzkatholische Stadt.

Die Geschichte der Wiedertäufer ist hier durch manche Denkmale erhalten, u. A. durch die schrecklichen eisernen Käfige am Thurm der St. Lamberts-Kirche, in denen die gemarterten und verstümmelten Körper der drei Hauptwütheriche zur Schau aufgehängt waren. Eine Sammlung von Bildnissen der Gesandten, die einst am westfälischen Frieden hier und in Osnabrück arbeiteten, erinnert an jene interessante Epoche der Geschichte.

Einige Meilen hinter Münster erreichten wir das Städtchen Hamm, Mittelpunkt der vortrefflichen Pumpernickel-Bäckerei. In Hagen ruhten wir ziemlich schlecht nach unserer zweiten Tagereise; von da aus aber war der Rest unserer Reise eine wahre Lustfahrt. Es ging auf den hartgefrorenen Straßen unglaublich rasch vorwärts; die einzig schöne Gegend zeigte sich im Bilde des Winters in einem ganz eigenen Zauber; die Gipfel der weißbeschneiten Berge verloren sich in die hochaufgethürmten weißen Wolken am Horizont; die Gehölze sahen märchenhaft herrlich aus in ihrer Winterbekleidung, zuerst am frühen Morgen halb in Nebel gehüllt, dann mit Rauhreif überzogen. Jetzt zeigte sich uns die vielberühmte Wupper; doch dieses sonst so muntere Flüßchen lag in den Fesseln des starren Winters. Der blaue Rauch aus den Schornsteinen stieg langsam feierlich wie Opferdunst in die Höhe; es war uns unbeschreiblich festlich zu Muthe! Wir erlaubten uns oft das eine oder das andere der fest zugefrorenen Fenster zu öffnen, um die Gegend zu bewundern, die Thora so lieb war. Nach und nach gewann die Sonne auch hinreichende Kraft, um das Eis gerade an der Seite des Wagens

zu schmelzen, wo sich die Aussicht am schönsten zeigte, namentlich da, wo man einen Berg hinaufgefahren ist, das freundliche und emsige Städtchen Elberfeld hinter sich gelassen hat und nun links in ein köstliches Thal hinabschaut, aus dem ein romantisch gelegenes Dorf, Sonnborn, mit seinem hübschen Kirchthurm Grüße heraufzusenden scheint. Klara und ich jauchzten laut auf bei dem überaus schönen Anblick dieses malerischen, in tausend Edelsteine gefaßten und im hellsten Sonnenschein funkelnden Punktes. Jetzt führt eine neue Chaussee unten im Thal längs der Wupper hin und an Sonnborn vorüber; damals entzogen die Berge es bald unseren staunenden Blicken. Wir kamen an Mettmann vorbei, wo der Kronprinz einige Jahre später die Leiche des Königs Johann von Böhmen bei einem Apotheker entdeckte, erstand und sie den 26. August 1838 in einer alten Kapelle an der Saar, beim Dörfchen Castel feierlich beisetzen ließ, in dessen Nähe die ihm ebenfalls so werthe Neander-Höhle liegt. Von hier ab dehnte sich eine weite, nur durch die Grafenberge unterbrochene Ebene vor uns aus, die in ihrer Schneedecke wie eine große Spiegelfläche erglänzte. Der hohe spitze Thurm Düsseldorfs bezeichnete das Ziel meiner heißen Wünsche. Endlich bin ich im Begriff, es zu erreichen, noch ehe ich die Stadt Düsseldorf berühre; denn meine Kinder haben sich am Steinweg angesiedelt. Mein Wagen rollt ihn schon entlang; er hält an; ich möchte hinausspringen wie in den Jahren meiner Jugend! Wie sollte ich es versuchen, das Entzücken des Wiedersehens zu beschreiben!

Ich fand Thora verhältnißmäßig frisch; wir genossen das Zusammensein unaussprechlich; auch die beiden Schwestern wieder vereint zu sehen, war mir sehr beglückend. Wir lebten zuerst noch ziemlich gesellig. Am 12. Februar aber besuchte der Schwiegersohn allein eine Festlichkeit, von der ich ihn im Laufe des Abends zurückholen ließ, und nach unbeschreiblich bangen Stunden und Momenten der allerdringendsten Gefahr legte uns der barmherzige Vater im Himmel am 13. Februar ein liebliches Mägdelein in den Schoß. Meinem Gefühl nach konnte das Leben nicht umfassend genug sein, um diese Freudenstunden, die auf so viel Angst folgten, in sich zu schließen, und doch hütete ich zitternd die Freude, in meinem Herzen sorgend, daß die nächste Minute sie mir rauben möchte. Thoras Glück war herzerfreuend, und auch der jugendliche Vater war überselig. Er verzieh es dem kleinen Ankömmling

gern, daß er nicht der ersehnte Knabe sei, und fand das Töchterchen überaus schön.

Die Wochenzeit verlief nicht ohne Zwischenfälle und manche Sorge; aber der gnädige Gott wandte Alles zur Freude, und am 18. März, der jungen Mutter Geburtstag, konnten wir mit heißen Dankgefühlen das Kindlein in der heiligen Taufe dem Herrn darbringen. Es erhielt den Namen Selma.

Anfang April verließen wir Düsseldorf, um nach Thoras liebem Hackhausen überzusiedeln. Sie jubelte laut auf, als wir ankamen, und dieses Entzücken beim Wiedersehen ihres Wohnortes, die Freude, mich dort einzuführen, thaten mir innig wohl; aber mir ward bei der kahlen Heide, die sich von Benrath bis beinahe vor Hackhausen erstreckt, bange, und erst als der Wagen zwischen den Boskets dahinrollte, als ich in den hübschen Hof einfuhr, als ich den freundlichen Salon unten betrat, fand ich ihre Vorliebe gerechtfertigt. Jeden Tag, jede Stunde ward auch mir der Ort lieber, der uns so traut-heimathlich, so freundlich-behaglich und so anmuthig-häuslich umfing.

Noch einige schöne Wochen des Zusammenseins, und dann mußte in den letzten Apriltagen geschieden sein. Der ungestümen Sehnsucht meines Herzens nachgebend, eilte ich auf dem geradesten Wege über Iserlohn durch die Porta Westphalica nach Berlin. Meine süße Reisegefährtin hatte viel Freude an allen Schönheiten der Natur; meine Sehnsucht aber wurde fast zur Ungeduld. Endlich am Vormittage des fünften Reisetages wurde das Ziel erreicht und am 8. Mai, dem Vorabend von meiner Mutter Geburtstag, rollte unser schwerer Wagen in den heimathlichen Thorweg hinein, wo die lieben thränenfeuchten Angesichter der durch das Posthorn herbeigelockten Meinen mich empfingen.

Mein Mann ist auf seine Art leidlich wohl, und in seiner lieben Art unendlich, ja überschwenglich innig, meine Mutter prächtig. Marie theilt ihr Entzücken zwischen Mutter und Schwester; in meiner Sophie finde ich einen Schatz von Liebe und Treue wieder und ein so inniges Verstehen, daß die Momente zu traulichen Mittheilungen von Herz zu Herz gesucht und beinahe erstohlen werden! Henriette ist sogleich nach meiner Ankunft mit ihren zwei Kindern zu mir geeilt; ich dagegen habe die liebe Wöchnerin Marianne Itzenplitz und ihr schönes kräftiges Kind

aufgesucht. O, wie klopfte mein Herz, als ich die Schwelle des Raumes betrat, an den ich so oft mit banger Sorge gedacht hatte.

Der Mai verfloß uns in angenehmer Ruhe; aber leider meldete sich gegen Ende desselben wieder ein Podagraanfall bei meinem Mann, gerade da er den Freunden Arnim versprochen hatte, bei ihrem Sohn Gevatter zu stehen. Wenn ich Arnims nicht früher erwähnte, so war das ein Versehen; standen sie uns doch seit Jahren nahe und blieben uns die treuesten Freunde trotz der zeitweiligen Trennungen, die seine amtlichen Stellungen mit sich brachten.*) Ihre Enttäuschung, als ich allein kam, war schmerzlich, und ich hätte der lieben jungen Mutter so gern nur Freude gebracht, statt ihre dem Andenken des gerade vor Jahresfrist gestorbenen ersten Kindes so reichlich fließenden Thränen noch zu vermehren. Der Moment, wo nach vollendeter Taufhandlung das Kind der Mutter übergeben ward und diese mit demselben hinkniete und sich zu ihren Mutterpflichten einweihen ließ, war schön. Ach, aber auch diesen Knaben mußten sie nach wenig Jahren zurückgeben.

Diesmal nahm das Leiden meines Mannes eine recht ernste Wendung; dennoch wollte er mir nicht erlauben, mich den Hoffesten zu entziehen, die eben jetzt zu Ehren der Vermählung des Prinzen Wilhelm

*) Alexander Heinrich v. Arnim aus dem Hause Suckow, geboren am 13. Februar 1798, diente mit fünf älteren Brüdern in den Befreiungskriegen 1813, 1814, 1815, wurde als Adjutant von Lützow bei Ligny schwer verwundet, studirte nach dem Kriege in Heidelberg und lernte dort die damals mit ihren Eltern in Mannheim wohnende Elisabeth Strick van Linschoten, geboren am 11. März 1800, im Jahre 1818 kennen. Er heirathete sie, nachdem er bei den Gesandtschaften in Bern und Kopenhagen verwendet worden war, am 15. Mai 1826 und wurde darauf als Legationssekretär nach Neapel geschickt, wo ihnen am 8. Dezember 1827 ein Sohn, Barnim, geboren wurde, der am 24. Mai 1828 starb. Arnim wurde 1829 nach Berlin zurückberufen; dort wurde ihnen am 11. April 1829 ein zweiter Sohn (Detlef) geboren, der aber am 8. Juni 1833 in Darmstadt, wohin Heinrich v. Arnim 1830 als Gesandter geschickt worden war, starb. 1834 wurde Arnim als Rath nach Berlin ins Ministerium berufen; am 17. März 1734 wurde ihnen dort eine Tochter Elisabeth geboren. 1840 wurde Arnim Gesandter in Brüssel, 1845 Gesandter in Paris, wo seine Frau am 6. Oktober 1846 starb. 1848 wurde Arnim nach Berlin berufen; er kam dort den 11. März an. Er wurde Minister des Auswärtigen im Ministerium Arnim-Boitzenburg, dann im Ministerium Camphausen und trat am 20. Juni 1848 zurück. Er war 1849 und 1851 Mitglied der Ersten Kammer, 1859 bis 1860 Mitglied des Abgeordnetenhauses und starb am 5. Januar 1861 in Düsseldorf.

mit der Prinzeß Auguste von Sachsen=Weimar bevorstanden und die die Kaiserin von Rußland durch ihre alle Art von Glanz und Aufwand mit sich bringende Gegenwart verherrlichen wollte.

Um meinem Kranken die ihm vom Arzt streng anempfohlene Ruhe zu sichern, faßte ich Posto in dem Zimmer, wo alle Anmeldungen hindurch mußten. Ich konnte es aber nicht verhindern, daß er am 29. Mai den Besuch des Prinzen Wilhelm annahm, ehe dieser seinem Schwager, dem Kaiser, offiziell entgegengesandt ward. Er sprach sehr lebhaft mit ihm, um dem Prinzen vor dieser Begegnung einen Einblick in die augenblickliche Lage der Politik zu verschaffen; doch brachte ihm diese Anstrengung zu meiner unendlichen Freude keinen wesentlichen Schaden. Als ich den Prinzen durch das Vorzimmer zurückgeleitete und ihm meinen wohl etwas gezwungenen Glückwunsch aussprach, ging er in seiner Antwort schnell darüber hinweg, faßte aber meine beiden Hände in großer Bewegung und sagte: „Ich werde Elisa wiedersehen; ich gehe nach Antonin"; und wie er mir meinen Schreck über diese Mittheilung ansah, fügte er hinzu: „Meine Schwiegermutter selbst hat mir den Wunsch ausgesprochen, daß dieses mein erstes Wiedersehen mit Elisa vor meiner Vermählung überstanden sein möchte."

Mein lieber Mann erholte sich nach einigen Tagen Gott sei Dank so weit, daß ich meinen Wächterposten mit Ruhe verlassen konnte, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Für meine und Klaras Toiletten waren die Unkosten nicht gespart worden, weil mein Mann wollte, daß ich würdig erschiene; doch hatte er eigentlich keinen Begriff davon, wie enorm die Toilettenkosten für solche Gelegenheiten sind. Meine Hofroben hielten zum Glück noch vor; aber Ballkleider, neue Barben und Blonden, Mantillen, Straußfedern=Garnituren, Paradiesvögel u. dergl. m. mußten angeschafft und mit Gold aufgewogen werden.

Am 6. Juni fuhr der König seiner geliebten Tochter nach Friedrichsfelde entgegen; die Herzen seiner Unterthanen folgten ihm; man genoß mit dem zärtlichen Vater dieses Wiedersehen nach langer, verhängnißvoller Trennung! Das Volk strömte in Massen aus dem Thor, um früher der hohen in und durch Liebe beglückten Familie zu begegnen. Es verdoppelte sich der Jubel, als man auch den Kaiser gewahrte, und als dieser nun an der Hand seiner Gemahlin, von seinem

Königlichen Schwiegervater geführt, auf dem Balkon des Schlosses erschien, da erscholl unendlicher Jubel aus vielen tausend Kehlen und drang bis zu uns in der fernen Wilhelmstraße herüber. Ein unermeßliches Gewühl füllte den Schloßplatz; das fortbrausende Rufen der Begeisterung schien sich donnernd Bahn zu brechen und sein Widerhall sich über die ganze Stadt zu legen. Der Eindruck soll unbeschreiblich gewesen sein, als die jubelnde Menge im ungeheueren Chor „Heil Dir im Siegerkranz" anhub. Der König vergaß in dem Uebermaß seiner Freude gänzlich, daß er König sei; er sah in diesen Tausenden von Zuschauern nur theilnehmende Wesen und gab ihnen das Schauspiel einer zärtlichen Umarmung mit seinem Schwiegersohn und der freundlichsten Liebkosungen seines Enkels auf dem hohen Schloßbalkon.

Tags darauf erneuerte sich der Jubel des Publikums, als der König seine Kaiserlichen Kinder in die Oper begleitete, beide bis an den Rand der Loge vorführte und mit sehr ausdrucksvoller Miene gewissermaßen vorstellte. Diesmal gehörte ich mit zu denen, die bis in das Innerste der Seele gerührt wurden, als der Königliche Großvater nun auch den hübschen kleinen Thronfolger herbeiwinkte, ihn vor sich hinschob und ihm hieß, die Leute zu grüßen, die ihn so freundlich ansähen.

Ich glaube wirklich, daß bei diesen Scenen kein Auge trocken blieb. Man hatte vor vier Jahren bei der blutigen Thronbesteigung seiner Kinder zu viel mit dem König und für ihn gelitten; man hatte zu lebhaft für das heldenmüthige Auftreten des jungen Kaisers Nikolaus geschwärmt, hatte ihn noch im vorigen Herbst in zu großen Gefahren gewußt, um nun nicht mit ganzer Seele die Freude und den Stolz mit zu empfinden, welche das Herz des Schwiegervaters erfüllen mußten. Seit dem Frühwinter 1825 hatte man die so geliebte Prinzeß Charlotte nicht in Berlin gesehen und sich, seitdem sie Kaiserin war, vergeblich nach ihrem Anblick gesehnt. Der kleine Großfürst Alexander war noch gar nicht in dem Vaterlande seiner Mutter gewesen. Die Art, wie der Kaiser hier überrascht hatte, gefiel uns ausnehmend, und wir dachten es uns nicht, daß solche Ueberraschungen bald zur stehenden Ordnung werden und die Reisen des Kaiserlichen Paares sich so oft wiederholen würden, daß das dafür abgestumpfte Publikum sich auch nie wieder zu solchem Jubel erheben konnte. Indessen freue ich mich doch noch der

Erinnerung an die Glorie, die damals den edlen Zaren umgab, an die magische Schönheit seiner Gemahlin, für die Niemand ein so offenes Herz zu haben schien wie er selbst; denn immer und immer wieder kehrten seine Blicke zu ihr zurück und weilten mit einem Wohlgefallen auf ihrer ätherisch schönen Gestalt, wie man das wohl selten bei einem Manne nach zehnjähriger Ehe bemerken wird.

Nur einer Fee wußten wir die Gefeierte an diesem Abend zu vergleichen, oder einer in Duft gehüllten Nymphe; denn der Flor ihres Kleides, der Flor ihres Shawls (in der Modesprache Wolke genannt), der Flor ihres Aufsatzes, Alles war weiß und so durchsichtig wie der Kranz von Marabouts, der den einem Heiligenschein gleichenden Aufsatz umgab. Diese scheibenartigen Toques, die hinten offen waren, kleideten sehr gut. Man durfte an dem Abende die vielen Juwelen, die durch diese blüthenreiche, zarte und duftige Toilette durchblitzten, nur für Sterne ansehen; sonst würde man gefürchtet haben, die Steine möchten die Sylphide, die sie trug, niederdrücken. Die Oper selbst, es war die Stumme von Portici, ward bei dieser Gelegenheit weniger beachtet, als sie es verdiente; die Wahl war nicht glücklich; denn wenn die Stimmung des Kaisers nicht so gehoben gewesen wäre, so würde es ihn verletzt haben, hier auf der Bühne eine theilweise Wiederholung der aufrührerischen Scenen zu sehen, die ihm bei seiner Thronbesteigung beinahe das Leben gekostet hatten. Er theilte gar nicht die Liebe des Königs für das Schauspiel und verließ Berlin noch vor der zweiten Galaoper, die sechs Tage später den Neuvermählten zu Ehren gegeben ward (Agnes von Hohenstaufen, komponirt von Spontini). Bei dieser war das Haus wieder sehr gefüllt und die Toiletten noch brillanter, weil man eben von der Cour kam. Der Enthusiasmus aber fehlte ganz. Der Kaiser hatte sich indeß ein schönes Denkmal in der Familie gestiftet, indem er die Fürstin Liegnitz nicht nur mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit behandelt und ihr den Katharinen-Orden geschenkt, sondern auch den König vermocht hatte, sie an den Vermählungsfeierlichkeiten von Anfang bis zu Ende theilnehmen zu lassen und ihr überhaupt eine bessere Stellung am Hofe zu geben. Seinem edlen Beispiele folgend, betrug sich jetzt auch die Kaiserin so gegen die Gemahlin ihres Vaters, wie man es schon im Herbst 1824 vergeblich erwartet und gehofft hatte.

Bei der Vermählungsfeier, die ganz genau den früher von mir beschriebenen glich, war in meinen Augen der Kaiser der Held des Festes; er sah so edel und schön, so würdig und so innig theilnehmend aus; er war, das merkte man seinem gesammelten Wesen an, ganz mit der kirchlichen Weihe des Festes beschäftigt und schlug andächtig sein Kreuz beim Eintritt in die Kapelle, während der übrige Theil der Gesellschaft ganz zerstreut schien. Bei den mancherlei Stellen der Reden, die von ehelichem Glück und ehelicher Treue sprachen, winkte er seiner Gemahlin vertrauensvoll und selbstbewußt zu; genug, es spiegelte sich in ihm der ebenso gute Christ wie Gatte.

Jetzt reiheten sich mehrere Feste aneinander. An einem der Tage, wo wir von der Ermüdung und Erhitzung des vorigen Abends ausruhen wollten, gedachten wir uns durch eine frühe und einsame Morgenspazierfahrt im Thiergarten zu erquicken; da führte uns der Zufall an dem großen Exerzirplatz vorbei. Wir sahen den Kaiser und seinen Königlichen Schwiegervater heransprengen. Sie hielten in unserer Nähe, und wir konnten deutlich beobachten, wie der Kaiserliche Knabe sich an die Spitze des ihm soeben verliehenen Ulanen-Regiments stellte und es dem König in sehr guter Haltung vorüberführte. Ich leugne es nicht, daß mir dieses Zusammentreffen wahre und große Freude machte.

Sage ich etwas von der Redoute? Sie war wohl eben nicht viel anders als ihre Vorgänger und die Maskenbälle späterer Zeit, für mich aber ganz neu; denn ich hatte niemals eine Redoute besucht und that es diesmal nur auf Zureden des lieben Feldmarschalls, in dessen Gesellschaft ich seine und meine Töchter einführte. Wir faßten Fuß in der Loge, die an die Königliche anstieß, und pflogen von dort aus allerlei Unterredungen mit den hohen und höchsten Personen. Die Prinzessinnen erschienen alle in dem russischen Bürgerkostüme, welches so geschmackvoll als prächtig ist, und wir bemerkten mit geheimem Vergnügen, wie der Kaiser an dem der Gemahlin zupfte und ordnete. Wir aber hatten nur eine etwas phantastische Kleidung und keinen Maskenanzug gewählt. Ich klage mich aber als schlechte Mutter an, daß ich nichts mehr von dem Anzug meiner Töchter weiß, wohl aber mich meines und der Kostüme der Gneisenaus erinnere; sie prangten in übertrieben großen wagenradähnlichen Toques von rosa Flor und

Band, und ich hatte mich in eine Knalltoilette geworfen: scharlachfarben Astrachan (im Jahre 1815 in Hamburg gekauft) mit weiß drapirter Taille und Aermeln und einen goldgestickten Turban mit scharlachrothem Esprit. Für meine mir gerade in diesem Frühjahr recht lästig gewordenen Toilettenarrangements ward ich an einem Abende wenigstens, auf dem Balle bei Alopeus, durch die Anerkennung der Kaiserin belohnt; denn da sie mich erblickte, rief sie: „Ei, Gräfin Elise, wie allerliebst!" Dieses „allerliebst" ging indeß doch nur auf einen ganz weißen Anzug mit einem Kranz von Orangeblüthen in der Bolivarform, d. h. auf der Mitte der Stirn schmal und dann auf beiden Seiten reich und voll.

Tags zuvor waren wir fast die Einzigen aus der Stadt auf einem déjeûner dansant bei Prinz Wilhelm Bruder gewesen, wo wir Nichttanzenden beinahe traulich um einen runden Tisch gesessen und Bilder besehen hatten, während die Prinzessinnen arbeiteten. Hier nun war es, wo ich mit eigenen Augen sah, was mir früher schon bedauernd erzählt worden war, daß unsere ehedem so einfache Prinzeß Charlotte jetzt als Kaiserin aller Reußen so despotische Manieren angenommen habe und sich zugleich einen orientalischen Luxus erlaube, der ebenso sehr gegen unsere Sitten verstoße. Sie wechselte, sagte man, auf jedem Balle Schuhe, Handschuhe und Schnupftuch. Hier beobachtete ich, wie der alte Graf Modène, ihr Oberkammerherr, auf einen Wink seiner hohen Herrin ein Taschentuch mit den tiefsten Verbeugungen, deren sein steifer Rücken fähig war, überreichte und dafür das Gebrauchte und ihm ziemlich nonchalant zugeworfene in Empfang nahm. Dergleichen betrübte mich von dieser noch immer so lieblichen Fürstin, für die nicht zu schwärmen es so schwer war. Da saß ich nun und bewunderte ihr graziöses Dahinschweben beim Tanz, ihre edle Haltung, ihre durch einen malerischen Anzug so gehobene Schönheit: ein antikes Bandeau von glattem Gold mit Solitären umschloß ihre Stirn, ein Lorbeerkranz erhob sich diademartig hinter ihm; zu diesem ernsten Kopfputz kleidete das frische rosa Atlaskleid mit der leichten Tunika von Flor sehr gut. Die lange feine Schneppentaille war mit drei Reihen fächerartig zusammenlaufender Diamanten besetzt, die von der Schneppe an wieder in drei sich nach und nach erweiternden Linien bis auf die Garnitur hinabliefen. Auf den Schultern

hielten kostbare Edelsteine die Draperie zusammen, und der Schluß des Mieders am Rücken war ebenfalls von dergleichen Steinen.

Nun ward uns eine wohlthuende Pause in den Festen vergönnt, während welcher ein Karussel eingeübt wurde, das dem Geburtstag der Kaiserin zu Ehren am 13. Juli im Neuen Palais zu Potsdam gegeben werden sollte. Am 12. schon mußte ich mich dazu bequemen, hinüber zu fahren; in Anbetracht des Gepäckes, mit dem wir uns beschweren, der Mühe, die wir uns geben mußten, ein Quartier in dem überfüllten Städtchen zu finden, konnte man es wohl eine Reise nennen. Die Proben zu einem figurirten Tanz hatten uns so früh nach Potsdam hinausgetrieben; denn Sophie war zu ihrem eigenen Verdruß Theilnehmerin an diesem Tanz, den sie selbst gar nicht hübsch fand und mit dem sie auch nicht ausgesöhnt wurde durch den Orden der weißen Rose, der ihr dafür zufiel. Freilich hätte es mehr Freude gemacht, wenn die Kaiserin selber dieses kleine, in Silber getriebene Zeichen der Theilnahme an ihrem Feste vertheilt hätte; denn dadurch, daß es erst später verliehen wurde, verlor es seinen größten Werth.

Klara war eine der Ritterdamen, dazu erwählt von Hermann Erbgrafen zu Stolberg-Wernigerode.

Nach einer in furchtbarer Hitze und allerlei Wirthshauskalamitäten schlecht zugebrachten Nacht erwachten wir mit mehr oder minderem Kopfweh, welches uns jedoch Klara mit ihrer allerliebsten Munterkeit hinwegscherzte. Schon früh ließ ich Fritz Roeder kommen, um uns spazieren zu führen. Als wir heimgekehrt waren, füllten sich unsere kleinen Zimmer mit Besuchen, u. A. fanden sich ein die Mitbewohner des Gasthauses, Alopeus und seine Tochter, die Frau und Mutter entschuldigten, weil sie soeben von einem russischen Frühgottesdienst auf dem Schlosse sehr angegriffen zurückgekommen sei. Ich hörte nachher von der tragischen Scene, die dort vorgefallen war, als einer der russischen Sänger zu den Füßen der Damen in Krämpfen hingestürzt und nicht schnell genug weggetragen worden war, so daß der ganze Gottesdienst ein Ende mit Schrecken genommen hatte. Auch die schöne Alopeus mußte in Krämpfen fortgebracht werden. Nichtsdestoweniger erschien sie auch am Nachmittage dieses wie am Abend jenes Tages in voller Glorie ihrer sich noch immer trotz der Jahre und des Kränkelns erhaltenden Schönheit. Es traf sich so wunderlich, daß wir Beide eine gleiche

Toilette gewählt hatten, Beide himmelblaue Florkleider und Aufsätze mit Juwelen, deren Pracht bei ihr noch durch ein soeben von der Kaiserin geschenktes Diamantenbouquet, und mehr noch durch den Glanz der eigenen Schönheit so sehr erhöht wurde, daß ich mich neben ihr in eine behagliche Dunkelheit und Unscheinbarkeit versetzt fühlte. Im glühendsten Sonnenschein fuhr ich mit meinen zwei geputzten Dämchen gleich nach 5 Uhr in unserer großen Berline, mit vier Pferden bespannt, aus Potsdam zum Neuen Palais, nahm unterwegs Marie Radowitz, die Dame des Grafen Lynar, mit, langte aber unter tröpfelndem Regen auf dem schön bereiteten Schauplatz der bevorstehenden Freuden an. Doch der Himmel ließ es bei dieser Drohung bewenden, klärte sich wieder auf, und es gab einen einzig schönen Abend und ein wahrhaft großartiges Schauspiel.

In den Höfen und Vorhöfen des Palais, in denen sonst größte Einsamkeit und Todesstille herrschten, stelle man sich ein buntes Gewimmel vor. Alles war ausgeschmückt mit Fahnen und Trophäen aus der Ritterzeit; doch was die Phantasie sich auch Herrliches ausmalen kann, es wird ihr nie gelingen, das Bild der Wirklichkeit zu erreichen. Bald ordnet sich die schaulustige Menge auf den zu beiden Seiten des großen Hofes errichteten Tribünen; die nach und nach zusammenströmende Gesellschaft im Gefolge des Hofes bewegt sich langsam aus den Schloßthoren heraus und vertheilt sich auf der zu beiden Seiten des Hofzeltes fortlaufenden Tribüne. Der Anblick war köstlich, und da man in einem Nebenhofe ausgestiegen und in den Gemächern, die sich auf die Gärten öffnen, seine Cour gemacht hatte, auch vollkommen überraschend. Das Auge schweifte mit Entzücken von Einem zum Anderen und weilte mit nicht geringem Wohlgefallen auf dem zeltartig verzierten Balkon, den der König mit seinen Töchtern, Schwiegertöchtern und Nichten einnahm, Alle so schön oder doch so anmuthig, Alle so heiter, so glücklich! Da waren außer der Kaiserin die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzeß der Niederlande, die Prinzessinnen Wilhelm und Karl, die Tante Wilhelm, ihre Töchter Elisabeth und Marie, die Herzogin von Dessau, deren Mutter, die Herzogin von Cumberland, die Stiefschwester Auguste von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Prinzeß Solms, der Schwager und die Schwägerin des Königs, die Strelitzer Herrschaften und, wie mochte ich sie nicht zuerst nennen, unsere holdselige

Kronprinzessin. Alle trugen zu Ehren der Kaiserin als Schmuck das Emblem des Festes, die weiße Rose. Ihre weiße Rose, ihr maiden blush, ihre blanche fleur hatte man die Gefeierte früher in der Königlichen Familie genannt; jetzt paßte dieser Vergleich nur noch halb, und zu einer großen Parüre kleidet diese farbenlose Königin der Blumen ebenfalls nur halb gut. Die tanzenden Damen hatten sich denn auch, um die Blässe der Rosen zu beschämen, dunkelrothe Mieder und Besätze und durchsichtige Schleier gewählt, und in Sophiens Quadrille nahmen nicht nur sie, sondern auch Emilie Gneisenau, Alexandrine Alopeus und Augustine Malzahn sich sehr schön aus. Meine Klara saß auf derselben Estrade, links von mir, mit den 23 anderen Ritterdamen; mein echter rother Shawl hing ihr leicht über die Schultern, und ein russisch grün und weißer Ritteranzug kleidete sie gut. Ich durfte auch keine Sorge um eine Erkältung hegen; denn der Abend war himmlisch und ward immer schöner, auch da noch, als der Duft der Abendkühle sich schon über die Landschaft legte. Die Atmosphäre war aufs Köstlichste erfüllt mit dem Balsam, den die Lindenblüthen von allen Seiten her ausströmten. Nun ertönte eine Fanfare, ein Herold nebst Gefolge reitet in die Schranken ein, senkt seine Lanze vor der Königin des Festes und bittet sie in schön gesetzten Versen um gütige Erlaubniß für die Ritter, sich in edlen Spielen vor ihr zu zeigen. Dieser Abgesandte wird gnädig aufgenommen, doch in Erwartung des Kommenden beinahe mit Ungeduld angehört, und es folgt eine zweite Fanfare, es öffnen sich die Schranken, und herein reiten die 24 Bannerherren, alle mit einem reichen Gefolge von Knappen und Schildträgern, ein Anblick, durch den man sich gänzlich zurückversetzt glaubte in die herrliche Ritterzeit. Als Blüthe der Ritterschaft erscheinen die schönen Prinzen, als Krone der liebe, auch hier einzig allerliebste Kronprinz, den das Kostüm kleidet, als habe er nie ein anderes getragen, der auf seinem Kampfroß sitzt, als habe er nie ein anderes geritten, der sich so heiter und zuversichtlich umsieht, als sei er des Sieges gewiß, oder als kümmere er sich nicht sehr um den Siegespreis.

Nach zweimaligem langsamen, schönen Rundreiten des fast unabsehbaren Zuges begann das würdige und durch keinen Unfall gestörte Ringen und Kämpfen um den Sieg, ein herrliches Schauspiel! Dennoch blieb es hinter den Erwartungen zurück, zu denen man sich durch die

großartigen Vorbereitungen, durch den Einzug der Ritter und ihres Gefolges berechtigt glaubte; denn dies Alles war eine vollendete Wirklichkeit gewesen, die uns aus schöner Gegenwart in noch herrlichere Vergangenheit zurückversetzt hatte; jenes dagegen war und blieb nur Spiel; ein artiges Spiel zwar, dem man es aber dennoch ansah, daß es nicht die gewohnte Beschäftigung der Theilnehmenden sei.

Als sich endlich der Sieg entschieden hatte, saßen die Ritter ab und führten ihre Damen in einem langen Zuge zurück in das Schloß, wo uns ein zweites, leider recht herzlich langweiliges Schauspiel bereitet war, ein allegorisches Festspiel, worin Genien und Nixen, Feen und Ritter, gute und böse Engel in einem unsinnigen Gemisch thätig waren, der Gefeierten viele Jahre des Glückes zu bereiten. Darauf sah man sie in dem Spiegel der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auftreten, Alles durch Tableaus dargestellt. Wir priesen uns glücklich, als wir der Gegenwart zurückgegeben wurden und einer frischeren, freieren als der in dem engen Raum des sonst recht hübschen Theaters.

Jetzt wand sich der Zug durch endlose Gänge und manche Stiegen hinab bis in den Muschelsaal, der eine ungeheure Grotte bildete, die, von tausend Kerzen erhellt, sich wirklich schön ausnahm und kühl blieb. Nun folgte noch der figurirte Tanz, an dem Sophie und neunzehn andere Damen und zwanzig junge Herren theilnahmen, und endlich die Vertheilung der Preise, die gewiß nicht das wenigst Hübsche vom Abend war. Knieend empfingen die feierlich aufgerufenen Sieger die Gaben, goldene Ketten, silberne Pokale, türkische Säbel u. dgl. m. aus den Händen der Kaiserin selbst. Graf Adolf v. Arnim erhielt den ersten Preis, die goldene Kette, welche die hohe Herrin ihm sehr graziös umhing. Der zweite ward unserem guten Brandenstein zutheil. Auch Karl v. d. Bussche (Julius' Onkel) ging nicht leer aus. Ein Stolberg bekam ebenfalls einen Preis, doch nicht unser Harz-Riese, der Erbgraf von Wernigerode, sondern Wilhelm, der Besitzer von Janowitz in Schlesien.

Ehe jetzt der unendlich fade Ball mit seinem schläfrigen und steifen Tanzen begann, durfte man sich durch ein gut servirtes Souper erquicken; dann aber folgten Stunden, deren Länge nicht nur für die Mütter, sondern auch für die Tanzenden ermüdend war. Ich hielt mich meistens unzertrennlich von Marie Clausewitz; wir durchstreiften

die Säle alle von dem Grottensaale aus, welcher der Schauplatz des Balles war; wir besahen das Zimmer mit dem Bilde Tamerlans im Käfig und die 24 an den Pfeilern der Halle angelehnten Schilde, deren Mottos zum Theil hübsch, zum Theil aber auch abgeschmackt waren.

Vor Allem aber unterhielt ich mich mit meiner lieben Marie Clausewitz von der nahen Abreise der heute Gefeierten und beklagte mit ihr den herben Wechsel, den der Königliche Vater empfinden würde, wenn er nach dem heiteren Feste von dem geliebten Kinde Abschied nehmen müsse. Diese Trennung soll auch wirklich herzbrechend und der König ganz fassungslos gewesen sein. Seinen Schmerz sah ich voraus und theilte ihn von ganzer Seele; doch für die Kaiserliche Tochter konnte ich mich nicht mehr ganz so sehr erwärmen, wie ich es noch vor einem Monat gethan hätte; denn ihr vergnügungssüchtiges, eitles Wesen hatte mich wiederholt betrübt und mir das vielleicht ungerechte Vorurtheil eingeflößt, daß ihr ehedem so reges, tiefes Gefühl verflacht sei. Marie Clausewitz wollte nichts von diesen Bemerkungen hören; sie hing der Fürstin mit schwärmerischer Liebe an, deren Hofdame sie gewesen, als diese noch ein Kind war. Ihr treues Auge füllte sich immer wieder mit Thränen und mochte nicht ablassen von der Kaiserin, die nur noch einen Moment allein zu sprechen ihr Herz mit Ungestüm begehrte. Siehe, da windet sich die hohe Dame aus dem Kotillon heraus, fliegt auf uns zu, ergreift die Hand meiner Nachbarin und entführt diese in die anstoßenden Gemächer. Die Beglückte wirft mir nur noch einen Blick der Befriedigung zu und ist verschwunden. Aber ehe ich mich dessen versehe, schwebt die Kaiserin wieder in den Saal hinein und mischte sich in die Reihen der Tanzenden, ohne nur nach Marie umzuschauen. Diese nimmt betrübt ihren alten Platz neben mir ein und gesteht ungern, daß sie nur Zuschauerin einer Toilettenscene gewesen, daß die hohe Dame in größter Eile zugleich ihren Kopf von einem Friseur, ihre Arme von einer Zofe, die Füße von einer zweiten hat behandeln lassen. Wirklich waren bei ihrem Wiedererscheinen der Kopf- und Fußputz erfrischt und die langen Aermel verschwunden. Von den Myrthen und Orangeblüthenzweigen, welche Marie zum Andenken an den letzten Abschied aus der Kaiserin Toilettenkabinet mitbrachte, wollte ich keinen hinnehmen; denn mir war die getäuschte Hoffnung für meine gute Marie allzu kränkend.

Schon früh am anderen Morgen holte die Gute in Begleitung ihres Gemahls uns zu einer Promenade ab. Der liebe Feldmarschall schloß sich unserer Gesellschaft mit seinen Töchtern an, und nie werde ich die liebenswürdige Verschämtheit vergessen, mit der er seiner im Schloßgarten, nicht weit von der Blücherschen, aufgestellten Büste gegenüberstand. Uns erhöhte diese ungeheuchelte, wahre Demuth die Freude, die wir beim Anblick des Monumentes empfanden, und in Eile ward die Büste leicht bekränzt. Die lieben Freunde machten die Rückfahrt mit uns, und wir besahen unter des Feldmarschalls Aegide Schloß und Garten von Glienicke*) und freuten uns dieses wirklich geschmackvollen, hübschen kleinen Besitzes mit seinen verschiedenen Pavillons. Wir schrieben uns da, wie wir es schon oft an anderen Orten gethan hatten, gemeinschaftlich und zum letzten Male in das Fremdenbuch ein. Von nun an sollten wir nur noch Weniges theilen, und das Wenige war selten heiterer Art!

Ehe ich jedoch diesen Festen und Hofherrlichkeiten den Rücken wende, möchte ich das Bekenntniß aussprechen, daß, so eingehend ich auch über diese glänzende Periode vom 6. Juni bis 13. Juli berichtet habe, sie mir dennoch keineswegs besondere Befriedigung gewährt hat. Nur weil ich so oft ihre Begebnisse habe erzählen, ihre Erscheinungen habe beschreiben müssen, hat sie sich meinem Gedächtnisse so vollständig eingeprägt und ist in meiner Erinnerung so klar geblieben.

Ich nehme es gewiß Niemandem übel, der die genaue Aufzählung der Feste und Toiletten überschlägt. Ja, ich preise solche glücklich, die nichts mehr davon hören mögen; noch glücklicher aber die, deren Sinn nie darauf gewendet, denen die Herrlichkeit des Himmels stets zu gegenwärtig ist, um Freude an der Pracht dieser Erde zu finden, denen im Wiederschein des himmlischen Lichts aller irdische Glanz trüb und matt erscheint, und denen diese Nichtachtung der Erde innerster Besitz ist, bei denen sie nicht angelernt ist oder nachgeahmt, sondern mit wahrer Heiterkeit verbunden ist.

Am 20. Juli verließ ich mit meinem Mann und den Töchtern Berlin, um nach Bad Nenndorf zu reisen. Unterwegs wurde ein Besuch

*) Dem Prinzen Karl gehörig, ehemals Eigenthum des Staatskanzlers Hardenberg.

bei den lieben Stolbergschen Verwandten in Södern gemacht. Von dort aus schrieb ich meiner Mutter u. A.:

„Recht innig wohl ward uns, da wir am ersten Morgen in das Frühstückszimmer traten und zuerst die ganze allerliebste Familie vereinigt fanden: Vater, Mutter, Botho und vier kleine Mägdelein. Er so ehrenfest, so würdig und so väterlich gegen die ihn umringende Schaar, sie so jugendlich rosig und lieblich und so in jedem Blicke die liebende, sorgende Mutter, so thätig auch, indem sie Jedem das Seine reichte. Der Knabe ist so keck, wie man es nur wünschen kann, und dabei so sehr freundlich; er spricht sich frei und mit großer Lebendigkeit und Feinheit aus. Die Mägdelein sind sanft, zart, holdselig; sehr schön die Aelteste, sehr reizend die Zweite und ausnehmend anziehend die Dritte. Das Ganze liefert ein wohlthuendes Bild des schönsten Familienglückes! Gott wolle diese lieben Menschen noch lange also segnen!“

In diesem Feenschloß nun, welches von einem so vornehmen Paare, von solchen Elfenkindern und einer so leisen und wohldressirten Dienerschaft bewohnt wird, scheint noch Alles im Sinne des Erbauers erhalten zu werden; denn Alles ist für die Bequemlichkeit der Bewohner angelegt, und auf diesem Grunde wissen sie auch fortzustreben: der Sinn für Komfort und der für Schönheit haben sich hier in die Hände gearbeitet. So bemerke ich gleich, als ich den Hofperron besteige, ehe noch die Thüre sich öffnet, den wohlberechneten Umstand, daß der Blick durch drei Glasthüren hindurch bis in die schöne Ferne der Wiesen und Wälder dringt, und diese Glasthüren bestehen aus den herrlichsten Spiegelscheiben und sind für den Winter mit vortrefflichen doppelten Thüren aus hartem Holz versehen.

Von Nenndorf aus schrieb ich an meine Mutter:

„Mir bekommt das Eger Wasser gut, noch besser das freie Leben in der freien Luft. Das freundliche Nenndorf bietet uns der Promenaden und Sitze und Plätze gar viele; freilich ist es oft ein wahres Kämmerchenvermiethen mit den anderen Badegästen, weil denn doch noch viel mehr Koterien als Ruheplätze sind.“

Ferner am 30. Juli: „Am Sonntag, an dem ich Dir vormittags so fröhlich geschrieben hatte, verfinsterte sich unser Horizont noch den-

selben Abend sehr. Meinem Mann ward unwohl und daher auch trübe zu Muthe. Er sah Alles mit verdüsterten Blicken an und theilte uns seine Stimmung mit. Auch Montag war er sehr unwohl, so daß er den Arzt kommen ließ; allein dieser sagte sich sehr zufrieden mit den Symptomen und meinte, eben die bürgten ihm für das vollständige Gelingen dieser Kur, und in der That befand mein Mann sich gestern schon viel wohler und heiterer. Er selbst hofft jetzt sehr viel von dem Gebrauch der Schwefelbäder und trinkt seit heute auch ohne Widerwillen etwas Maria-Kreuzbrunnen.

Meinen Vorsatz, mich hier viel mit Marie zu beschäftigen, führte ich bisher treu durch; wir lasen schon ziemlich viel in Millners I. Theil der Kirchengeschichte, was ich Dich bitte, den lieben Roeders, die mir das Buch schenkten, mit meinen herzlichsten Grüßen zu sagen, und Strauß dafür zu danken, daß er es mir anempfahl. Auch in Michauds Histoire des croisades lesen wir, und das Englische wird eifrig getrieben. Mir ist im Ganzen genommen die Zeit, die wir hier zubringen, sehr lieb und bleibt mir auch dadurch nicht ohne Genuß, daß ich für und mit meinem theuren Mann lebe, ihn heiterer sehe wie gewöhnlich und der Hoffnung nachhänge, er werde an seiner Gesundheit hier etwas gewinnen. Uebrigens aber ist nichts Trübseligeres in der Welt als das Leben eines Kurgastes bei schlechtem Wetter. Man darf sich nicht beschäftigen, man fühlt sich so luftbedürftig, man friert, man hat keine Zerstreuung, wenigstens hier nicht, wo keine Gesellschaft ist, die man sehen mag. Das Uebelste bei dem Wetter ist, daß auch die Kuren nicht bekommen."

Unterdeß war unser guter Bruder und Schwager Magnus angekommen. Er war uns ein lieber, wenn auch seiner Lahmheit und des anderen Leidens willen, das ihn quälte, kein so heiterer Umgang wie gewöhnlich. Er hat schon oft Nenndorf besucht, war da immer die Seele der Gesellschaft und würde es auch diesmal gar zu gern sein, wenn er nicht ganz und gar invalide wäre. So tröstet er sich über unsere Ungeselligkeit mit der Munterkeit, die er durch Einführung von kleinen Verstandesspielen in unseren engeren Kreisen zu verbreiten sucht. Er ist unerschöpflich in Räthseln und Charaden, und so unerbittlich streng im Auflösen ohne Hülfe, daß wir uns wochenlang vergebens mit einer Charade quälten und abreisten, ohne ihre Lösung zu erfahren.

Auch unsere Thora mit ihrem Mann suchte uns in Nenndorf auf, und dann waren wir drei Wochen mit ihnen und ihrer Selma vereint im gastlichen Ippenburg. Von dort aus schreibe ich meiner Mutter am 20. August:

„Ich stehle mich aus dem Salon weg und sitze nun den lieben Abwesenden gegenüber. Manche winken mir und begehren Antwort, aber Dein theures Bild, beste Mutter, verdrängt doch alle diese winkenden Gestalten, und ich eile zuerst, Deine Sehnsucht zu befriedigen, indem ich Dir erzähle, wie ich unser Selmchen so wohl, so munter, so rosig gefunden habe. Seit gestern Mittag sind wir Alle unter diesem gastlichen Dache vereint. Es ist mir hier schon vom vorigen Winter her beinahe heimathlich zu Muthe, und nun, da ich hier so viel theure Wesen um mich versammelt habe, wird mir innig wohl.

Am Dienstag fuhren wir um 7 Uhr aus Nenndorf ab, die beiden Herren voraus in meines Mannes Kutsche, Thora mit mir in der ihrigen, und unsere Töchter in der geschlossenen Chaise.

In Bückeburg nahmen wir zusammen ein Frühstück ein; dann aber fuhren die Anderen weiter, und ich war noch bei der Toilette, als Gräfin Karoline Lippe ankam mit Fräulein v. Marthill, meiner alten Bekannten aus Wien. Sie führte mich bei brausendem Sturmwind in den allerliebsten Gärten spazieren, dann auf ihr Zimmer im Schloß, wo ich eine Art Toilette machte und von wo ich zur jungen Fürstin geführt ward, die sehr verlangte, meine Bekanntschaft zu machen. Da saßen wir eine Stunde allein und schwatzten; denn sie ist sehr neugierig und sehr naiv. Zum Diner führte sie mich. Es freute mich, das Innere eines solchen kleinen deutschen Hofes zu sehen, und vollends dieses durch den berühmten Vorfahren Wilhelm*) so kriegerisch montirten Hofes. Noch thut die von ihm eingesetzte Leibgarde in ihrer damaligen jetzt als barock auffallenden Uniform den Dienst im Innern des Palais, und eine höchst pedantische Etiquette fällt einem in jedem Augenblick als wahrhaft drollig auf.

Um 5 Uhr beurlaubte ich mich und fuhr bis nach Minden, wo mein Mann mich erwartete, weil ihm die kleine Tagereise von Nenndorf

*) Graf Wilhelm v. d. Lippe, Königlich portugiesischer Feldmarschall, gestorben 1797.

nach Ippenburg noch zu angreifend war. In Minden bewohnten wir kalte Zimmer, die mich für ihn ängstigten. Wir brachten den Abend mit Schmising-Kerssenbrock zu, der als Deputirter da war. Er hat sehr gealtert, ist aber noch ebenso zärtlich wie sonst. Gestern um 12 Uhr kamen wir hier an, wo wir Luise Bussche mit Nettchen, Pauline, Marie, Anna und Julie vorfanden. Klara und Marie sind daher glückselig; allein sie reist leider morgen wieder ab. Die Herzensgüte, die Fröhlichkeit und das innig liebevolle Wesen dieser guten Menschen untereinander ist mir rührend und wohlthuend, und es erquickt mich, ihr Thun und Treiben zu beobachten, wie sie nur in Liebe Einer für den Anderen leben. Tante Minette, mit der ich gar zu gern von Herz zu Herz spreche, hegt eine große Vorliebe für Thora; sie findet sie hübscher geworden und meint, die Regungen ihrer Seele spiegelten sich noch mehr in ihren Augen. Seit den neuen Reiseplänen (den Winter nach Berlin zu kommen und ihre Wochen dort zu halten) ist Thoras natürliche Heiterkeit etwas gedämpft.

Meines Mannes ganze Sehnsucht geht nach Holstein. Gebe nur Gott seinen Segen zu dieser zwar unaussprechlich genußreichen, aber doch gewagten Reise. Gewagt für ihn, nachtheilig für Klara und Marie, und doch für Alle sehr, sehr erfreulich. Bete Du, liebste Mutter, für und mit uns, daß der Herr uns Seinen guten Engel mitgeben möge!"

Von Ippenburg ging die Reise, nach schmerzlicher Trennung von unseren Hackhauser Kindern, über Hamburg in das theure Altenhofer Haus, wo wir von den geliebten Reventlows mit der altgewohnten Liebe empfangen wurden. Nun stehe ich vor einer großen Begebenheit: Eugens Werbung um Klara, die von mir im April 1823 als verfrüht vorläufig abgewiesen worden war. In den ersten Jahren kam er darauf und auf seinen Wunsch, mit 30 Jahren Gesandter und Klaras Gemahl zu werden, zuweilen schriftlich zurück. Als ich ihm darauf nicht antwortete, verstummte auch er über die Zukunft. Die erste Hälfte des Planes war zu Stande gekommen: er war seit dem Sommer dänischer Gesandter in Berlin. Für mich lag eine Art Genugthuung darin, daß ich ihm mit Klara aus dem Wege reisen konnte. Freilich ward sie mir gestört durch die Reise nach Holstein, die den Schein trug, als führten wir Klara ihm und den Eltern zu. Doch mein Mann kümmerte sich

nimmermehr um den Schein, und auch ich mußte mich darüber hinwegsetzen.

Ueber die Tage der Spannung dahineilend, verkünde ich die Entwickelung zweier Schicksale durch folgende Mittheilung: Am 16. September warf ein Brautpaar einige flüchtige, das Gepräge der allerersten Bewegung und großer Eile tragende Worte an meine Mutter hin, und ich fügte einen noch übereilteren Schluß hinzu, während der grausame Postbote mit Ungestüm seine Entlassung forderte:

„Meine theure Großmama! ich komme heute zu Dir, um mir Deinen Segen zu erflehen und Dir mein volles Herz auszuschütten. Ich weiß, daß Du Dich mit uns freuen, mit uns lobsingen wirst. Ach, daß Du nicht hier bist, uns an Dein Herz zu drücken, uns zu segnen, die Freude und Rührung unserer herrlichen Eltern zu theilen und Zeugin unseres Glückes zu sein. Fürchtest Du Dich nicht, daß ich übermüthig werde, liebe Großmama? Nein, ich fühle, daß es nur große unverdiente Gnade des Himmels ist, und daß ich nie aufhören darf, zu danken! Ich bin bald bei Dir, um in Deinen Augen Deine Freude und Liebe zu lesen. Bis dahin erhöht die Vorstellung davon das Glück Deiner treuen, glücklichen Enkelin Klara."

„Ich kann Dir heute nichts Anderes sagen, als daß ich ganz unendlich, ganz über alle Begriffe, mehr als ich früher nur ahnte sein zu können, glücklich bin. Nicht wahr, Tante Lottchen, Du willst mir doch auch Dein Kind geben? Eugen."

„Liebe, liebe Mutter! nimm mich in Deine Arme auf, die mein süßes Brautpaar umschlungen halten, und die sich in Gedanken gewiß nach uns ausstrecken. Es wäre eine große, große Freude, eine Seligkeit mehr, wenn Du uns gleich Deinen Segen geben könntest.

Da kommt Lottchen Rantzau (Seeburg) jubelnd und weinend herein; wir drängen uns nun Alle in eine Stube und sitzen traulich und sehr glücklich beisammen. Lebe wohl, theuerste Mutter, ich küsse Dir die lieben Hände, die schon so viel gesegnet haben, die aber noch einen schönen Segen übrig haben werden. Elise."

Hier nun muß ich Euch, meinen lieben Lesern, bekennen, daß ich meine Feder niederlegen möchte, weil sie zu schwach ist, das schönste

Schauspiel darzustellen, was die Erde gewähren kann, das durch Liebe glücklicher Menschen! Denn das Zauberlächeln der Freude, die Verklärung der Liebe lassen sich nicht malen! Aber wenn der Künstler dem Blüthenstrauß, den seine Hand schuf, auch den himmlischen Duft nicht geben kann, welchen die Natur diesen Blüthen einhauchte, so wird er Euch durch Form und Farbe doch an das lebendige Urbild erinnern, und so mag denn auch mein so unvollkommenes Bild aus jenen Tagen Euch in freundlicher Theilnahme so heiter stimmen, wie wir es in jenen glücklichen Stunden waren! Dann nur darf ich hoffen, daß Ihr gern den drolligen Brief unseres alten Kammerdieners, des wunderlichen Wasserdänen Hans Hansen, lesen werdet! Er schreibt am 16. September aus Altenhof an die in Berlin zurückgebliebene Jungfer Lotte Boldt, die, als halbes Kind vom Gute Dreylützow aus in unser Haus aufgenommen, von jenem Alten immer noch als unmündig behandelt ward.

„Liebe gute Freundin! Ich erwarte den strengsten Verweis, daß ich Dich nicht eher geschrieben, allein erst bitte ich tausendmal um Entschuldigung, Du bist ja nicht böse, Deine Drohungen sind nachsichtsvoll, aber nun will ich Dir auch durch dieses Schreiben ein reichen Ersatz geben für meiner Saumseligkeit, Du sollst nun die Erste im Hause sein, die ich eine uns Alle so herzliche Freude mittheilen will, eine Vereinigung, die wir Alle so herzlich gewünscht; mit der innigsten herzlichsten Rührung und Freude, theile ich Dir, die für das ganze Haus so angenehme Nachricht mit, daß heute Morgen um 10 Uhr ist die Verlöbniß zwischen Graf Eugen und Komtesse Klara deklarirt, Alles strömt in Freudenthränen, es ist ein Jubel, ein Lärmen, ein Jauchzen, eine Bewegung im Hause, die nicht mit Worten auszudrücken ist; dieser herrliche liebenswürdige Graf Eugen, der ist hier überall geschätzt, geliebt und im höchsten Grade verehrt, wegen seine große Freundlichkeit und Herablassenheit, er hat sich nicht zu gut gehalten in die elendesten Hütten zu gehen, um die Menschen zu besuchen, so daß Alles für ihn lebt und webt, nun kannst Du Dich unser Jubeltag denken, Alles ist wie außer sich vor Freude. Ich ging über den Hof und sehe zu die Jungfern ihre Stube hinauf, da schwebten die weißen Taschentücher aus die offenen Fenster, ich glaubte sie wären Alle auf einmal verrückt geworden, auf einmal begegnete mir die Freudenpost, kaum war es von Komtesse Klara bejaht, kam die Gräfin Reventlow heraus, es sollte alle Leute im ganzen

Hause bekannt gemacht werden, von der erste bis die simpelsten Milchmädchen, ich kam in die Eßstube, da schickte die Gräfin Reventlow nach mich heraus ich sollte in ihre Stube kommen, wie ich hereinkam, stand Eugen mit seine Braut in seinen Arm umschlungen. Die Gräfin Reventlow frug mir mit thränenden Augen ob ich die Partie erlaubte, ich konnte für Rührung kaum zu Worten kommen, habe ihr dann gratulirt und unsere Gräfin war auch im höchsten Grade höflich gegen mich. Morgen, auf die Komtesse Marie ihr Geburtstag, wird hier ein großes Fest die Verlobung und Geburtstagsfest gefeiert, wir freuen uns Alle herrlich darauf. Sonntag reisen wir nach Kiel, bleiben zwei Tage dort, von da nach Plön, wo wir auch zwei Tage bleiben werden, und dann nach Dreylützow, wo wir nur ein Tag bleiben, so daß ich rechnen kann, daß wir erster Tags Oktober in Berlin sind. Graf Eugen trifft zur selbigen Zeit dort ein. Liebe Boldt, grüße herzlich die liebe, gute Friedchen, und mache ihr mit Alles als eine wahre Theilnehmerin an die Herrschaft ihre große Freude bekannt. Wir leben hier ein königliches Leben, der Regen hindert uns im Ausgehen, lebe wohl liebe Boldt und behalte stets in gutem Andenken

Dein aufrichtiger Freund

J. Hansen."

Und wieder ward, wie 1827, Mariens Geburtstag im lieben Altenhof gefeiert. Diesmal war es eine zwiefache Feier und nicht gestört durch einen so nahebevorstehenden Abschied; denn erst am 20. zogen wir weiter und wurden bis Kiel von allen Altenhöfern, weiter noch von Eugen begleitet. In Kiel versammelte sich ein zahlreicher Kreis von glückwünschenden Verwandten.

Das Dampfschiff von Kopenhagen kam an und füllte unseren Gasthof. Das Prinzlich Wilhelmsche Paar, welches auf einer Reise nach Hessen begriffen war, mußte mit den kleineren Zimmern nach der Straße zu vorlieb nehmen; denn die drei großen und ruhigen Gemächer nach dem Hofe zu waren nicht nur diesmal von uns mit Beschlag genommen, sondern ich habe sie auch vor- und nachher immer als die unsrigen angesehen; es haften so viele und so ergreifende Erinnerungen an diesen Räumen. In diesen Tagen wiederhallten unsre Zimmer alle Mittage vom Klang der Gläser und von vielen fröhlichen Trinksprüchen und herzlichen Wünschen.

Der Abschied von dem geliebten Altenhöfer Kleeblatt war uns sehr schwer; es schien ihnen unmöglich, von der neuerworbenen Tochter zu lassen, so daß sie uns noch bis auf die Straße begleiteten, wo die harrenden Equipagen schon eine große Zahl Neugieriger herbeigelockt hatten. Endlich rollten unsere Wagen unter dem Geschmetter der Posthörner ab, und ich sehe noch das würdige Paar weinend uns nachwinken, wo fünf Jahre später Luise in tiefer Wittwentrauer mit der Tochter zurückblieb, als wir ihr wieder eines Sohnes Braut entführten.

Ebenso lebendig steht mir Josephinens Bild vor der Seele, wie sie im Oktober in Plön vor ihrer Thüre stand, um uns zu empfangen. Doch freilich ist diese Erinnerung mit Schmerz gemischt, weil ich sie so übel aussehend fand und wahrhaft erschrak über die bläulich rothe Farbe ihrer Backen, die mir in der Ferne ganz schwarz bedünkten. Sie deuteten wohl auch nur zu sehr auf das nahe Ende dieses mir von früh an innig befreundeten und in seiner Art wirklich liebenswürdigen Wesens.

Josephine (geboren am 28. Oktober 1788) kränkelte trotz eines nur zu gesunden Aussehens fast unausgesetzt und starb den 13. Februar 1830, tief betrauert von ihrem Manne, dem Schwager Magnus, und ihren vier Kindern.

Einige Tage verflossen uns bei den lieben Verwandten mit den Familien Witzleben und Warnstedt schnell und angenehm, wenn auch zu unruhig.

„Lübeck, den 26. September 1829.

Müde und erfroren greife ich doch noch zur Feder, um Dir, Herzensmutter, Nachricht von dem glücklichen Fortgang unserer Reise zu geben, um Dir zu danken für Deinen gar zu lieben Brief vom 22., den ich hier vorfand. Die kleine Einlage ist schon von Klara an ihren Eugen nach Altenhof befördert, und diesen ihren ersten Brief an ihn hat sie hier in meinem Zimmer geschrieben, während ich meine reiche Post nur erst durchstudirte. Unendlich hat mich ein Brief von Thora, der erste aus Hackhausen, beglückt. Sie klagt sich selbst an, mit großem Verzagen dieser Reise entgegengesehen zu haben, bekennt nun aber mit desto größerer Freude, daß sie sehr gut verlaufen ist. Sie war indeß glücklich, wieder in der Ruhe zu sein, und sehr froh, einen Brief von

Dir, beste Mutter, vorgefunden zu haben, während es ihr noch ganz und gar an Nachrichten von uns fehlte.

Hier in Lübeck sowie in Plön erinnert mich Alles an meinen lieben Vater und an die Fülle von väterlicher Liebe, die mit diesem treuen Herzen für mich untergegangen ist. Mein lieber Mann sitzt mir gegenüber mit einem Brustkrampf; übrigens kann ich doch nicht anders sagen, als daß er noch recht wohl ist und alle Anstrengungen dieser Woche gut überstanden hat. Heute früh flossen einige Thränen über Klaras erblassende Wangen, als wir uns von Eugen trennten; möchte die Erschütterung ihr nicht schaden! Wunderbar wohl hat sie sich von dem Tage an befunden, wo wir Altenhof betraten."

In Dreylützow verweilten wir wieder einige Tage, und die Stintenburger mit uns. Mit den Nachbarn hatten wir auch Verkehr, besuchten die Grävenitze in Waschau, die Wittwe Lützow in Tessin, und in Perlin suchten wir die Bassewitze auf und erhielten von all diesen Gegenbesuche.

„Mein Mamachen, es ist jetzt Sonnabend, wir sind am Vorabende unserer Abreise; jetzt erst fange ich an, daran zu glauben, und bin sehr glücklich darüber; denn nun erst traue ich meines Mannes Gesundheit. Morgen gehen wir in die Kirche, fahren dann aber gleich ab; weil die Tagereise nach Gartow zu stark geworden wäre, übernachten wir in Ludwigslust. Vielleicht sehe ich Lützow; dann werde ich Dich wohl vermissen, meine liebste Mutter, sowie ich Dich überhaupt oft und viel vermißt habe. Ich freue mich jetzt recht herzlich auf die Aussicht, Dich bald wiederzusehen, und auf die ruhige Zeit, die uns bevorsteht. Gebe Gott in Gnaden uns einen glücklichen, ungetrübten Winter. Wenn nichts von außen stört, dann müssen meine Wünsche erfüllt werden."

Wir sahen in Ludwigslust, nachdem ich mit Wehmuth von den Geschwistern und von Dreylützow geschieden war, die an Allem theilnehmenden guten Lützows, Vater und Tochter, die uns bald nach Berlin zu folgen versprachen, wo er seit einem halben Jahrhundert mecklenburgischer Gesandter war.

In Gartow wurden wir sehr liebevoll empfangen; die liebe Thekla, Schwiegertochter Amerikas, gefiel mir in ihrem anspruchslosen, innigen Wesen ungemein. Es umleuchtete sie schon damals die Glorie einer Herzenslauterkeit und Einfalt der Seele, wie Gott sie an den Menschen

liebt. Je öfter ich sie wiedergesehen, desto mehr mußte ich dieses Kind Gottes lieben und in ihrer Demuth bewundern. Auf sie passen die Worte: „Wo ein Mensch steht, dessen Willen mit Gottes Willen eins geworden ist, der Furcht und Begierde, Schicksal und Zeit sich unterworfen hat, in dessen Herzen eine heitere Stille und auf dessen Stirne die Klarheit des inneren Friedens wohnt, da fühlt es ein Jeder: hier ist eine heilige Stätte, hier ist ein Tempel Gottes, hier ist's gut sein!"

Acht Tage nach unserer Rückkehr ward Klara, die ich eben als Braut vorstellen wollte, von einem leichten Unwohlsein ergriffen, welches Stosch ganz entschieden für Scharlachfieber erklärte. Keine Einwendungen halfen, und da wir uns in diese Entscheidung fügen mußten, so freuten wir uns am Ende der ruhigen sechs Wochen, die uns dadurch wurden, und bedauerten nur das arme, liebe, von uns getrennte Mariechen, das nun so viel von der Zeit verlor, die Klara noch unter unserem Dache mit uns weilte. Sophie ließ sich nicht von uns verbannen, und Eugen, der uns bald nachgekommen war, freute sich, seiner Klara einen Beweis geben zu können, daß er in ihrer Nähe nichts fürchte, was ihn selbst befallen könnte.

Der arme Jochen war in dieser Zeit so erbärmlich elend in Wien, daß Graf v. d. Schulenburg sich verpflichtet glaubte, meinen Mann mit Nachrichten zu versorgen, bis er selbst, der arme Kranke, am 16. November in Berlin ankommt und durch sein Aussehen nur zu sehr bestätigt, was der Freund von ihm gesagt hat. Dennoch will er sich nicht als Patienten angesehen wissen und giebt sein chronisches Uebel für ein vorübergehendes Unwohlsein aus. Ich bin bei seinem ersten Anblick in Theilnahme und schmerzlichem Erbarmen um den theuren Leidenden tief ergriffen, zugleich aber auch in großer Sorge um den Eindruck, den sein Anblick auf meinen Mann machen wird, der seit dem 26. Oktober an der Gicht daniederliegt. Diese seine Erbfeindin hat ihn jetzt um so heftiger ergriffen, nachdem sie ihn wider Erwarten so lange verschont gelassen hatte. Unser kleiner Doktor vermochte ihm jetzt ebenso wenig wohl zu thun wie sonst; er hatte sich nie einen Einfluß auf seinen Patienten zu verschaffen gewußt; darum blieb er bei größter Aufmerksamkeit doch beinahe unthätig, und wagte er einmal Mittel zu geben, so schadeten sie dem reizbaren Kranken fast ohne Ausnahme. Dagegen gelang ihm gerade an dem von den rathlosen Wiener Aerzten entlassenen

Kranken seine Behandlung vollkommen, und er machte eine brillante Kur an Jochen. Das Leiden, welches hauptsächlich in der Leber steckte, aber auch von Asthma und Schwindel begleitet war, nahm unter Stoschens Behandlung ab, und nach Verlauf von sechs bis acht Monaten war Jochen beinahe genesen.

An dem Tage von Jochens Ankunft, am 16. November, wurde in unserem Nachbarhause den lieben Schlieffens das erste Töchterchen geboren, das nach der Großmutter Schönberg Luise genannt ist. Wir theilten die Sorge und hernach die große Freude aufs Lebhafteste.

Mein Schwager ließ sich neben den ans Bette gefesselten Bruder nieder und hatte so viel mit ihm durchzusprechen, daß ich wiederum ganz meiner Klara Krankenstube und ihrem munteren, thätigen Treiben zurückgegeben ward. Man arbeitete sehr fleißig an den Stickereien zu der vollständigen Möblirung eines Saales in Eugens Hause. Wirklich waren Mitte Februar schon das Sofa, die Chaiselongue, vier oder sechs Lehnstühle, zwölf kleine Stühle und einige Tabourets fertig, die alle nach ein und demselben Plane von befreundeten Händen gestickt waren, Alles Rosen oder rosa Blumen (so z. B. von Amerika rosa Erikas als Anspielung auf ihren Liebling) auf weißem Grunde mit schattirten lila Einfassungen, Ecken und Arabesken.

Diese gemeinschaftliche Arbeit, das Aussuchen, welches ganz von dieser Krankenstube ausging, und die genialen Veränderungen und Zusammenstellungen der Muster machten uns großen Spaß.

In der Nebenstube ging es nicht minder emsig zu; dort wurde an einer Aussteuer gearbeitet, welche ebenso reich, ja noch brillanter werden mußte als Thoras. Das Weißzeug übernahm zum größten Theil das Metznersche Institut, dem ich bei dieser Gelegenheit das Lob der Akkuratesse und Sauberkeit geben und sagen muß, daß es mich sehr reell, billig und schnell bedient hat, und daß man sich seines als eines sehr gemeinnützigen Instituts freuen muß.

Bei unseren Handarbeiten ward zugleich viel gelesen; Eugen, als galanter Bräutigam, las viel und gern und sehr gut, und wir würden es für die Einflüsterung eines bösen Dämons gehalten haben, wenn man uns damals gesagt hätte, daß er sich schon so bald der Ehemannsträgheit hingeben und später nur ungern vorlesen würde.

Nun durften wir auch bald unsere rheinischen Kinder zu langem Aufenthalte erwarten, und je glühender meine sehnsüchtigen Blicke sich den Reisenden zuwandten, desto rauher ward der Winter; eisige Winde wehten, und eine Eisdecke legte sich über die Gewässer. Endlich am 3. Dezember rollte der schwer bepackte Reisewagen über die Schneebahn der Wilhelmstraße und knarrte in den Thorweg hinein, wo die breite steinerne Treppe schon trotz der Kälte mit Harrenden besetzt war. Doch die Chaise blieb hermetisch verschlossen; die dick beeisten Fenster wollten nicht herunter, der Schlag sich nicht öffnen lassen. Bänglich süße Augenblicke der gespanntesten Erwartung.

Endlich gab der Wagen seine Gefangenen frei, und daraus entwickelte sich der Vater Julius, dem die Wärterin die Bürde des wohl eingehüllten Kindes in die Arme legte; ihm folgte schwerfällig und unbeholfen meine liebe Thora.

Die Tage verflossen uns von nun an wie Stunden, die Wochen wie Tage, und das schöne Christfest war da. Hatte ich zwei Weihnachten in Erinnerung an die Lücke in meinem Kinderkreise ungefeiert vorübergehen lassen, so trat das heurige wieder in seine alten Rechte; waren doch dem Hause zwei Schwiegersöhne und ein Enkelchen von Neuem geschenkt, war es doch so glücklich, unter seinem Dach so viel liebe Wesen zu vereinen.

Mit den trauten Hackhausern zog zwar doppelte Freude und erhöhtes Glück bei uns ein, aber freilich auch neue Sorge; denn Thora sah sehr übel aus und vermochte es nicht, uns ihre Leiden zu verbergen, so daß wir mit Bekümmerniß der nahen Zukunft entgegensahen. Das alte Jahr ward mit bewegtem Dank beschlossen, das neue mit heißer Fürbitte begonnen.

1830.

Die Familienangelegenheiten haben mich wohl in keinem Winter so vollständig in Anspruch genommen wie in diesem, wo ich in einem Monat eine Tochter verheirathete und die andere in den Wochen pflegte.

Ich war mit Eugens Eile gar nicht einverstanden und hätte seinem Drängen gern länger widerstanden, wenn mein Mann mich darin mehr unterstützt hätte. Daß ich die Aussteuer so übereilen mußte, blieb nur Nebensache. Desto wichtiger wäre mir's aber gewesen, eine ruhigere Zeit abwarten zu dürfen, um mich von meinem lieben Kinde zu trennen, um ihr selbst diese Trennung zu erleichtern, um die Hochzeit unter weniger trüben Vorbedeutungen zu feiern. Mein Mann und mein Schwager Joachim waren beide zwar in den ersten Stadien der Genesung begriffen, Thora war dagegen schon so sehr leidend, daß um dieser Drei willen kein Fest bereitet und die Trauung nur in der Stille vollzogen werden konnte, eine Stille, die eben dadurch etwas Trübes und durch die Anwesenheit mancher unmöglich auszuschließenden Gäste auch nicht einmal den Vortheil eines gemüthlichen, freundlichen Vereins hatten. War's Ahnung, die mich so sehr trübe stimmte — oder nur Egoismus, der mir die Hingabe der zweiten Tochter so erschwerte? Dennoch ist mir, abgesehen von den eigenen Empfindungen, ein ergreifend schönes Bild von der Trauhandlung geblieben. Der Bräutigam schön, edel und tief ergriffen, ihm zur Seite die hohe und doch so demuthsvolle Braut, in der glatten weißen Seide so einfach gekleidet, ohne Schmuck, im bedeutungsvollen, ihre köstlichen Augen halb überschattenden Myrthenkranz, so ernst, fast heilig anzuschauen. In sich gesammelt, wie es schien, der Erde entrückt, stand sie da; nur zuweilen schweifte ein Blick inniger Rührung zu dem Verlobten hin, hinüber zu dem Vater, dessen in Thränen glänzenden Augen nur Liebe und Segen strahlten.

Lisco trat würdiger auf als am 8. März vor zwei Jahren; seine Rede klang ernst und ohne Ansehen der Person ermahnend und war segnend für das erst vor zwei Jahren von ihm konfirmirte Beichtkind und für ihren Erwählten.

Diesen durchrieselten indeß Fieberschauer; er hatte sich schon einige Tage unwohl gefühlt, es aber kaum eingestehen, noch weniger etwas dagegen thun wollen. So thöricht dies nun aber auch von ihm war, so hatten wir dennoch nachgegeben und sahen jetzt mit erhöhter Besorgniß sein allmähliches Erblassen. Dieses trug nicht wenig zu dem traurigen Anstrich bei, den der Hochzeitstag angenommen hatte, trotz aller Liebe, mit der die Tochter hingegeben und der Sohn aufgenommen ward. Eugens Unwohlsein zog sich noch einige Tage hin, und während

er, ziemlich getröstet darüber, sich von der jungen Frau pflegen ließ, war es mir höchst empfindlich, ohne sie Beide auf dem stattlichen Diner erscheinen zu müssen, welches unser Vetter Bernstorff ihnen zu Ehren gab.

Den 13. Februar, Selmas Geburtstag, hatten wir zu dem Trauungstag gewählt; zehn Tage später feierten wir die Geburt von Selmas Brüderchen. Es kam freilich erst abends um 9 Uhr zu dieser Freudenfeier, nachdem ein Tag banger Erwartung uns mürbe gemacht hatte. Dennoch hatten wir Gott nur zu danken für die Gnade, die er unserer Wöchnerin erwiesen. Der junge Gemahl war dermaßen erfüllt von der neuen Vaterfreude, daß er laut jubelnd in den Salon hineinstürzte, wo mein Mann und Joachim in banger Erwartung saßen und mit ihnen die treuen Roeders, unsere Clausewitze und Marie Radowitz.

Meinem lieben Mann verursachte dieser Ausbruch lauten Entzückens zuerst einen Schreck, weil er ihn im ersten Augenblick nicht sogleich verstanden hatte; dann aber füllte sich sein Herz mit Wonne, sein Auge mit Thränen, sein Mund mit Lob und Dank.

Der neugeborene Knabe war groß, stark und so derb, wie Selma zart, so häßlich, wie diese vom ersten Tage an hübsch und lieblich gewesen war. Dennoch dankte ich Gott eben für das, was dem Kleinen an Lieblichkeit abging, weil es ihm an Kraft so reichlich ersetzt schien. Seine dunkelrothe Farbe, die ihm wochen-, ja monatelang verblieb, seine fast nie geöffneten Augen, die dicke Nase und die kräftige Stimme, alles dies verhieß viel Männlichkeit, aber wenig Anmuth.

Am 18. März wird der Kleine Friedrich Wilhelm getauft, an demselben Tage, an dem vor einem Jahre Schwester Selma in den Bund der Christenheit aufgenommen worden war. Bei dieser Taufhandlung war Lisco nun ganz zu Hause und in seinem rechten Element; er verrichtete sie daher sehr schön, und der Kranz von Gevattern ließ nichts zu wünschen übrig, um so weniger, da man sich Se. Majestät mitten darunter denken mußte. Unsere Herzen waren mit doppeltem Dank erfüllt, weil die Wöchnerin frisch und fröhlich der heiligen Feier beiwohnte und von den verflossenen vier Wochen nur den Eindruck gänzlicher Ruhe und behaglich genossener Pflege behalten hatte. Auch mein Mann und sein Bruder waren wieder in Bewegung; Klara erschien heiter und glücklich an der Seite ihres wieder in Gesundheit strotzenden und fast übermüthig glücklichen Gemahls. Und so war denn diese Feier

ganz auf alte Art unseres Hauses schön und ungetrübt. Gern nahmen wir die Berliner Sitte an, den Täufling von dem jüngsten Mitgliede der Familie bis vor den Altar tragen und dem älteren Mitgliede darbringen zu lassen, welches ihn über die Taufe halten soll. In fröhlichem Stolz schritt Marie einher, den kleinen Neffen auf den Armen tragend, und ich trat gern meine Anwartschaft auf die erste Gevatterstelle meiner Mutter ab, die sie nicht nur durch ihr Alter und ihre Verwandtschaft, sondern auch durch die liebevolle Pflege so reichlich verdiente, welche sie Thora hatte angedeihen lassen. Neben ihr stand der alte General v. d. Knesebeck als Stellvertreter unseres Königs. Die Wahl Knesebecks war recht hübsch und passend, weil er so sehr viel Gemüthlichkeit mitbrachte; es machte ihm Freude, das merkte man ihm an, und er war ganz Herzlichkeit und voll der besten Wünsche für die Eltern und das Kind. Wie wir in unserer bescheidenen Art dazu gekommen waren, den Monarchen zu Gevatter zu bitten, oder solches dem Schwiegersohn anzurathen, fragt der Leser? ich antworte, daß Fürst Wittgenstein uns einen freundschaftlichen Wink darüber gegeben hatte, wie es der König freundlich anerkennen werde, wenn man ihn ersuche, auch bei dem Sohn, wie einst vor 25 Jahren bei dem Vater Gevatter zu stehen. Damals hatte Herr v. d. Bussche (George) soeben um seiner Heirath willen den Königlichen Dienst verlassen, in dem er sich so sehr ausgezeichnet hatte, wie es einem Militär in Friedenszeiten möglich ist.

Nach der Taufhandlung überreichte Knesebeck dem jungen Vater zu seiner großen Freude den Johanniter-Orden, den dieser vor zwei Jahren schon erhofft, damals aber seiner Jugend wegen nicht erhalten hatte, der ihn sehr beglückte.

Nun schenkte uns Gott eine Reihe sehr heiterer Tage; unsere liebe Klara war viel bei uns, obgleich sie jetzt recht eigentlich in die große Welt eintrat. Sie dort als Gesandtenfrau auftreten zu sehen, würde mich interessirt und vielleicht dazu vermocht haben, gleichfalls auszugehen, wenn ich nicht in meinem Hause auf eine so angenehme Art gefesselt worden wäre. Mein guter Rath begleitete sie, und auch ihrer Toilette nahm ich mich an, weil das liebe Kind noch gar keinen Begriff davon hatte.

Während dieser still heiteren und ruhig verlebten Wochen sahen wir Thora immer frischer erblühen und freuten uns ihrer erneuten Schönheit. Sie war aus dieser Wochenzeit viel wohler und daher glückseliger

erstanden als aus der ersten. Sie ließ sich von den sanften Wellen einer freundlich linden Gegenwart ohne Sorge dahintragen. Ganz versenkt und verloren in Kindes- und Mutterliebe, war ihr Herz durch und durch befriedigt, und dabei genas ihr Körper herrlich: sie blühte auf zur schönsten Rose. Alle Freunde hatten mit uns ihre Herzensfreude daran. Sowie meine strenge Zucht in der Wochenstube etwas nachgelassen hatte, hatten sich auch schon liebe Besuche eingefunden.

Unterdeß war am 6. März die gräflich Voßsche Familie aus Italien heimgekehrt. Er war im Jahre 1828 als Gesandter nach Neapel abgereist; sie hatten im Herbst schon die Honneurs für den Kronprinzen dort gemacht. Ihre Partie mit dem hohen Herrn auf den Vesuv hat eine wahre Berühmtheit gewonnen. Der Graf hatte nun seinen Posten in Neapel niedergelegt, um wieder der Heimath froh zu werden. Sie speisten bei uns. Luise Voß hatte sich verjüngt und Elisabeth hatte in den anderthalb Jahren sehr gewonnen. Im Ganzen war sie ihrer Blödigkeit so ziemlich Herr geworden; aber mir gegenüber wußte sie sie doch nicht zu bezwingen. Auch Klara und sie, die bei Tisch nebeneinander saßen, fühlten sich gegenseitig verlegen. Elisabeth hat später erzählt, wie sie eine flüsternde Ermahnung Eugens an Klara, ihre Nachbarin gut zu unterhalten, gehört habe. Klara war überhaupt noch sehr schüchtern; doch bald werden wir die Zeit feiern, wo sie ihre volle geistige Entwickelung erreicht hatte.

Ich gedenke nun der stillen Woche vom 4. bis 9. April mit großer Betrübniß darüber, daß keine Kommunion bei uns zu Stande zu bringen war, besonders des Mittwoch abends, wo mir deshalb bange und sehr weh ums Herz ward, und wie mir Gott da einen Lichtstrahl in mein trübes Innere sandte durch die Möglichkeit, am folgenden Tage in der böhmischen Kirche, an der Goßner angestellt war, das heilige Abendmahl genießen zu können, welches da und nur da am Gründonnerstag mit der Beichte zugleich für Alle vertheilt wird. Der Herr bediente sich des guten Friedchens, Mariens Pflegerin, der ich meine Bekümmerniß offenbarte, um mir die erste Anregung dazu zu geben. Der Herr selbst war es dann, der mein Herz zu der Entscheidung hinlenkte und mir den so sehr fehlenden Muth und die Freudigkeit ertheilte, daß ich unvorbereitet am anderen Morgen hinzutreten wagte zu dem

Altar, den ich bisher nur in der Ferne gesehen, mit der Gemeinde, zu der ich mich kaum zu rechnen gewagt hatte. Es hatte eines äußeren, noch dazu recht kleinlich erscheinenden Anstoßes bedurft, um mich überhaupt in die böhmische Kirche zu bringen; denn als ich Goßner vor mehreren Jahren meiner Mutter zu Liebe in der fernen Luisenkirche gehört hatte, hatte er mir mißfallen, sein Organ mich zurückgestoßen, vielleicht auch das Vorurtheil zu mächtig gegen ihn gewirkt. Seitdem er in unsere Nähe versetzt war, ging meine Mutter abends zu Fuß in seine Kirche, wenn sie schon vormittags mit mir in eine entferntere gefahren war, und ich vermied es eben gänzlich, ihn zu hören. Nun aber hatte sich mein Haus gefüllt, die Ansprüche an unsere Wagen hatten sich vermehrt, und als mein Mann eines Sonntags nicht die ihm verordnete Ausfahrt machen wollte, weil die Pferde schon zu viel gebraucht wären, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, ich müßte an solchen Tagen meine Mutter zu Fuß in die unferne Kirche begleiten, wo mir Goßners Predigt jedenfalls zum Segen gereichen werde, wenn ich ihn um solcher Ursache willen den anderen Predigern vorzöge; und so war es auch, und in viel höherem Grade noch, als ich es zu hoffen gewagt hatte. Dennoch blieb ich noch lange in banger innerer Verwirrung, bis mir eben jetzt ein Licht der Liebe, des Friedens und der Begnadigung aufgehen sollte. An jenem Abend rang ich lange im Gebet und in bangem Zweifel, und o Wunder, es ward mir eine Antwort nach der anderen. Wo ich aufschlug, überall Ermahnungen hinzutreten und hinzunehmen, was mir aus Gnade und Erbarmen geboten werde. Die Losung des Tages war: Ebr. 4, V. 16. „Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, wenn uns Hülfe noth sein wird."

„Schaue meine Armuth an, o Herr, nach Deiner Treue; Du bist, der helfen kann, Du siehst, was mir gebricht, und kannst in einem Nu mir schaffen Hülf' und Kraft."

Und immer wieder tönt es in mein Ohr hinein: „Heute, wie gesagt ist, heute, so ihr seine Stimme hören werdet, so verstocket eure Herzen nicht!"

So ging ich denn am Gründonnerstage mit Vertrauen und Freudigkeit hin, und überschwenglich gesegnet kam ich heim. Die Meinen

erfuhren nichts davon; denn sie hatten noch die alten Vorurtheile gegen den Mann Gottes, der in diesem Kirchlein eine Gemeinde um sich versammelt, die gewiß den ersten Christengemeinden mehr gleicht als irgend eine andere in der Welt. Dieses heilige Abendmahl ward ein Wendepunkt in meinem Leben; es ward mir ein Pfand der Versöhnung des Lebens, des Friedens nach der Seelenangst, die mich seit Monaten gepeinigt hatte.

In einer Stunde großer Anfechtung hatte ich mich früher schon an meinen Freund, den Hofprediger Strauß, gewandt; hier seine schriftliche Antwort auf meine Fragen und Klagen:

„Der gegenwärtige Seelenzustand Euer Excellenz steht unaufhörlich vor meiner Seele, seit ich heute Morgen Ihre Zeilen empfangen habe. Mit der tiefsten Theilnahme lese ich von Ihrem Grauen, und ich kann nicht anders, als wenigstens mit zwei Worten um die Erlaubniß bitten, auf frühere Unterredungen zurückzugreifen. Dieses Grauen ist Krankheit, und die muß geheilt werden! Das geistige Sterben selbst ist Genesung, wie schon Sokrates den irdischen Tod nannte. Aber diesen geistlichen Tod erkennt man nur am Leben. Also erst Sterben, dann Leben!

Das ist der Gang, den der Herr selbst uns vorschreibt. Man kommt zum Leben nicht, wenn man nur dem Tod ins Angesicht schauet, sondern wenn man bittet, stets und unermüdlich bittet um Leben! Was ist demnach zu thun? Lassen Sie diese Empfindungen, Aengsten, Verwirrungen auf sich beruhen; aber eilen Sie, wie Sie jetzt sind, zum Heiland Ihrer Seelen; bitten Sie ihn, daß er Ihr Herz nehme und sich Ihnen gebe! Betrachten Sie seine Liebe, die für Sie in den Tod ging, und nur diese Liebe; sehen Sie von sich ab und nur auf ihn! Dann wird er, der dies von uns fordert, seine Verheißungen erfüllen, und Sie werden leben. Und aus dem Leben des Friedens und der Freude heraus werden Sie sehen, wie das Abgestorbene von selbst abfällt. Nur bitte ich, machen Sie sich Leben und Wachsthum in der Gnade nicht sauer. Ich freue mich, daß Sie nicht darüber sprechen und schreiben können. Wozu das auch? O wenn Sie auch nicht daran, sondern nur an die ewige Liebe, die Sie sucht und die Sie selig machen will, denken wollten und könnten!

Ich werde mit Euer Excellenz nur darüber sprechen, wenn Sie es befehlen; mit Anderen, mit wem es auch sei, gar nicht. Aber ich danke

für das Vertrauen, daß Sie mich zur Fürbitte auffordern, und ich flehe zu Gott, daß ich diesem Vertrauen ferner so, wie ich es heute gekonnt, entsprechen kann, bis Sie ausrufen: Ich lebe!

Gott segne Sie, Gott erhöre Sie für und für! Noch einmal: der Glaube thut's, wie Luther sagt, nicht Schmerz und Grauen, sondern Gebet!"

Wie war ich denn so tief in Schmerz und Grauen hineingekommen? Zum Theil vielleicht durch physisches Leiden, durch beklemmendes Unwohlsein. Doch nicht allein dadurch, o nein! sondern durch eine ganz eigene Führung meines Herrn. Im Sommer 1820 hatte wohl diese Arbeit des Herrn an meiner Seele begonnen, durch Straußens Erscheinen auf der Kanzel, durch meine Bekanntschaft mit ihm. Ach, ich setzte damals solch herzliches Vertrauen, solch lebendige Hoffnung auf dieses Werk, das Gott durch Christo in mir begonnen zu haben schien. Dennoch kam es zu keinem gewissen Abschluß.

Wenn ich meinte, ich habe mich einen Tag lang gut gehalten, war ich glücklich und sagte mir: „Nun bin ich doch dem Ziele meines Strebens um ein Gutes näher gerückt, das Wohlgefallen Gottes wird nun auf meinem Gehorsam ruhen." Konnte ich mir dieses Zeugniß aber nicht geben, so war ich verzagt; das eine Mal hatte ich Freudigkeit zu Gott, das andere Mal floh ich vor ihm, und das war dann ein recht betrübtes Treiben, bei dem die Seele zu keinem Frieden kommen konnte. Ich dachte, wenn ich nur den Geist des Gebets hätte, wenn ich nur in der Gegenwart Gottes bleiben und ausdauern könnte, dann wäre Alles gewonnen. Nun strengte ich mich an; es gelang dann und wann einen Tag lang, und dann war ich fröhlich, legte mich beruhigt zu Bett, suchte mich am nächsten Morgen im Geist zu erneuern, damit der Tag würde wie der vorige. Da kam aber dieses, da kam jenes dazwischen, und es ging nicht; ich ward irre an mir selbst und an meinem Heiland und lag nun so tief im Staube, als ich tags zuvor hoch zu stehen geglaubt.

In diesen wiederholten Kämpfen ermattete meine Seele, und ich glaube es jetzt gewiß, daß der liebe Gott mich bis zu dieser Ermattung, bis zu diesem Drucke Leibes und der Seele hin haben, daß er mich bekannt machen wollte mit jenen Schauern, die ich dem Hofprediger

Strauß klagte. Auch mußte in diesem Winter körperliches Uebelbefinden mich vielfach heimsuchen und mir die natürliche Freudigkeit, den angeborenen Frohsinn trüben. Das Uebermaß des Wohlseins und eines fast berauschenden Glückes hatten mich zu fest an die Erde gekettet, die mir so viel bot, die Alles hatte, was mein Herz und meinen Sinn befriedigen konnte. Ich wußte nicht von dieser freundlichen Erde, ich wußte nicht von mir selbst zu lassen, nicht von diesem erbärmlichen Ich, welches Andere, selbst meine Seelsorger, viel zu hoch stellten. Sie thaten mir dadurch nicht wohl. Das Lassen vom eigenen Ich ist so schwer! aber auch das Lassen von der schönen Welt des Herzens. Und doch wird das Beste und Liebste uns zum Hinderniß, wenn wir nicht inwendig davon abzulassen vermögen! Die Ermahnung des Apostels, zu besitzen, als besäßen wir nicht, hätte ich so gern befolgt; aber immer fester umschlossen mich die Familienbande, immer mehr gab es zu sorgen, zu wünschen, zu fürchten!

Endlich ward es klar in mir, d. h. ich lernte mit mir und meiner Unvollkommenheit Geduld haben und mich gänzlich nur an Christum halten, mich seiner guten Werke, seines Friedens freuen; ich fühlte es, daß nur Christus mich durchbringen könne, wolle und werde! Sein Leben muß es thun, nicht das meine, seine Liebe, nicht die meine, seine und nicht meine Geduld, sein und nicht mein Gebet! Dieser Glaube an ihn, an die Vollgültigkeit seines Opfers durchdrang mich, und ich fühlte es, daß ich täglich aufs Neue von hier ausgehen und das Leben in Christo suchen, es täglich umsonst und als Geschenk aus seiner Gnadenfülle annehmen müsse.

Meine Mutter fand in diesem Winter der reichen Häuslichkeit viel Genuß in deren Schoße, auch viel Freude an der kleinen Selma, doch keinen Ersatz für ihren verlorenen Liebling! Um den trauerte sie noch in sehnsuchtsvoller Liebe, wie am ersten Tag seines Verlustes; ihm weinte sie nach, ihm widmete sie ihre Gänge, ihre Blumen an jedem schönen Morgen; seine Ruhestätte besuchte sie ohne Unterbrechung. Sowie des Frühlings mildere Lüfte wehten, begnügte sie sich nicht mehr mit flüchtigen Gängen zum Grabe, sondern weilte länger dort, saß auf der Bank ihm gegenüber und wandelte unter den Thränenweiden des Gottesackers.

Am 27. April war ich im Begriff, mit Mutter und Töchtern um 6 Uhr nachmittags zu einer Einsegnung in den Dom zu fahren, als ein Reventlowscher Diener sich an meinen Kutschenschlag drängte und mir mit dem Ausdruck der Bestürzung meldete, Ihre Excellenz ließe mich bitten, zu kommen, weil sie in Sorge um den Grafen sei, der von seinem Spazierritte nicht heimgekehrt sei. Wir fahren sofort nach dem Pariser Platz. Klara kommt uns todtenbleich und in leidenschaftlicher Aufregung entgegen und theilt uns mit, wie sie seit zwei Stunden in immer steigender Angst ihrem Mann entgegengesehen, wie sie schon ihre Stallleute zu Pferde, auch den Bereiter Seeger mit mehreren seiner Diener nach ihm ausgesandt habe, wie sie aber nachgerade diese tödliche Sorge nicht mehr allein habe tragen, mich auch habe bitten wollen, noch mehr und ausgedehntere Nachforschungen anstellen zu lassen. Meine Begleitung bei dem unglücklichen Kinde zurücklassend, kehre ich noch einmal heim, um meinem Mann die Hiobspost selbst zu bringen, um mit ihm gemeinschaftlich die zweckmäßigsten Maßregeln zu treffen. Ich finde ihn noch bei einer Schachpartie mit dem Bruder Joachim, welche die Stunden der Muße zwischen dem Mittagsmahl und dem Wiederbeginn der Arbeit ausfüllen sollten; doch jeder Gedanke an Arbeit, wie auch an Ruhe ward verscheucht durch das, was ich mitzutheilen hatte! Die eigenen Leute wurden nun infolge der Besprechung zwischen uns nach den verschiedensten Richtungen hin ausgesandt, auch Fremde dazu gedungen; Alles nach einem gewissen Plan mit Berücksichtigung der Touren, die Eugen gewöhnlich machte. Nun ließ ich mich eilends wieder zurückfahren in das Haus der Bestürzung, hielt aber die mir begegnenden Bekannten an, um ihnen meine Noth zu klagen und sie zu bitten, daß auch sie uns behülflich sein möchten, den Vermißten zu suchen. Und so setzten sich Viele, auch solche, die durch Andere von unserem Elend gehört hatten, zu Pferde und jagten in die Wälder, um den Verlorenen zu suchen. Dem kleinen Grafen Pückler, unserem vis-à-vis, dem Kammerherrn (jetzt Hofmarschall des Prinzen Karl), kann ich es nicht vergessen, wie er, ungerührt von meinem Jammer, sich gelassen wieder in seine Kutsche setzte und nach der Oper fuhr. Doch hatten wir es vielleicht dieser Begegnung zu danken, daß der König so früh etwas von dem erfuhr, was freilich jetzt schon unser ganzes Stadtviertel mit theilnehmender Unruhe erfüllte.

Der König erspähte Nostitz im Opernhause, ließ ihn sogleich kommen und verabredete mit ihm, daß er augenblicklich Hedemanns Husaren aufsitzen und durch sie die ganze Gegend absuchen ließ.

Wiederangelangt in der Nr. 2, nächst dem Brandenburger Thor, sehe ich den Portier noch ebenso trostlos den Kopf schütteln als Antwort auf die wiederholt an ihn gerichteten Anfragen. Oben stehen alle Thüren offen; die Meinigen, Amerikas, Roeders und noch Andere halten sich an den Fenstern des Saales auf. Der Nachmittag ist verstrichen, der Abend herangekommen; aber mit ihm keine Zeitungen über den Verschollenen, und wie Minute um Minute verfloß, wo nach ihrer Berechnung irgend eine Botschaft hätte kommen müssen, da wird ihnen tödlich bange. Meiner Klara stumme Verzweiflung hat man geschont; sie sitzt regungslos und bleich wie ein Marmorbild am Fenster, ihren starren Blick unverwandt auf das Thor gerichtet, unter dessen Pilastern sie Eugen hatte um 2 Uhr verschwinden sehen. Es scheint, als ob ihre ganze Kraft sich in der Thätigkeit erschöpft hat, die sie während der ersten Stunden entfaltet hat, die sie mir jetzt überläßt. Sie findet keine Worte, keine Thränen mehr und bleibt wie vom Entsetzen gelähmt noch drei bange, bange Stunden.

Nach und nach kehren die ausgesandten Boten zurück. Ein Bekannter nach dem anderen kommt auf schweißtriefendem Pferde angesprengt, hoffend, ein Anderer möge glücklicher gewesen sein als er, sieht den vor der Thür versammelten und an den Fenstern lauschenden Bewohnern des Hauses an, daß sie noch in derselben Angst schweben, grüßt tief bekümmert hinauf und lenkt sein Roß heimwärts; mancher wendet aber um und beginnt von Neuem die Spur des Verschollenen zu suchen. Die Dämmerung meldet sich zu unserem Schreck; es möchte uns bedünken, als wenn die Nacht ungewöhnlich eile. Ihre Schatten erscheinen uns wie schwarze Feinde; denn wie können wir hoffen, daß er nun noch gefunden werde, und was sollen wir mit Klara aufstellen, wenn ihr der letzte Hoffnungsstrahl erloschen sein wird? Das Fenster hat sie schon verlassen; eben lehnt sich ihr müdes Haupt auf meine Schulter; ein sich langsam der Rampe nähernder Wagen hat mich schon aufmerksam gemacht, ohne mich aus dieser Stellung herauszureißen, als die Töchter aus dem Nebenzimmer uns zurufen: „Er kommt, er kommt!“

Die bisher Regungslose stürzt schnell hinaus bis an die Treppe; doch da wendet sich ihr eilender Fuß zurück, und mit beiden Händen vor dem Gesicht, den Angstruf ausstoßend: „O Gott, mein Gott, in welchem Zustand ist er!“ fliegt sie an mir vorbei, läßt sich jedoch die Zeit, die Thürflügel auf ihrem Rückwege alle rasch zu öffnen, und ich finde sie, als auch mich der Anblick des Kommenden zurückscheucht, in dem letzten Winkelchen ihrer Wohnung auf den Knieen liegend, die Hände ringend! Der jähe Wechsel von der langen Erwartung, die zuletzt in Hoffnungslosigkeit übergegangen war, zu der plötzlichen Freude über seine Rückkehr, und dann zu dem Entsetzen beim Erblicken seiner leichenhaften Erscheinung, das Alles war zu rasch, zu gewaltsam, um noch Fassung behalten, um sie schnell wieder erringen zu können. Noch jetzt schwebt mir oft wachend und im Traum das Bild vor Augen, wie Eugens spukhaft gigantische, anscheinend alles Lebens beraubte Gestalt auf zwei kräftige Führer gelehnt, mit hinten herabhängendem Kopf, offenem Munde und gebrochenen Augen, langsam einen Fuß nach dem anderen aufhob und die Treppen, halb getragen, halb sich selbst fortbewegend, erstieg! Jetzt war der Augenblick gekommen, wo wir Gott zu danken hatten für die vortreffliche ärztliche Hülfe, die uns zur Hand war. Lütke, der untergeordnetere Feldscheer, hatte schon seit vielen Stunden nicht aus dem Hause weichen dürfen, Stosch und Rust trafen beinahe mit dem Kranken zugleich in seinem Zimmer ein, und auch Diefenbach ward herbeigerufen. Der Akt des Auskleidens war merkwürdig dadurch, daß Eugen, noch immer gleich leblos, dennoch wie ein Automat mit langsamen und abgemessenen Bewegungen dabei half. Als er nun in seinem Bette lag, weckte ich Klara aus der Erstarrung, in die sie verfallen war, und führte sie dem Lager zu, welches sie von nun an kaum verließ, nachts nur, wenn sie ihren Mann in allerbester Pflege wußte. Die Aerzte kamen, untersuchten wieder; der Kranke gab kein Lebenszeichen. Von den Leuten, die ihn gebracht hatten, erhielt man wenig Aufklärung. Es waren Landleute aus Wilmersdorf, etwa $^3/_4$ Meilen von Berlins Thoren. Diese hatten nachmittags gegen 3 Uhr ein loses, aber gesatteltes Pferd auf dem an den Grunewald stoßenden Felde umherlaufen sehen, es eingefangen und bald nachher seinen muthmaßlichen Reiter, an einen Baum gelehnt, sitzend, gefunden. Er war etwas blutrünstig, sonst aber, wie es schien, unverletzt, hatte indeß keine

Antworten auf ihre Fragen gegeben, sie stier angesehen und bewußtlos geschienen, dennoch zuerst jede Annäherung abwehren wollen. Man hatte versucht ihn aufzurichten, aber vergebens; es ward ein Wagen herbeigeschafft und der Unbekannte vorerst nur in das Dorf gebracht; ein Feldscheer wurde herbeigeholt, der ihm eine Ader geöffnet hatte. Alles vergebens, er war und blieb stumm, und die hülfreichen Menschen, die ihn umgaben, sahen sich endlich genöthigt, seine Taschen zu durchsuchen, die er trotz seiner Besinnungslosigkeit fest zuhielt; er wehrte mit Gewalt jedes Eindringen ab. In der Tasche fanden sie die Uhr unverletzt, aber auf die Stunde 3 weisend, stillstehend vor und eine Visitenkarte von Klara, woraus sie schlossen, daß er der Gemahl der Gräfin Reventlow sei. Nun fuhren sie ihn langsam der Stadt zu, wo sie nähere Auskunft über ihn einholten; die, welche sie uns zu geben vermochten, war aber sehr unvollständig, und wir haben niemals erfahren, wie und wo sich Alles zugetragen hat. Er selbst hat sich später weder auf den Sturz, noch auf irgend etwas damit Zusammenhängendes besinnen können. Daß es die Folge eines Schwindels war, wurde uns ein Jahr darauf fast zur Gewißheit durch einen ähnlichen Zufall, der ihn aber diesmal zum Glück nicht auf dem Pferde traf.

Die Nacht über blieb ich bei Klara. Es veränderte sich nichts bei unserem Kranken, den auch der Chirurg bewachte. Am anderen Vormittag fanden die Wundärzte es für nöthig, eine Operation am Kopf, hinter dem Ohr, an der leicht verletzten und etwas angeschwollenen Stelle auszuführen. Er schrie dabei fürchterlich und mit einer Stimme, mit Manieren, welche nur von einem sich selbst nicht bewußten Wesen ausgehen konnten. Dies war eine neue Prüfung für meine Klara, bei der sie mich unendlich jammerte. So schrie er auch, als man ihm in den folgenden Tagen Eisumschläge auf den Kopf legte, und wehrte sich mit Händen und Füßen; er ward überhaupt danach so unruhig, daß er oft aus dem Bett zu springen versuchte. Von nun an mußte immer ein Diener an seinem Bette sitzen. Es gelang einzig Klara, und nicht einmal immer, ihn durch ihre Stimme zu beruhigen; ihre Worte verstand er jedoch in den ersten Tagen gar nicht. Nach und nach schien etwas mehr Verständniß in ihm rege zu werden; er fixirte Klara, er horchte auf ihre Stimme, er winkte ein Ja und ein Nein, er gab bald mehr Zeichen von sich, und so kehrte allmählich das Be-

wußtsein und nach einigen Tagen auch die Fähigkeit sich auszudrücken zurück. Die Genesungszeit aber blieb sehr sorgenvoll und ward durch viele Rückfälle unterbrochen. Es waren Tage aufreibender Angst und anstrengender Pflege für meine Klara, die ich treulich mit ihr theilte. Endlich aber wurden die Fortschritte entschiedener; Klaras bleiche Wangen färbten sich, das dunkele Auge strahlte wieder, und schon am 9. Mai konnte meiner Mutter Geburtstag mit mehr Hoffnung als Sorge unter Klaras Dach gefeiert werden.

Bald konnte Eugen wieder kleine Ausfahrten unternehmen, und Klara und ich benutzten jeden Augenblick, wo er ruhte, um in dem so nahen Thiergarten zu lustwandeln.

Nun aber kam der Augenblick des Scheidens von unserer Thora und ihren lieben Kindern. Wie werden sie uns Alle fehlen, Selma insonderheit mit ihrem fröhlich schelmischen Wesen. Ich sehe noch das kleine Ding vor mir, wie sie ihre ersten selbständigen Schritte that und immer wieder jubelnd rief: „Allein, allein, ganz allein!“ — Selbst die Stunde des Scheidens wußte sie uns zu erheitern; doch das Posthorn tönte grausam störend in ihr Spiel. Die schöne Zeit des Zusammenseins war abgelaufen und kehrte erst nach zwei Jahren, und auch dann unter minder heiteren Umständen wieder. Einige Tage später vereinen wir die Freunde Clausewitz, den liebenswürdigen Bildhauer Rauch und unsere Kinder Reventlow bei uns, und dann brachen auch diese lieben Kinder auf, um in die nordische Heimath zu ziehen, während Schwager Jochen seine Sophie mit nach Marienbad nahm.

Meine Sommerreise führte mich in diesem Jahr um meines Mariechens willen, deren Kränkeln uns sehr beunruhigte, mit ihr und Friedchen nach Heringsdorf. Der Weg führte uns über Stettin; dort besuchten wir unsere Itzenplitze (Heinrich war kurz vorher dorthin versetzt worden), und dort wurde zu unserer größten Freude die Bestimmung getroffen, daß Marianne uns bald folgen und sie und ihre Bertha meiner Obhut anvertraut werden sollten.

Am 5. Juli verließen wir Berlin; der Abschied von meinem Mann hatte mich so angegriffen, daß ich mich auf der letzten Station etwas ausruhen mußte, obschon wir gern denselben Abend Stettin erreichen wollten. Mein Einzug dort war unter diesen Umständen tragisch. Marianne kam noch nach dem Gasthof zu mir herüber, fand

mich jedoch so hingenommen von Schmerz und so betäubt, daß unser Wiedersehen erst vom nächsten Morgen an zu rechnen war. Da freute ich mich ihrer behaglichen Wohnung in dieser der Bauart nach doch kleinstädtischen Hauptstadt von Pommern. Eine Ausfahrt an ihrer Seite in die freundlichen Umgebungen interessirte und erfreute mich. Wir begegneten auch dem Grafen Kanitz,*) der mich sehr dringend zu seiner Gemahlin, geborenen Gräfin v. d. Schulenburg, einlud, obgleich sie noch nicht aus den Wochen war. (Ihre jüngste Tochter Luise war am 20. Mai 1830 geboren.) Nachmittags fuhr ich mit meinen Reisebegleiterinnen Marie und Friedchen hinaus nach ihrem Landsitz, den sie „Cap chéri" genannt hatten, und ward mit gewohnter Liebe, mit einer so ungewohnten Aufregung aber empfangen, daß mir damals schon ganz bange dabei zu Muthe wurde. Ihre Ueberschwenglichkeit in der Liebe, im Glück, im Ausdruck ihres Dankgefühls dafür hatte mich oft gerührt; diesmal aber überstieg sie alle Grenzen! Dennoch gab dieses schöne, jugendliche Weib, diese Mutter von sieben blühenden Kindern, umringt von ihnen, inmitten einer wahrhaft südlichen Natur ein gar liebliches Bild, welches durch den Anschein der frischesten Gesundheitsfülle gehoben ward. Sie war sehr thätig, mich zu bewirthen, mir Thee einzuschenken, mich mit den Erdbeeren aus ihrem Garten, mit der Milch ihrer Kühe zu erquicken, mich umherzuführen in dem Hause, in den Gärten! Alles war ihre Schöpfung; sie und ihr Mann bewirthschafteten es zum Theil mit eigenen Händen und sagten sich dabei mit Entzücken, daß es die Heimath ihrer Kinder sein und bleiben werde, wohin sie einst aus dem Drange des Lebens sich zurücksehnen und auch gern zurückkehren würden. Dieser kleine Besitz liegt in der That reizend auf einer Art von Vorgebirge, an dem rechten Oder-Ufer, während das linke sich in Bergpartien erhebt und die Stadt mit ihren Mauern und Thürmen einen schönen Aussichtspunkt bildet.

Marie, umringt von der munteren Kinderschaar, fühlte sich beglückt im Wiedersehen ihrer kleinen Namensschwester und träumte den freundlichen Traum einer nie zu vergessenden Jugendfreundschaft, die, schon in so ganz frühen Jahren angeknüpft, auch fürs Leben dauern müsse! Marie Kanitz (später Frau v. Scherer) war immer ein so gutes, so

*) Graf August v. Kanitz, geb. 1783, † 1852 als Generallieutenant, damals wahrscheinlich Major oder Oberst.

sinniges Kind gewesen und ward jetzt von ihrer Mutter sehr gerühmt, namentlich als ihr schon von großem Nutzen bei der Pflege und sogar Erziehung der Jüngeren, obgleich sie ihr dreizehntes Jahr noch nicht vollendet hatte.

Die Dampfschifffahrt am 7. Juli war vom Wetter begünstigt und, solange wir zwischen den romantischen Ufern der Oder hinabglitten, sehr hübsch; Marie und Friedchen freuten sich um die Wette über die Neuheit dieser Reiseart, und ich war sehr emsig beschäftigt, auf der Panoramakarte die Orte alle aufzusuchen, an denen wir vorbeiflogen. Doch gerade als der Schauplatz interessanter wurde, als die Aussicht sich uns öffnete, weil wir das Haff erreicht hatten, da ward ich durch Anwandlungen von Seekrankheit gestört und mußte mich fortan still und unbeweglich halten. Meine kleine Reisegesellschaft wußte nichts davon, landete sehr freudig in Swinemünde, diesem Hafen von Stettin, der als Seebad sehr besucht wird, setzte sich aber, meine Ungeduld theilend, gern gleich wieder in einen vorausbestellten Wagen, um das Ziel unserer Wanderschaft, Neukrug bei Heringsdorf, so bald wie möglich zu erreichen. Dieser letzte und kürzeste Theil der Reise war nicht der uninteressanteste; der Anblick des weiten, wallenden Meeres war uns Allen so wohl bekannt, heimisch und lieb, und jetzt wieder so neu, und regte unsere Gefühle tief und kräftig auf. An diesem Tage war die Luft ziemlich unruhig; die schäumenden Wellen, die aus der grünlichen Fluth aufsprangen, glichen den flatternden weißen Tauben; Himmel und Meer flossen in unermeßlicher Ferne ineinander. Hier brachte ein Schwarm von Möwen Abwechselung in die Einförmigkeit; dort durchschnitten zwei stolze Segelschiffe langsam und majestätisch die Fluth. Auch bedurften wir dieses erhebenden Anblicks, den uns die Nord- und die Ostseite darboten, wenn der Blick nach Süden und Westen uns nicht überreden sollte, daß wir durch die arabische Wüste führen.

Endlich hielten wir vor dem kleinen Schweizerhäuschen, in dem wir uns nun sofort einrichteten. Hätte das gute Wetter angehalten, so würde ich mich inmitten dieser romantischen Einsamkeit von Berg und Wald und Feld, von Meer und Meeresufer sehr wohl gefallen haben; aber fast mit uns zugleich zog eine wahre Herbstkälte ein in das ziemlich leicht gebaute Haus. Wir mußten die untere feuchte Etage

verlassen und uns in die kleinen oberen, weniger beschatteten Kämmerchen zurückziehen. Es war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich mich zwischen weiß getünchten Wänden bewegte; doch gefiel mir gerade die Einfachheit meines jetzigen Aufenthaltes, und ich träumte, es müsse sich sehr gut in solch ländlicher Stille, mit so einfachen Bedürfnissen leben lassen; es schien mir, als läge in der Kunst, mit Frohsinn zu entbehren, der Stein der Weisen und die Weisheit selbst. Noch waren wir allein; bisher war noch kein Badegast in Heringsdorf erschienen. Ich schrieb meiner Mutter:

„Vorgestern Abend, als Marie und ich von der kleinen Esplanade vor unserem Häuschen hinab in die Fluth sahen und der von dem Unabsehbaren ermüdete Blick an unser Ufer zurückkehrte, gewahrten wir tief und weit unter uns zwei Militärs, und o Wunder! der eine grüßte sehr angelegentlich. Bald darauf gelangte eine Bestellung an mich von Herrn v. Dollen, der uns am nächsten Tage besuchen wolle. Auch Goßner, hieß es, sei angekommen! Welche Begebenheit! die ganze Nacht träumte mir von dem mir bevorstehenden Zusammensein mit Goßner, dem hochverehrten, und mit Dollen, der mir ehemals in einem beinahe ungünstigen Licht erschienen war. Halb freudig, halb bänglich war meine Erwartung, freudig im Herrn, bänglich in irdischer Schwachheit und Voreingenommenheit. Es schlägt 11 Uhr; Dollen kommt. Er stürmt aber nicht, wie wir's erwarteten, ins Zimmer, auch nicht mit gesalbten Predigten auf uns ein, sondern ist sanft, billig, redet von Allem und Allerlei, aber mit christlichen Ansichten, mit christlicher Wärme, so daß mir überraschend wohl mit ihm wird. Auch Friedchens und Mariens Vorurtheile weichen vor dem milden Feuer seines Christenthums; sie sind zwar Beide nur im Nebenzimmer, weil ein Flußfieber Marie an das Bett fesselt, sie öffnen aber die Thür immer mehr und mehr, um kein Wort zu verlieren. Uebrigens ist er nicht mit Goßner, sondern nur aus dem benachbarten Standquartier gekommen, um mich zu sprechen, und erfährt erst von mir Goßners Aufenthalt in unserem Dorf. Nachmittags klopfte denn auch dieser Mann Gottes an. Freudig wird ihm geöffnet; aber es scheint ihm nicht so recht wohl zu Muthe; er vermeidet jedes Gespräch von dem, was doch einzig ihm Geist und Herz erfüllt, und ich beuge mich innerlich vor dieser mich demüthigenden

Zurückhaltung. Er erzählt mir, wie er so krank hier angekommen, sich schon durch die Seeluft genesen fühle, doch aber noch zu seinem Leidwesen während des Gebrauchs des Kreuzbrunnens nicht in die See gehen dürfe. Er wünscht mit mehr Ungestüm, als ich es mir bei einem solchen Mann Gottes denken konnte, gutes Wetter; er verschmäht meinen Kaffee, fühlt sich unheimlich in meinem kalten, wie er meint, auch feuchten Zimmer; er möchte hinaus, aber es regnet. Er erzählt, wie er schon zahllose Bibeln vertheilt habe, wie arm an Geist, aber hungrig und durstig die armen Fischer hier seien, wie gern er predigen möchte, es aber nicht dürfe wegen der drei Bischöfe Ritschel, Eilert und Neander, wie die v. Hackwitzschen Kinder mit ihrer Erzieherin zu ihm geeilt seien und ihm mit strömenden Thränen für sein Schatzkästlein gedankt hätten. Er sprach von seinen Morgen- und Abendandachten, denen wir gern beiwohnen dürften."

„Schweizerhaus auf Usedom, den 15. Juli 1830.

Reich begabt mit Briefen bin ich seit heute Morgen: einer von Thora mit sehr guten Nachrichten, Deiner, meine Herzensmutter, mit Berichten, wie ich sie nicht besser erwarten durfte, wenngleich mein Herz sich brennend nach ganz guten sehnte.

Sage, ich bitte Dich, Hermann Stolberg, ich rechnete auf die Erfüllung seines Versprechens, auf seinen Besuch auf unserer einsamen, verzauberten Insel. Er wird schon etwas mehr hier finden als unser jetziges ziemlich trübseliges Kleeblatt; denn von übermorgen an ist auch Marianne hier und ihr Berthchen und ihr Mann, glaube ich. Dann wird dieses Haus nicht mehr so öde sein, und wenn nun vollends, wie es heute scheint, ein freundliches Wetter uns erfreuen will, dann finden sich wieder hübsche Plätzchen, die uns traulich aufnehmen und uns über unsere Verbannung in dieses ferne, kalte Land täuschen. Diese letzten acht Tage haben wir hier in der That in beständigem Kampf mit Sturm und Kälte zugebracht; doch treten wir heute als Sieger aus dem Kampfe hervor; denn Marie wird jetzt gleich ihr drittes Bad nehmen, mein böser Husten ist offenbar in der Abnahme, und wir haben endlich Mittel gefunden, uns im Hause, dem überall durchpfeifenden Boreas zum Trotz, zu erwärmen, und heute suchen wir Schutz, und finden Wärme draußen."

Herrlichen Schatten und meistens auch Schutz bot uns der Platz vor dem Schweizerhäuschen; um diese indeß noch zu vermehren, legte ich unter zwei herrlichen Buchen ein Zelt an von drei Schirmen, die sich an die Bäume anlehnten. In diesem ländlichen Hüttchen lebten wir vom Morgen bis zum Abend und ließen uns durch die Fischerkinder nicht stören, die uns truppweise umschwärmten und mit unglaublicher Dreistigkeit angafften, keck immer näher rückten und mich sogar eines Tages zu wiederholten Malen mit einem alten, häßlichen Puppenrumpf bewarfen. Wir bemühten uns, diese wilden, ungeschlachten Kinder mitsammt ihren Müttern zu zähmen, indem wir damit anfingen, ihnen Begriffe von Reinlichkeit und Ordnung beizubringen. Kämme konnten wir ihnen schenken, und Prämien verhießen wir für jeden Kopf mit aufgesteckten Haaren, da sie solche bisher, die Alten wie die Jungen, in wilder Verwirrung über das Gesicht hängen hatten; aber das Wasser mußten sie sich mühselig vom Meer, das steile Ufer hinauf, holen. Der Brunnen mit schlechtem Trinkwasser lag weit von unserer Kolonie, dem Dörfchen Neukrug, entfernt, im eigentlichen Heringsdorf, wo die Kurhäuser stehen, wo auch Goßner wohnte. Diesen theuren Gottesmann habe ich dann noch oft gehört in seinen Morgen- und Abendstunden und dreimal Sonntags, wo er in seiner Stube uns und anderen Badegästen eine Predigt hielt. Die Fischer standen am offenen Fenster und hörten zu; das letzte Mal war ein vom Landrath abgesandter Gendarm dabei. Mit Goßner zog nach drittehalb Wochen der beste Segen von Heringsdorf fort — indeß wir blieben ja in des Herrn unmittelbarer Nähe. Sehr getrübt wurde mir der fernere Aufenthalt durch Mariannens Hinfälligkeit, durch ihr infolge der körperlichen Schwachheit verändertes Wesen und durch die Sorge um meinen Mann. Er hatte, kaum genesen von einem Podagraanfall, Berlin verlassen, um sich zur Kur nach Nenndorf zu begeben. Eben war er dort angelangt, als ihn die Nachricht von der in Paris ausgebrochenen Revolution erreichte, und sofort kehrte er auf seinen Posten zurück.

Marianne schien sich in den letzten Tagen ihres Dortseins noch zu erholen, und so kehrte sie scheinbar doch etwas wohler zu ihrem Heinrich zurück.

Am 23. August sieht man unser Schweizerhäuschen umringt, ja fast erstürmt von den armen Einwohnern des Dörfchens Neukrug.

Auch Heringsdorfer hatten sich eingefunden, um uns eine glückliche Reise und für sich vielleicht noch ein Almosen zu wünschen. Marie ist mit Austheilen von Semmeln und Pfennigen beschäftigt, denen sie manchen guten Rath beigesellt und die Ermahnung an die Kinder und ihre Mütter, fromm und fleißig zu bleiben und sich reinlich zu halten. Die Rückfahrt auf dem Dampfschiff ist für Marie von Anfang bis zu Ende erfreulich, für mich nur von dem Augenblick an, da ich das Haff verlasse. Am Landungsplatz empfängt mich Heinrich Itzenplitz. Sein trübes Gesicht verkündete mir eine böse Mär, und ich habe schon bemerkt, daß eine solche sich unter der Schiffsgesellschaft verbreitet; denn Klagen und Zeichen der Theilnahme werden von allen Seiten laut: die liebliche Luise Gräfin v. Kanitz hat an diesem Morgen ihre Augen geschlossen. Sie ist so früh der Welt entrissen, deren Zierde und fromme Lust sie war, dem Manne, der ihr mit der zärtlichsten Treue anhing, den Kindern, die nie eine liebevollere, sorgsamere Mutter hätten haben können.

Die Aufregung, die mich schon bei meiner Durchreise an ihr beunruhigte, hatte von Woche zu Woche zugenommen, war schließlich in Raserei ausgeartet und hatte zuletzt den Tod herbeigeführt.

Dem herzensguten Heinrich war so bang um die Verlassenheit dieser Kinder, daß er es bei mir durchzusetzen versuchte, ich möchte Friedchen mit dem Anerbieten in das Trauerhaus senden, daß sie dort bleiben könne, bis eine Stellvertreterin gefunden sei. Er wollte es nicht begreifen, daß diesem Plane unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenständen.

Es war mir recht lieb, daß er zum Abend den Major v. Scharnhorst (den verwittweten Schwiegersohn Gneisenaus) einlud, weil dessen Unterhaltung ebenso geistreich wie launig ist.

Um Mariannens willen hätte mir diese Vermehrung ihrer häuslichen Obliegenheiten, denn es ward ein zierliches Souper servirt, peinlich sein können. Ich traute ihrer anscheinenden Genesung gar nicht, ward durch ihr unnatürlich aufgeregtes Wesen zu sehr betrübenden Betrachtungen veranlaßt. Ich blickte in ihre Vergangenheit zurück, sie war mir traurig, ihre Gegenwart schien mir beunruhigend, die Zukunft düster. Die liebe holde Marianne hatte noch kaum zwanzig und einige Jahre gezählt, als schon ein beständiges Gefühl von Schwäche und ein noch peinlicheres

von versagenden Kräften ihre natürliche Sanftmuth in Wehmuth, ja oft sogar in Mißmuth verwandelte. Sie möchte noch auf gewohnte Art wirken, gern nach allen Seiten hin so thätig sein, wie ihr Mann von ihr erwartete, wie es ihren praktischen Schwiegereltern unerläßlich dünkt; aber man sieht es deutlich, sie vermag es kaum mehr. Dennoch giebt sie die Führung des doppelten Hauswesens, in Stettin und auf dem Gute Barskewitz, nicht auf und führt sogar einige Zweige der dortigen Landwirthschaft. Jetzt zumal ergreift sie Alles mit erneutem Eifer, weil sie sich der Täuschung hingiebt, als haben die Seebäder sie neu belebt. Aber bald werden die nichtigen Geschäfte dieses kurzen Lebens, welches so vieler Anstrengungen gar nicht einmal werth ist, wieder zu gewaltsam auf sie einstürmen und ihr die Ruhe rauben, deren sie so dringend bedarf!

Am Vormittag des 24. mußte geschieden sein! Uns tröstete die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens in Berlin; denn Heinrich war sehr beweglich, und Marianne widerstand nicht leicht seinen Vorschlägen, wenn sie einem Besuch bei uns galten.

Ein Nachtlager in Neustadt-Eberswalde unterbrach die Rückreise nach Berlin wohlthuend. Mariechens munteres Geschwätz verkürzte mir die langen Reisestunden auf eine erfreuliche Art, ließ mir indessen Zeit genug zu vielen, theils wehmüthigen, theils freudigen Betrachtungen, und so erreichte ich Berlin, fuhr in den Thorweg der Wilhelmstr. 76 hinein, und unbeschreiblich war die Freude, mit meinem Mann wieder vereinigt zu sein.

Für meinen Mann war die Zeit jetzt besonders schwer und verantwortungsvoll. Sein Monarch vertraute ihm, und alle friedlich Gesinnten segneten ihn ob der festen Hand, mit der er auf dem wild bewegten Meere der Politik das Steuer führte und das preußische Staatsschiff auch glücklich in den Hafen der Ruhe und des Friedens lenkte.

Das gute Berlin hat sich übrigens in jener Zeit des allgemeinen Schwindels auch nicht ganz rein zu halten gewußt, und der König hat seiner Residenz wegen einiger Unruhen sehr ernsthaft gezürnt. Er hat sich insofern fast allzu hart darüber gegen den Magistrat ausgesprochen, als sie doch nur sehr unbedeutend waren, nur vom untersten Volkshaufen ausgingen und nicht einen rechtlichen Bürger mit fortrissen.

Am 17. September, Mariens Geburtstag, machten wir vormittags eine Partie nach dem erst kürzlich angelegten Elysium im Thiergarten. Dort erzählte ein Kellner, der uns bediente, daß der König ihnen einen Besuch versprochen habe, aus dem nun aber wohl wegen der gestern begonnenen Revolution nichts werden würde. Wir fragten ihn lachend, was er damit meine, und sehen das Erstaunen sich in seinen Zügen malen, als er uns hinwiederum fragt, ob wir denn von den Unruhen, die am gestrigen Nachmittage auf dem Schloßplatze stattgefunden, nichts wahrgenommen hätten. Beim Nachhausekommen ließ ich Roeder rufen und erfuhr von ihm die Ereignisse des vorigen Nachmittags, die man aber gar nicht als das Resultat eines angelegten Planes ansehen wollte. Ein betrunkener Handwerker war auf die Schloßwache gebracht worden. Seine Kameraden hatten diese erstürmt; es war mehr Militär herbeigeschafft, dieses aber vom Pöbel gedrängt und insultirt worden, bis des Kronprinzen und des Herzogs Karl Erscheinen die Ruhe wieder herbeigeführt hatte. Man hoffte, diese werde auch fortan nicht mehr unterbrochen werden.

Um Marie an ihrem Geburtstage zu erfreuen, führten wir sie in das Schauspiel und hatten, um da in guter Gesellschaft zu sein, einen großen Theil des Balkons für uns und unsere Bekannten genommen. Sie Alle folgten uns nach unserer Wohnung, wo ich sie erst gastlich empfing. Dann aber schlich ich mich hinaus, um in Erfahrung zu bringen, ob etwa wieder Unruhen in der Stadt ausgebrochen seien; denn die ungewöhnliche Belebtheit der Straße, die Haufen von Menschen, die sich eifrig etwas erzählten, schienen mir auf nichts Gutes zu deuten, und ich hatte recht geahnt. In der Gegend des Schlosses ging es noch tumultuarischer zu als am vorigen Tage. Ich kehrte zu meiner Gesellschaft zurück, theilte ihr aber nichts von dem Gehörten mit, bis Clausewitz' Wagen kam, um sie abzuholen. Da ward einer der jungen Herren aus unsrem Kreise abgesandt, um den Kutscher zu fragen, wie er habe durchkommen können; „nur mit Mühe und auf Umwegen", war die Antwort, und der Bediente fügte geschwätzig hinzu: „Ja das geht da blutig her, das Militär haut scharf ein." In Ungewißheit und Zweifel verging uns noch eine halbe Stunde in banger Erwartung! Da erschien der gute Gustav Roeder, Karls Bruder, der, vom Schauplatz der Unruhen kommend, uns von ihrem Ausgang benachrichtigen wollte.

Das Volk hatte sich wirklich sehr zahlreich versammelt, hatte drohende Reden ausgestoßen, hatte sich, mit Knüppeln bewaffnet, gegen das Militär zur Wehr setzen wollen, war aber doch von diesem durch flache Säbelhiebe hier und dort auseinandergetrieben worden, bis es den Truppen endlich gelungen war, die Zugänge des Schlosses und die Straßen und Plätze, die besetzt waren, zu räumen. Dennoch war von beiden Seiten etwas Blut geflossen, und unsere Freunde Clausewitz sahen noch die Spuren davon bis vor ihrem Hause.

Diese ganze Nacht und den nächsten Tag über durchstreiften Patrouillen die Stadt. Alle Anstalten waren so gut getroffen, man hatte so wenig Plan in den unruhigen Bewegungen des Pöbels bemerkt, daß man sie nun ganz gewiß beseitigt glaubte. In dieser Ueberzeugung wagte ich es, am frühen Nachmittag des 18. einen Besuch auf dem Schlosse zu machen, bemerkte aber beim Wiedereinsteigen nicht ohne einigen Schreck, daß sich das Volk aufs Neue in großen Massen zu sammeln begann. Im Schloßhof und in den nächsten Straßen herrschte schon ziemliches Gedränge; ich aber erreichte auf einem Umwege meine Wohnung ganz glücklich und erfuhr bald nachher, daß die Plätze und Straßen durch das Militär gesäubert worden seien. Von diesem Tage an blieb Alles in Berlin ruhig. In Breslau dagegen ward jetzt erst ein gleicher Versuch unternommen, der aber für die Unruhestifter ebenso schlechten Erfolg hatte.

Fast diesen ganzen Sommer fehlte uns unsere Sophie. Sie hatte ihren Vater auf seiner Badereise und dann zu Verwandten nach Holstein begleitet; ich hatte mein liebes Kind sehr vermißt, namentlich am 8. Oktober bei der endlichen Rückkehr der theuern Radziwills. Acht Jahre und zwei Monate waren sie von Berlin entfernt gewesen, uns aber doch nicht fremd geworden. Es waren Jahre schwerer Prüfungen gewesen. Erst waren die langgehegten Hoffnungen und Wünsche für Elisas Vermählung mit dem Prinzen Wilhelm gescheitert, Wünsche, die die Mutter gewiß leidenschaftlicher hegte als die sanfte Elisa, und die einmal der Erfüllung so nahe schienen. 1827 starb dann nach langen Leiden der zweite Sohn des Hauses, der schöne Prinz Ferdinand, sehr bald darauf die Gemahlin des Aeltesten, des Prinzen Wilhelm, und ihr einziges Kind. So folgte ein Schmerz dem anderen, während Radziwills all diese Jahre abwechselnd in Posen und Ruhberg, einem Gut, das Prinzeß

Luise 1822 im Riesengebirge gekauft hatte, lebten. Jetzt war Prinz Wilhelm vermählt, die polnischen Unruhen erschwerten den Aufenthalt in Posen, und so kehrten sie endlich nach Berlin zurück. Elisas Herz war geheilt, aber ihre Lage am Hof blieb schwierig; doch ihre echt weibliche Würde, gepaart mit kindlicher Demuth, umgab sie wie ein Heiligenschein. Ich vermißte Sophie auch, als wir am 28. Oktober der holden Elisa Geburtstag im Palais feierten und mit ihm zugleich den des Freundes beider Häuser, unseres theuern Feldmarschalls Gneisenau.

Beinahe am schmerzlichsten aber vermißte ich meine Herzens-Sophie am Sterbebette ihrer geliebten Jenny; denn ich wußte, was sie darum gegeben haben würde, dieses liebliche Wesen noch einmal zu sehen und zu sprechen. Am 6. Januar war die Hochzeit der Gräfin Jenny zur Lippe mit Heinrich v. Roeder (Sohn des 1813 bei Culm gebliebenen Wilhelm Roeder, Karls Bruder) in Cleve gefeiert worden; seitdem hatte sie nur kurze Zeit in Berlin gewohnt, hatte in Potsdam gelebt und nun erst, einige Wochen vor ihrer Niederkunft, das zu diesem Zweck genommene Quartier in Berlin bezogen. Einmal noch sah ich sie vor dem kritischen Moment und erschrak ob ihres Anblicks; sie hatte die Wassersucht in hohem Grade. Diese schien sich zuerst nach der Geburt des Söhnchens zu verlieren, trat aber binnen der neun Tage wieder hervor, verursachte der Kranken großes Leiden, welches sie mit wunderbarer Geduld ertrug, bis Fieberphantasien ihr größtentheils die Besinnung raubten. Doch auch diese Phantasien waren nur sanft und lieblich, und in den klaren Momenten dazwischen, wo sie ihr Ende herannahen fühlte, befahl sie ihre Seele mit gläubigem Vertrauen ihrem Herrn und Heiland und beschwor ihren geliebten Heinrich, Ihm treu zu bleiben und seinen Schmerz durch Hingebung an Ihn heiligen zu lassen. Ich war Zeugin ihres Todeskampfes, sah noch den sterbenden Blick mit innig bittender Liebe auf ihrem jungen Gatten ruhen, sah ihn sich nach oben wenden, sah die Hände mit Inbrunst sich falten, dann erschlaffend niedersinken und sah den Blick den Ausdruck verlieren. Lange, lange noch hörte man die schweren Athemzüge die Stille unterbrechen, welche in der betenden Versammlung herrschte. Endlich stand das Herz stille; der schwere Kampf des Lebens war ausgerungen und die Seele gewiß schon bei ihrem Heiland; denn ein sanftes Lächeln verklärte die bis dahin vom Leiden verzerrten Züge. Heinrich hatte ihr die Augen zugedrückt; er hatte ihr die Hände, den

Kopf, die ganze Gestalt zurechtgelegt; er allein wollte ihr die letzten Pflichten alle erzeigen, so wie er sie auch mit bewundernswürdiger Ausdauer Nacht und Tag gepflegt hatte. Er war offenbar gehalten und gehoben durch eine Kraft von oben her; denn es ward ihm gegeben, von ihr zu reden, ihre Geduld im Leiden, ihre freudige Bereitwilligkeit zu Allem, was über sie verhängt sein möchte, ja sogar zu der Trennung von ihm, von ihrem Kinde zu preisen und Gott allein die Ehre zu geben, der diesen über Alles siegenden Glauben in ihr bewirkt habe. Unbeschreiblich rührend war mir schon damals ein Ausruf der Sterbenden, der später nur zu viel Bedeutung für mich erhielt: es war ihrer Freundin Name, der noch zuletzt auf ihren Lippen schwebte, als sie laut und mit ganz eigener Betonung ausrief: „Klara! o meine Klara!“ Doch war Klara nicht bei ihr; man hatte sie bisher von diesen Schmerzensscenen fern gehalten, weil sie zu gewaltig waren, und jetzt war es zu spät geworden, um sie herbeizuholen.

Am 29. November brachte der liebe Jochen uns denn endlich unser Kind zurück. Halb erstarrt kam es bei uns an; doch bald erwärmte es sich an Leib und Seele, und wir waren wieder zusammen eingewohnt, als wenn nie eine böse Trennung über uns verhängt gewesen wäre, als wenn eine solche uns nie wieder bedrohen könnte.

An dem Tage vor Jochens Ankunft hatte mein Mann sich noch wohl genug gefühlt, um mit mir auf dem sonntäglichen Empfangsabend des Grafen Luxburg zu erscheinen, und es unterhielt ihn, nach langen Jahren einmal wieder einen Theil der Gesellschaft versammelt zu sehen. Den Tag aber nach dieser lieben Ankunft, den 1. Dezember, legte er sich mit seinem gewohnten Podagra und verließ das Zimmer lange nicht wieder und das Haus erst im Monat Februar.

Gerade einen Monat vorher hatte er noch die Freude, für liebe seltene Gäste die Honneurs zu machen. Es war die Baudissinsche Familie, die auf ihrer Reise von Holstein nach Dresden bei uns einsprach. Hatte mein Vetter Wolf uns auch im Frühjahr 1828 schon einmal besucht, so war dies doch das erste Mal, daß wir seine Gattin, die liebenswürdige Julie (geb. Baudissin), und die lieblichen Pflegekinder bei uns sahen.

Seit einiger Zeit wußten wir, daß wir die Freunde Clausewitz nicht lange mehr behalten würden. Eine Kabinets-Ordre vom 18. August

hatte ihn nach Breslau versetzt! Welch schmerzliche Lücke in unserem Kreis stand uns damit bevor. Als mein Mann dem Botschafter Grafen Lobau, der gekommen war, um das neue Frankreich und den neuen König zu verkündigen, ein Gastmahl gab (es war am 2. September), dispensirte ich mich davon, um zum letzten Mal einen einsamen Tag bei den Freunden zuzubringen. Ach! er verfloß in gewohnter Traulichkeit nur zu schnell. Am Abend des 5. September genossen wir dann noch zusammen mit wehmüthiger Freude die Schönheit des wie zum Feste geschmückten Gartens; Schwärme von weißen Tauben zogen über unsere Häupter hin, und dieser Anblick bewegte uns so ganz eigen; es war, als trügen sie eine lange, schöne, durch die innigste Freundschaft verschönerte Vergangenheit auf ihren Flügeln hinweg in das weite Blau des Himmels, in die Zukunft einer unerreichbaren Unendlichkeit. Den 6. früh holte Clausewitz sich noch einen Abschiedssegen von uns und reiste ab. Sie verblieb uns indessen noch, bis er in Breslau eingerichtet sein würde.

Am 7. November war unsere gute Marie Clausewitz nach Breslau abgereist, um sich nach einer Trennung von zwei Monaten mit ihrem Mann wieder zu vereinigen. Sie feierten an dem Abend des 3. Dezember das Wiegenfest ihrer allerliebsten, kleinen Schwägerin Hedwig Brühl, als ein blauer Brief sie überraschte, welcher General Clausewitz schon wieder eine neue Bestimmung gab. Es ward ihm in dieser Kabinets-Ordre befohlen, binnen acht Tagen spätestens nach Berlin zu kommen, um sich dort dem Feldmarschall Gneisenau als Chef des Generalstabes vorzustellen. Dieser erhielt zugleich das Kommando über die Truppen, welche im Herzogthum Posen zusammengezogen wurden und zur Beschützung der Grenzen dienen sollten. Es hing von der Wendung ab, welche der Krieg nehmen würde, ob diese Stellung Gneisenau gefährlich werden konnte; bedeutend blieb sie immer, sowohl nach außen gegen den offenbaren Feind, als nach innen gegen den verborgenen.

Ich hatte mich gerade von einer interessanten Soiree bei Radziwills früh losgemacht, um zu meinem kranken Mann zurückzukehren, als ich unseren soeben aus Breslau angekommenen Freund Clausewitz bei ihm fand. Doch dieses Wiedersehen war, und ich weiß mir selbst nicht Rechenschaft zu geben warum, trübe; es entsprach unserem Abschiede gar nicht. Vielleicht verstimmte ihn nur eine Unpäßlichkeit, die ihn unter-

wegs befallen hatte. Daß er dem Feldmarschall gern folgte, daß er auch mit seiner Stellung als Chef seines Generalstabes zufrieden war, daran war nicht zu zweifeln. Aber freilich fand er die jetzige Lage der preußisch-polnischen Provinzen äußerst bedenklich; sehr leicht auch konnten Komplikationen eintreten, die den kommandirenden General nöthigten, zu handeln, und entscheidend zu handeln, ohne erst Befehl von dem Könige einholen zu können. Die nächste Zukunft, so meinte man, würde mehr Aufklärung über die Sachlage in Polen geben, und diese sollten unsere beiden militärischen Freunde noch in Berlin abwarten. Wir genossen unterdessen die unerwartete Wiedervereinigung; denn auch Marie Clausewitz war ihrem Manne gefolgt. Aber das uns geschenkte Zusammensein ward doch durch die Ungewißheit der Zukunft getrübt und durch mannigfache Verstimmung, welche die traurigen Zeiten mit sich brachten, so namentlich durch den Mißton, der sich bald im Radziwillschen Palais einschlich und den unsere liebe, aber gerade in politischer Beziehung etwas leidenschaftliche Marie zu bitter empfand. Sie hätte die Sympathie für jedes andere Volk, das sich erhob, verziehen, ja sie hegte sogar Theilnahme für andere Rebellen, nur nicht für die Polen; denn ihr sonst so gutes und weiches Herz haßte die Polen, und es ward ihr daher unmöglich, sich in die Lage der Radziwills hineinzudenken. Was war doch natürlicher, als daß diese um ihre Landsleute trauerten; ohne unbillig zu sein, durfte man ihnen das nicht verargen. Sie zeigten sich noch dazu recht unbefangen in der Beurtheilung dieser trüben Angelegenheit, und namentlich an dem von mir erwähnten Abend las der alte Fürst die eben ankommenden Zeitungen dem kleinen in dem Kabinet der Prinzeß versammelten Kreise vor, und die darin enthaltenen grausigen Nachrichten aus Warschau schienen von ihnen nicht anders als von uns aufgenommen zu werden, ihnen denselben Eindruck wie uns zu hinterlassen.

Wenn sich später etwas mehr Sympathie für die unglücklichen Polen bei ihnen regte, wer möchte es ihnen verdenken? Wie durfte man sich wundern, wie es tadeln, wenn sich die Klarheit ihres Urtheils hier einigermaßen trübte, wenn sie Unglück nannten, was Schuld war?

Wir fühlten uns in ihrer Seele tief erschüttert, wenn wir nun immer mehr Namen ihrer nächsten Verwandten und Freunde unter den Theilnehmern an der großen Tragödie, die in Polen aufgeführt ward,

in den Zeitungen fanden. Czartoryski, der liebenswürdige Schwager, Radziwill, der Bruder, hatten sich an die Spitze der Regierung gestellt, um, wie sie sagten und wie unsere fürstlichen Freunde es ihnen auch aufs Wort glaubten, dadurch die Anarchie zu dämpfen und größeres Unheil abzuwenden.

Mein inniges Mitgefühl für die Nachbarfamilie konnte natürlich nur passiv bleiben; es ward aber auf eine schwere Probe gestellt, als ich am 18. Dezember ein sichtlich sehr flüchtiges und in großer Bewegung geschriebenes Billet von der Prinzeß erhielt, worin sie mich beschwor, meinen Mann, der des Prinzen Besuch mehrmals abgewiesen hatte, doch zu bewegen, ihn anzunehmen. Diese Unterredung könne sehr wichtig für Preußen, vielleicht entscheidend für Polen werden. Ich aber mußte der hohen Bittenden eine abschlägige Antwort geben, und dies zerriß mir das Herz. So wenig ich auch an die Wichtigkeit dieser Unterredung, an den Einfluß glaubte, den unser Radziwill auf seinen Bruder in Warschau, einen der Lenker von Polens Geschick, haben konnte, so schien mir doch eben deshalb die Gewährung der Bitte nicht so gefährlich oder pflichtwidrig für meinen Mann, und seine beharrlichen Weigerungen wollten mich etwas hart bedünken.

Der Lauf meiner Erzählungen hat mich wieder bis tief in den Dezember hineingeführt, und nun stehe ich vor der lieben, heiligen Christfeier und bin so erfüllt von den großen Weltereignissen, daß meine Erinnerungen gänzlich schweigen von diesem in unserer Familie doch immer so bedeutenden Tage. Ein kleines Gedenkbuch hilft mir aus, in das ich gerade vom Jahre 1830 an allerlei zu notiren begann:

24. Dezember. Schöne Bescheerung im Kuppelsaal. Großer Tisch für die Erwachsenen, viele kleine für die Kinder, die Roederschen und Bertha. Die Hauptbescheerungen am großen Tisch waren für Henriette, Marianne, Sophie und Klara. Dazwischen fanden Eugen, Karl, Heinrich, Bernstorffs, die Clausewitz, Onkel Joachim ihre kleinen Gaben. Marie hatte ihr eigenes Tischchen. Der Abend ward in inniger Heiterkeit zugebracht. Marie war damals so wohl wie selten in ihrem Leben; nicht nur schadete ihr die Freude dieses Abends gar nicht, sondern ich hatte es auch nicht zu bereuen, ihr erlaubt zu haben, meine Mutter schon am Morgen dieses angreifenden Tages in die Anstalt zur Besserung verwahrloster Kinder, Knaben und Mädchen,

zu begleiten. Die dortige Weihnachtsfeier interessirte Marie unbeschreiblich, ohne ihr zu schaden.

25. Dezember. Wir hörten eine herrliche Predigt von Strauß über die jetzigen Zeitumstände und fanden uns recht auf alle Art erbaut von seiner Rede.

27. Dezember. Prinz und Prinzeß Wilhelm reisten nach Köln ab, wohin der Prinz als Gouverneur der Rheinlande versetzt war. Unvergeßlich wird mir der Abschied bleiben, den ich einige Tage vorher von der herrlichen Prinzeß genommen; er war sehr bewegt, weniger noch um der Trennung als um dessentwillen, was ihr vielleicht bevorstand. So bin ich denn bis an das Ende des Jahres 1830 gekommen, das für uns so manche Freude und so manche Sorge gebracht und in aller Stille am Krankenbett des theuren Hausvaters beschlossen ward.

1831.

Das Jahr 1831 begann für mich mit einem Gottesdienst im Dom und einer trefflichen Predigt von Strauß.

Der 7. Januar ward durch ein herrliches Nordlicht bezeichnet, das man auf hundert Meilen im Umkreise sah. Dieser Monat raffte mehrere Bekannte hinweg. Zuerst nenne ich Niebuhr in Bonn, dem noch die letzten Lebensmonate bitter getrübt worden waren durch die Revolution in Frankreich und ihre Folgen, über die er sich nicht zu beruhigen wußte. Eine Feuersbrunst hatte seine Wohnung und viele seiner Kunstschätze verzehrt; bald darauf legte er sich und starb, und seine Frau folgte ihm nach wenigen Tagen im Tode nach. Holweg, sein Freund, und dessen vortreffliche Gattin nahmen sich der verlassenen Waisen an, bis die treue Schwägerin Dore Hensler sie abholte, um bei ihnen Mutter- und Vaterstelle zu vertreten.

Auch Achim v. Arnim (Bettina Brentanos Mann) ward den Seinen plötzlich entrissen. Sein Nekrolog erschien am 30. d. Mts. in der Staats-

Zeitung und schloß mit einem aus den Kronwächtern entlehnten Gebet des Dichters:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr der Erde, thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth!
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland.
Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt!"

Am 13. Januar schon war die Landgräfin Luise, Gemahlin des Landgrafen Karl von Hessen-Cassel, 81 Jahre alt, in Schleswig gestorben. Sie war die Mutter der regierenden Königin Marie von Dänemark, Gemahlin König Friedrichs VI., die letzte lebende Tochter des dänischen Königs Friedrich V., durch ihre Mutter eine Enkelin Georgs II. von England.

Einer Denkschrift meines Mannes will ich hier erwähnen, welche ein Befehl des Königs von ihm begehrt hatte. Sie ist allgemein als das schönste Monument, welches ein preußischer Staatsmann seiner Politik setzen mochte, anerkannt worden und handelt: „Von den Mitteln, im Falle eines Krieges die Ruhe im Innern von Deutschland sicherzustellen, insbesondere von der Art und Weise, wie Preußen seine Stellung und Einfluß in Deutschland dazu zu benutzen habe."

Gern gäbe ich diese hochwichtige Schrift, wenn sie nicht nur in der Uebersetzung in meinen Händen wäre!

Das große déjeuner dansant, welches der König jetzt alle Jahre einmal den Diplomaten zu Ehren zu geben pflegte, fand diesmal den 1. Februar statt. Es gewann dadurch einen Reiz für mich, daß ich Klara zum ersten Male am Hofe sah. Auch in Gesellschaft war ich mit ihr bis dahin selten gekommen. Ich war sehr zufrieden mit ihr, fand ihr Wesen edel und frei; ihre Lebendigkeit berührte mich angenehm, denn ich hatte sie mir blöder gedacht.

In welcher Spannung man während dieses Winters lebte, wird man sich in ruhigeren Zeiten kaum denken können! Gar zu häufig kamen erschreckende oder aufregende Nachrichten, so z. B. die von der

in Modena ausgebrochenen Revolution. Man bewunderte die energischen Maßregeln, die der Herzog Franz IV. von Este*) getroffen hatte, indem er den Ausbruch dadurch im Keime erstickte, daß er das Haus beschießen ließ, worin die Häupter der Insurgenten sich versammelt hatten. Später zeigte es sich aber doch, daß er etwas zu kräftig zu Werke gegangen war.

Auch das Gespenst der Cholera ging bedrohlich umher. Ich hatte nie daran glauben wollen, bis ich hörte, daß die Krankheit in Wolhynien wüthe. Gleichzeitig ward aus München geschrieben, daß der Sekretär des englischen Gesandten, Erskine, und dessen älteste Tochter, die schon vor Monaten die Tafel ihres Vaters bei der bloßen Beschreibung der Krankheit unwohl hatte verlassen müssen, daran gestorben seien. Es ward mir nun klar, daß, wenn man sich auch nicht übermäßig fürchten dürfe, man doch mit gehöriger Ruhe Alles vorbereiten müsse, um den bösen Gast zu empfangen; denn es ließ sich nicht mehr leugnen, daß die Seuche aus Asien zwar langsam, aber mit furchtbarer Sicherheit vorwärts schritt.

Vor Allem beschäftigte die polnische Revolution alle Gemüther, und auch nach dem Westen wandten sich sorgende Blicke.

Eines mit den Freunden Clausewitz in meiner Mutter Zimmer zugebrachten Vormittags erinnere ich mich als besonders bänglich. In unsere Unterhaltung mischten sich die düsteren Ansichten, die Clausewitz über die damaligen Konjunkturen hegte. Er zweifelte nicht an dem nahen Ausbruch eines Krieges im Westen, wußte sich nicht in meine nahe Reise nach jenen Gegenden zu finden und bat mich um die Erlaubniß, mir schreiben und mich in dieser Beziehung auf dem Laufenden halten zu dürfen. Während dieses kriegerischen Gesprächs ertönt eine Militärmusik, die uns an das Fenster ruft: ein Regiment unserer Polen marschirt durch Berlin dem Rheine zu. Man will sich ihrer auf diese Weise versichern.

Ein anderes steht in Wittenberg. Sonderbarerweise sammelt sich dieses polnische, also katholische Regiment täglich zur Parole um Luthers

*) Herzog von Modena, Erzherzog von Oesterreich, geb. 1779, ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, der als Gemahl der letzten Erbin Beatrix von Este Modena erhalten hatte.

Standbild. Der aus Posen nach Wittenberg gerufene Dominikaner las die Messe in einer protestantischen Kirche.

Den 8. Februar. Meine Klara hat in dieser Nacht ungewöhnlich lebhaft geträumt: der alte, vor Kurzem gestorbene Wylich war ihr erschienen und hatte sie so dringend zu sich eingeladen. Indem sie mir diesen Traum erzählte, traten ihr Thränen in die lieben Augen. Dieser rheinländische Gutsbesitzer von altadligem Geschlecht hatte schon vor 20 oder 30 Jahren, da ihn seine vortreffliche Frau, die Gräfin Anna zu Stolberg-Wernigerode, als kinderlosen Wittwer hinterlassen hatte, seinen viel jüngeren Schwager Anton Stolberg zu seinem Erben bestimmt. Dieser hat nun das Gut Diersforth, unweit Wesel gelegen, ohne Prozeß und ohne irgend eine darauf lastende Schuld erhalten. Er kann es jetzt von Köln aus, wohin er den Prinzen Wilhelm begleitet hat, sogleich übernehmen und findet es in der schönsten Ordnung. Es ist nicht nur mit einem reichen Inventar von Acker- und Hausgeräthschaften, von Vieh, von Möbeln und Silberzeug ausgestattet, sondern es gehören dazu sogar reiche Kunstsammlungen. Der Preis der liegenden Gründe übersteigt aber nicht den Werth von 60 000 Thlr., während die Familien Dankelmann und Hertefeld baar 400 000 Thlr. von dem Erblasser erhalten haben.

Die Herzogin von Köthen,*) Schwester meines lieben Septi, nahm, nachdem sie einige Tage vorher bei uns dinirt hatte, schriftlich von mir Abschied.

Raumer schreibt aus Paris:

„Höre ich hier jetzt das ungemessene Lobpreisen des eigenen Thuns, ohne alle Beziehung auf Gott und die Vorsehung, so ergreift mich das lebhafteste Gefühl der eigenen Nichtigkeit und das Bedürfniß einer göttlichen Gnade und Erlösung. Aber auch abgesehen von diesem christlichen Standpunkte kann man den Parisern, welche meinen, daß seit Erschaffung der Welt mit ihren letzten Thaten nichts zu vergleichen gewesen sei, entgegnen, daß der Wahlspruch: »Mit Gott für König und Vaterland« und Alles, was sich daran reiht, doch größer sei als das Wort: »Mit der Charte gegen den König.«“

---

*) Auguste, geb. Prinzessin Reuß, geb. 1794, vermählt mit Heinrich von Anhalt-Köthen-Pleß.

Nie ist ein Winter so wunderlich gewesen wie dieser: kein Karneval der traurigen Zeitumstände wegen und doch wüthendes Tanzen der Höfe, und als sei das Vergnügen ein Monopol für den Hof, werden dazu nur wenige Privatpersonen eingeladen. Das Volk soll Buße thun im Sack und in der Asche, damit die hohen Herrschaften desto mehr sich unterhalten können!

In Belgien suchte man einen König für den neuen Thron. Die Nachricht war eingelaufen, daß der Herzog von Nemours die Krone des Nachbarstaates abgeschlagen habe; da hieß es in Berlin: „Ein Eckensteher hat keine Mütze; ein anderer ruft ihm zu: »Halt, setz' die Mütze uf, sonst fällt dir 'ne Krone uf'n Kopp.«"

Der König sendet Alexander Humboldt zum zweiten Male nach Paris. Das Publikum witzelt, er gehe hin, um Werthers Leiden zu enden. Werther sei der Gesandte, Humboldt der Geschickte.

Mein Tagebuch sagt:

Den 13. Februar. Heute feiere ich im Geiste den Jahrestag von Klaras Hochzeit und Selmas Geburtstag. Es war mir lästig und widerstehend, heute, am Sonntag, Prinz Augusts déjeuner dansant besuchen zu müssen. Die Tafelsitzung ward mir übrigens sehr angenehm zwischen Prinzeß Elisa und ihrem Vater; Prinzeß Wilhelm (die jüngere) und Alexander v. Humboldt saßen uns gegenüber. Während des Kotillons schwatzte ich mit der Kronprinzeß.

An einem dieser Tage verließ uns auch der treue Jochen; der Reisewagen stand vor der Thür, als eine Einladung zur Kronprinzlichen Tafel kam, die wir Zurückbleibenden annehmen mußten, obgleich sie eigentlich ihm hatte gelten sollen. Die Kronprinzeß führte mich wie immer, wenn nicht etwa Fürstlichkeiten zugegen sind, die ihr den Arm bieten, und der liebenswürdige Kronprinz setzt sich dann auf meine andere Seite. Er setzt mich oft in Verlegenheit, indem er mir viel mehr Kenntnisse zutraut, als ich wirklich besitze, und mich besonders für viel mehr orientirt hält, als ich es bin. Er ist es auf bewundernswürdige Weise.

Den 18. Februar. Seit dem 26. Januar sind Siegfried, Friedrich und Wilhelm Gröben sehr krank. Ersterer ist jetzt außer Gefahr, die beiden Jüngeren liegen jedoch auf den Tod. Ich wanderte nach dem

Leidenshause; allein meine nicht zu bemeisternde Bewegung führte mich bald wieder hinweg. Es war über mein Vermögen, den Knaben von Leopolds Alter gerade so an derselben Krankheit sterben zu sehen. Den Eltern giebt der Herr eine wunderbare Kraft aus der Höhe.

Den 21. Februar. Wir erhielten die Nachricht von dem Tode unseres guten Herzogs Friedrich Wilhelm von Holstein-Glücksburg,*) Vaters von zehn Kindern, die er selbst mit exemplarischer Liebe und Treue erzog. Luise Reventlow, die dieses Todesfalles sowohl wie noch eines anderen sehr unerwarteten erwähnt, fügt hinzu: „So wird man in jedem Alter plötzlich davongerufen, und wir bedenken nie genug, wieviel wir noch hienieden zu thun haben, und doch, viel oder wenig, mehr kann es nicht sein, als sich dem Vater im Himmel in die Arme zu werfen und da zu bleiben!"

Den 23. Februar. Wilhelm Gröben ist heimgegangen. Ich wanderte mit meiner Mutter in das Trauerhaus. Sehr erschüttert und gebeugt kam ich hin, wohl noch erschüttert, aber doch aufgerichtet ging ich fort! Gott giebt dem Gröbenschen Paar eine übernatürliche Kraft und Stärke! Der kleine entschlafene Engel lag da unter Blumen wunderschön; wo man hinsah, tröstende Sprüche!

Den 24. Februar. Mein Mann wünschte, daß ich mich nicht der Erschütterung aussetzte, meine Mutter zu begleiten, die bei Gröbens einer schönen Feier am Sarge beiwohnte und dann mit nach dem Gottesacker folgte.

Selma und Karl hoben selbst den Deckel auf den Sarg; sie trugen ihn hinunter, nahmen ihn in ihren Wagen, trugen ihn selbst über den Kirchhof, schütteten die ersten Schaufeln Erde darauf! Wie überirdische Wesen erschienen Beide in ihrem geheiligten Schmerze, sie verklärt in himmlischer Schöne!

Auf Beider Angesichter stand geschrieben: Herr, wir geben Dir unser Kleinod, da Du es forderst, gern hin, bewahre es uns bis auf den seligen Tag der großen Wiedervereinigung!

Den 27. Februar. Ich begann meinen Tag, es war der zweite Sonntag in den Fasten, mit Dank gegen den Herrn, daß Er mir den mich immer so erbauenden Gottesdienst in der Bethlehems-Kirche be-

*) Geboren 1785, vermählt mit Luise, Tochter des Landgrafen Karl von Hessen.

reitet habe. Und wie durch und durch erschütternd war er an diesem schönen Sonntag. Ich sang zuletzt mit unbeschreiblichem Flehen:

„Liebe zieh' mich in Dein Sterben,
Laß mich Dir gekreuzigt sein:
Was Dein Reich nicht kann ererben,
Führ' ins Paradies uns ein.
Doch wohlan, Du wirst nicht säumen,
Wo wir nur nicht lässig sein!
Werden wir doch als wie träumen,
Wenn die Freiheit bricht herein."

Der Mann Gottes betete für die Kommunikanten des nächsten Sonntags. O wie inbrünstig dankte ich dem Herrn, daß ich mit in diese Fürbitte eingeschlossen sei.

Den 1. März. Clausewitz und seine Frau aßen bei uns. Er besprach den Gegenstand, der uns am meisten am Herzen liegt, mit meinem Mann: wie nahe wohl der Krieg sei, ob die Franzosen uns wohl nach gewechselter Kriegserklärung die Zeit lassen würden, uns zu rüsten. Gott, in Deine Hand lege ich die nahe Zukunft meiner Kinder, derer besonders, die an den Grenzen wohnen.

Den 3. März. Endlich haben wir die lang ersehnten Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhalten. Am 25. Februar waren in einer entscheidenden Schlacht die Russen Sieger gewesen. Praga brannte, Warschau war auf dem Punkt, sich zu ergeben.

Den 4. März. Wir wollen übermorgen bei Goßner kommunizieren. O, wie danke ich Gott, daß Er mir seinen Tisch bereitet! Ich höre, daß auch Gröbens hingehen. Welch neuer Segen! Die Losung sagt: Wir wollen mit Euch gehen; denn wir hören, daß Gott mit Euch ist. Zach. 8, V. 2 und 3.

Den 5. April. Wir hatten einen herrlichen Abend bei Gröbens. Die heutige Losung ist auf morgen sehr tröstend: Du Israel sollst meine Kraft sein; denn ich erwähle Dich und verwerfe Dich nicht. Der Lehrtext dagegen: Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß und hat sich nicht bereitet, der wird — — —

Den 6. März. Von der Feier verstumme mein Mund; sie war überschwenglich schön! möchte sie segensreich bleiben!

Meine Mutter brachte diesen wie alle Sonntag Abende bei Schönbergs zu. Mir erlaubte mein Mann, in meinem Zimmer zu bleiben,

während viele Diplomaten unseren Salon füllten. Klärchen versorgte mich mit Thee und war so lieb! Man möchte immer einsam sein, um von ihr heimgesucht, oft krank, um von ihr gepflegt zu werden.

Den 7. März. Amerika war heute zu betrübt durch die Trennung von ihren drei Kindern, um uns eine Feier ihres Geburtstages zu erlauben; sie nahm nicht einmal Morgenbesuche an. Aus großer Freundlichkeit kam sie indeß doch zu Tisch zu uns. Wir hatten außer Roeders und Reventlows noch Massows und Radowitzens und den eben durchreisenden liebenswürdigen Romberg, zusammen 19 Personen, im chinesischen Zimmer. Amerika war zwar sehr niedergeschlagen, aber dennoch rührend freundlich. Abends kamen Schönbergs und Vossens zu uns.

Der Feldmarschall Gneisenau nahm Abschied, um nach Posen zu ziehen. Er will im Mittelpunkt seines Wirkungskreises, besonders auch der polnischen Grenze näher sein, falls die geschlagene polnische Armee es versuchen sollte, sich nach Frankreich oder Belgien durchzuschlagen.

So weich und wehmüthig uns auch bei dem Abschiede von dem theuern Greise ums Herz war, so sagte uns dennoch keine innere Stimme, daß es der letzte sei! Verhängnißvoller erschien mir, wenn ich auch diese dunkle Ahnung nicht zu motiviren wußte, das Scheiden von Clausewitz, von dem langjährigen treuen Freunde, dessen ganzes Leben mit dem unsrigen verknüpft, der nur glücklich in unsrem Hause, in unsrem Kreise zu sein schien.

Den 10. März. Soeben komme ich von meiner gewöhnlichen Spazierfahrt mit meinem Manne heim. Wir begegneten dem sehr ernst aussehenden König in seiner einfachen, kleinen Kalesche mit seinem Adjutanten, ihm folgend in sechsspännigen Kutschen seine vier Söhne mit ihren Gemahlinnen. Die schön mit Blumen geschmückte Luisen-Insel erinnerte uns an die Feier dieses Tages, des Geburtstages der hochseligen Königin. Seit 21 Jahren versammelt der König an diesem Tage seine Kinder am Monument in Charlottenburg und begrüßt dann im Vorbeifahren die Insel.

Den 16. März. Mittags aßen Gröbens allein bei uns; ihre Gegenwart war wie immer wohlthuend und erbauend. Nachmittag fand ich Adelaide Perponcher in ihrem wunderschönen Salon, umringt von ihren lieblichen Kindern. Ihre Erziehung scheint mir exemplarisch. Der

älteste der Söhne, als mein Pathe, interessirt mich am meisten. Er, Perponcher, und der immer muntere Engländer Chad waren abends bei uns. Vorher hatte ich noch die lieben fieberkranken Roederschen Kinder besucht.

Den 19. März, Sonnabend, in der Bethlehemskirche:

„Herr, ich glaube, hilf mir Schwachen,
Laß mich ja verzagen nicht,
Der Du kannst mich stärker machen,
Wenn mich Sünd' und Tod anficht!
Deiner Güte will ich trauen,
Bis ich fröhlich werde schauen
Dich, Herr Jesu, nach dem Streit
In der frohen Ewigkeit!"

Den 20. März. Die Predigt von Strauß hatte das heilige Abendmahl, seine Feier und Einsetzung überhaupt zum Thema, und ich kann wohl sagen, daß er mir dadurch eine Nachfeier bereitete, in der der Herr mir sehr nahe trat; noch während der ganzen Rückfahrt war meine Seele auf Tabor, auf dem Berge mit Gott.

Den 21. März. Gegen 9 Uhr fuhr ich zu Klara, weil ich sie noch einmal ruhig sehen wollte vor meiner Abreise nach Hackhausen; ich fand sie recht komfortabel eingerichtet beim Frühstück mit Eugen. Sie machten mir das Herz schwer, indem sie mir sagten, wenn ich's früher in Anregung gebracht hätte, so würde sie mitgereist sein, weil Eugen ihr für ihre Gesundheit gern einen Landaufenthalt gönnte, und selbst fürchtet, heuer keinen Urlaub zu bekommen. Um 1 Uhr waren wir zu Radziwills bestellt, wo wir unbescheiden lange, bis 3 Uhr, blieben. Nachmittags kamen noch viele Lieben, um Abschied zu nehmen, und mir war unendlich bang und weh ums Herz.

Nach einer einsamen, aber sonst glücklichen Reise erreichte ich am Palmsonntag früh Hackhausen, wo meine liebe Thora mir ihre Arme entgegenstreckte. Bald hielt ich auch die zwei lieben Kinder in meinen Armen, die zarte, verschämte Selma und den dicken Prachtjungen. Dieser hat eine wahre Metamorphose durchgemacht; früher häßlich, plump, unlieblich, ist er hübsch, freundlich und trotz aller Dicke dennoch zart geworden, ein holdseliges Kind. Julius kehrte bald aus der Kirche in Wald zurück und war ganz Liebe und Freude.

Meine Mutter schrieb mir vom 1. April: „Wir erfuhren mit höchstem Interesse, daß die Kronprinzeß heute zuerst mit den Ihrigen kommunizirte, aber leider noch immer nicht im Dom, sondern nur in des Königs Kapelle."

Ich habe bisher versäumt, von dem eigentlichen Uebertritt dieser theuren Fürstin zu berichten, und ich weiß nicht genau, wann solcher stattgefunden hat. Das weiß ich aber, daß er in vollständiger Stille stattfand, daß der gute König durch die endliche Erfüllung seines so lang gehegten, sehnlichsten Wunsches gänzlich überrascht wurde. Strauß hatte schon seit längerer Zeit wöchentlich einige Male der Kronprinzeß Vorträge gehalten.

An einem schönen Vormittage erschien der Kronprinzliche Sohn in dem Palais des Königs und führte seine geliebte Elise dem Vater mit den Worten zu: „Segne Deine Tochter, sie ist eben zu unserer Kirche übergetreten; sie hat bei Strauß kommunizirt!"

Da legte der König seine Hände segnend auf ihr Haupt, seine Freuden- und Dankesthränen bethauten es, er schloß sie mit Inbrunst an sein treues Herz, und alle Drei vergossen Zähren innigster, beglückender Rührung.

Alles dies erzählte uns Strauß damals unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Nun schrieb es mir meine liebe Mutter und fügte trauernd hinzu, wie Prinzeß Luise Radziwill, unsere hochverehrte Nachbarin und Freundin, es aufgeben mußte, jener einzig schönen Familienfeier beizuwohnen, weil sie seit jenem 21. März, als wir sie besuchten und krank im Bette fanden, sich noch nicht erholt hatte. Man schrieb dieses Unwohlsein der Anwesenheit und Werbung Czartoryskis, Radziwills Neffen, um seine Cousine Wanda zu. Vater und Tochter wünschten und die Mutter fürchtete diese Partie!

Die Mitglieder der Königlichen Familie sowie die Berliner Freunde der Radziwills waren alle gegen die Verbindung, theils weil Czartoryski ein Pole ist und in der Revolution eine große Rolle gespielt hat, sodann auch um seiner Persönlichkeit, um seines Kränkelns willen. Der Prinzeß-Mutter war die Idee einer solchen Heirath zuwider. Dennoch hat sie später ihre Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Vaters und gegen die entschieden ausgesprochene Neigung der Tochter nicht bereuen dürfen; denn Wanda hat unter ihren Augen eine sehr

glückliche Ehe geführt, und sie gewann in dem Schwiegersohn einen kindlich ergebenen Freund, der in den schwersten Jahren ihres Lebens ihr Trost und Stütze ward!

Den Freunden des Hauses blieb er bis zuletzt fremd durch sein wunderlich zurückhaltendes Wesen; stumm wie der steinerne Gast pflegte er in einer Ecke des Salons zu stehen oder neben seiner jungen Frau zu sitzen, deren lebensvolle Anmuth so sehr gegen das todte Wesen dieses Ritters von der traurigen Gestalt abstach.

Bei seiner Mutter, der Schwester des Fürsten Anton Radziwill, fand sich die den Polinnen so eigene Grazie mit der Liebenswürdigkeit vereinigt, die ihren Bruder auszeichnet.

Nach dieser Abschweifung zu meinem Tagebuch zurück.

Hackhausen, den 6. April. Meine Seele ist voll Lobens und Dankens und fordert all die lieben Ihrigen schriftlich auf, mit ihr zu loben und zu preisen! So gnädig hat der Herr uns über die bangen Stunden hinweggeholfen, mit solcher Barmherzigkeit uns die schwersten erspart. Er hat uns ein liebliches, gesundes, wohlgebautes und wohlkonditionirtes Kindlein in den Schoß gelegt, und nun ist eine stille, eine dankende Freude in dieses gesegnete Haus eingekehrt!

Den 7. April. Heute hatte ich die Freude, meine beiden ältesten Enkel ihrem lieben Mütterchen zu bringen und mich an dem Anblick des gegenseitigen freudigen Wiedersehens zu weiden. Drollig äußerte sich die Verschiedenheit der Geschwister in der Art, wie sie den neuen Ankömmling begrüßten: Selma ganz verschämt, zaghaft, beinahe mit Ekel und doch großer Neugier, Wilhelm dagegen mit Jubel und einer süßen Freundlichkeit. Er bedeckte das Schwesterchen mit Küssen, wollte es immer mit seinen dicken Patschen streicheln und liebkoste es, indem er es sein nannte.

Den 12. April. Die Lieben alle wohl; die Wöchnerin still selig, sehr geduldig, Alles thuend und lassend, wie es von ihr begehrt wird. Wir haben 18½ Grad im Schatten. Die Buchen sind grün, die Eichen grünen, Alles blüht. Kuckuck, aber noch keine Nachtigall.

Bald ließ sie ihre süßen Töne dennoch vernehmen, und mehr als eine dieser Zauberkehlen ließ sich in den Büschen und Bäumchen des Pflegegärtchens nieder.

Den 15. April. Thora war einige Stunden auf! Es waren Stunden der innigsten, wenn auch stillen Feier; sie fühlte sich dem Leben wiedergegeben. Ich hatte sie und empfing sie wie neu geschenkt aus der Hand des gnädigsten Herrn. Meines Mannes Antwort auf die Wonnebotschaft kam; ich las sie ihr nicht vor, weil jedes Wort von Papa sie allzeit so rührt und bewegt.

Wohl mochten ihr die Worte des Vaters über Alles ergreifend sein! Sie ergossen sich aus der Fülle seiner Vaterliebe wie ein lieblich rauschender Bach, dessen Quelle reich und lauter und sprudelnd ist. Ach, und wohl mochte jeder Gedanke an den Theuren sie und mich und Alle, deren Lebenssonne er war, tief bewegen, seitdem dieses letzte Jahr ihm so viel Leiden, solche Verschlimmerung gebracht hatte. Unsere Besorgnisse waren von dem Augenblick an sehr gestiegen, als seine eben begonnene Kur in Nenndorf auf eine so ergreifende Weise abgebrochen wurde. Die gichtischen Schmerzen, die sich damals gleich, noch in Nenndorf, gemeldet und die so schnell den heißen Bädern hatten weichen müssen, hatten sich wahrscheinlich auf die inneren Theile geworfen und kehrten, wenn auch erst nach einigen Monaten, mit doppelter Gewalt zurück. Außerdem meldete sich von jetzt an öfter ein Hang zum Kopfweh, das ihm bis dahin, trotz alles übrigen Leidens, ziemlich fremd geblieben war. Immer entschiedener drängte sich ihm das Gefühl auf, um seiner eigenen Erhaltung willen, auch zum Besten des Geschäftes selbst, seinen Posten niederzulegen.

Der Theure schrieb mir:

„Berlin, den 19. April 1831.

Meine Elise, Deine treuen Berichte aus unserer bisher so reich gesegneten Wochenstube machen uns unbeschreiblich glücklich. Seit gestern ist Dein am 13. geschlossener Brief in meinen Händen. Ueberlaßt Euch nur der lieblichen, aber immer mehr oder weniger verrätherischen Frühlingswärme nicht zu unbedingt. Wir heizen hier seit mehreren Tagen wieder ein. Mit dem Namen Asta bin ich mehr als zufrieden. Ich hatte seiner hier schon als vorzüglich empfehlungswerth erwähnt, so daß es unserer absonderlichen Klara graulich vorkam, als tags darauf die Nachricht einging, daß er gewählt sei. Mein Zustand ist, seit ich Dir zuletzt schrieb, wenig verändert. Mein gegenwärtiger Anfall ist seiner

Natur nach dem früheren völlig gleich, dem Grade seiner Stärke nach aber als ungewöhnlich mild zu betrachten, und behalte ich, wie es bis jetzt den Anschein hat, die Hände frei, so ist das Uebrige leicht zu ertragen.

Aber die Erfahrungen dieses Winters haben mich müssen zu der klaren Erkenntniß gelangen lassen, daß mein allgemeiner Gesundheitszustand mit der Natur der auf mir lastenden Aufgabe und der damit verbundenen Verantwortlichkeit nicht länger vereinbar ist, und ich habe mir daher jetzt zur Pflicht gemacht, mich in diesem Sinne gegen den König auszusprechen. In schwerer Zeit im Dienst unterzugehen muß und darf Niemand fürchten, und daß das mein Gefühl nicht ist, dafür kann, meine ich, mein ganzes Leben Bürge sein. Aber nie müsse mich die Schmach treffen, mich in einem Posten erhalten zu wollen, dessen Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu genügen ich mir nicht mehr die Kraft zutraue. Darüber ist mein Gefühl zu allen Zeiten sehr entschieden gewesen, und müßte ich bei der gegenwärtigen Veranlassung einen Vorwurf scheuen, so würde es der sein, mit meinem Beschluß schon zu lange gezögert zu haben. Wie seine Folgen auf unsere Häuslichkeit zurückwirken werden, liegt mir übrigens um Deinetwillen, meine Geliebteste, sehr nahe am Herzen; denn nur von Deiner Zufriedenheit hängt das Glück ab, welches das sinkende Leben mir noch gewähren oder versagen kann. So viel glaube ich schon jetzt bemerken zu können, daß unser guter König mich weder wird ganz entlassen, noch auch mir gestatten wollen, mich von Berlin zu entfernen, und ich werde mich zu einer dementsprechenden Einrichtung unter gewissen Voraussetzungen um so eher verstehen, als ich, wie sich unsere häuslichen Verhältnisse gestaltet haben, voraussetzen zu müssen glaube, daß Du jedenfalls, auch in einer beschränkteren Lage, lieber wirst hier bleiben wollen. Die Sache ist hier noch ein Geheimniß, kann aber jeden Tag zum Ausbruch kommen, und ich werde daher ihre Kenntniß den Unseren in keinem Falle lange vorenthalten. Es thut mir sehr weh, mein Herzensengel, Dir den heiteren Verein mit der geliebten Tochter durch diese Mittheilung, welche Dein liebes Herz in vielfacher Beziehung aufregen wird, stören zu müssen; allein wie hätte ich Dir darüber schweigen dürfen oder zu schweigen vermocht? Du hättest vielleicht darauf vorbereitet sein können; aber der Mensch und zumal meine immer unbefangene Frau merkt selten auf das, was ihm in der Gegenwart die Zukunft, auch die nächste, an-

deutet. Ich traue übrigens dieser lieben frommen Frau zu, daß sie Alles, was Gott über uns verhängt, mit Ruhe und Ergebung tragen wird, und mir würde diese Ruhe nur schwer werden, wenn ich dieses Vertrauen nicht hätte oder getäuscht werden könnte. Mit alter, aber nie alternder Liebe schließt Dich Dein treuester Freund in seine Arme."

„Berlin, den 28. April 1831.

Da es Dir wünschenswerth sein wird, meine Geliebteste, mein neues Verhältniß genau zu kennen, so theile ich Dir hier die Kabinets-Ordre mit, in der es festgestellt wird. Laß sie aber nicht aus den Händen, damit keine Abschrift davon in die Welt komme. Nicht verkennen wirst Du die große, fast beschämende Güte, mit welcher der König sich gegen mich ausspricht. Erst nach der Ernennung meines Nachfolgers wird die Sache hier bekannt gemacht werden; doch fängt man schon hin und wieder an davon zu reden.

»Mit lebhaftem Bedauern habe ich aus Ihrem Schreiben vom 18. d. Mts. ersehen, daß Sie aus dem immer mehr wankenden Zustande Ihrer Gesundheit die Ueberzeugung geschöpft haben, die Geschäfte Ihres Ministeriums selbst mit Rücksicht auf das Beste Meines Dienstes nicht ferner fortführen zu können. So sehr ich den Verlust fühle, welcher dadurch mir erwächst, so ist mir doch an Ihrer Erhaltung und Ihrer Beruhigung zu viel gelegen, als daß ich nicht in Ihren Antrag willigen und Sie von der Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten entbinden sollte! Ich kann aber dabei die Hoffnung nicht aufgeben, von Ihren gereiften Erfahrungen, von Ihrer Einsicht und von dem Vertrauen, welches Ihre Geschäftsführung Ihnen bei allen auswärtigen Kabinetten erworben hat, auch noch ferner Nutzen zu ziehen, und wünsche daher, daß Sie in fortlaufender Kenntniß von dem Gange der höheren Politik durch Mittheilung aller bedeutenden Depeschen und der von den fremden Gesandten mit dem zu ernennenden Kabinetsminister gepflogenen Unterhandlungen erhalten und dadurch in den Stand gesetzt werden, bei allen wichtigeren Gegenständen, die zu meiner Entschließung vorgelegt werden, Ihre Ansicht auszusprechen und die darauf sich beziehenden Berichte mitzuzeichnen, auch auf Erfordern den Kabinetsminister mit Ihrem Rathe zu unterstützen. Wenn Sie, wie ich bei Ihrer Anhänglichkeit an mich und an das Geschäft, welchem Sie während einer Reihe

von Jahren mit so glücklichem Erfolge vorgestanden haben, hoffe, geneigt sind, die vorbezeichnete Einwirkung in dasselbe beizubehalten, so erwarte ich Ihre Vorschläge über den zu ernennenden zweiten Kabinetsminister, sowie über die Veränderungen, welche dadurch in der bisherigen Verfassung und Geschäftseintheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nothwendig werden dürften. Ich hoffe und wünsche auf diese Weise, Sie noch recht lange Mir, Meinem Dienst und Ihrer Familie erhalten zu sehen.

Den 26. April 1831.

gez. Friedrich Wilhelm.

An den Staats- und Kabinetsminister
Grafen v. Bernstorff.«"

Nun kehre ich nach Hackhausen zurück, wo die Wochenzeit meiner Thora äußerst glücklich und ohne Störung verlief, und gebe einen Auszug aus einem Briefe an meine Mutter, in dem ich über die Taufe berichte:

„Gegen 12 Uhr hatte man sich in Thoras Zimmer versammelt. Im Saale standen die zuhörenden Leute; Thora saß im grauen Ueberrock mit rosa Mütze und Shawl auf dem Sofa allein, Julius stand in einiger Entfernung; im Hintergrund des Zimmers standen zwei Doktoren, Rentmeister und Deninghoven. In der Mitte der festlich geschmückten Stube glänzte das Neuhofer Taufbecken auf einem mit Blumen geschmückten Tisch; dahinter stand der Pastor mit Tüllbäffchen, aber sonst im Ueberrock, davor die Eltern und Großmutter als Gevatter und die gute Kilian (Wärterin), die noch dazu während der Einleitung der ewig langen Handlung das Kind hielt. Das süße Kind war so wunderhübsch im Taufkleide, sah so weiß, so still, so lächelnd aus, daß mir's fast zu rührend ward. Es blieb wach und freundlich und fuhr nur zuweilen aus Schreck über die laute Stimme des Pastors auf; auch beim recht starken Begießen des Köpfchens weinte es nicht. Es empfing die Namen Elise Georgine Amalie Luise Asta, und Vater und Mutter mußten mit einem lauten Ja versprechen, es gut zu erziehen. Wir Gevattern hatten nichts zu versprechen, sondern wurden nur als Festleute angeredet. Den lieblichen Täufling redete er an als: »Du Gesegnete des Herrn«, wünschte ihr das Marientheil und einst die Krone des

Lebens. Dann betete er über die Eltern, für die Elternmutter, sehr schön fürs Bestehen des Hauses, an dessen Thür nie ein Armer vergebens anklopfe, ferner für die abwesenden Großväter — ich konnte mich kaum halten —, endlich auch für die Großmutter. Nach der Handlung blieb man zusammen; Thora behielt lange das Kind auf ihrem Schoß. Die Leute speisten, sie bekamen Braten und Wein. Ihre Munterkeit tönte wohlthuend zu uns herüber; wir hörten, wie sie Toaste ausbrachten. Löws, meines Dieners, Stimme führte das Wort; ich hoffte, sie brächten vorzugsweise die Gesundheit ihrer Herrschaft aus, hörte aber von Sophie, sie hätten meine und immer meine wiederholt, weil ich sie am Morgen Alle beschenkt hatte. (Sie sandten eine Deputation zur Mamsell, wenn sie ihnen etwas Sauce oder Butter zum Braten geben wolle, so würden sie sie auch hochleben lassen; aber diese ging darauf nicht ein.) Als die Leute gesättigt waren, ward auch unsere Tafel eröffnet; obenan, wie immer, die Großmutter, auf beiden Seiten Dr. Friedrich und der Pastor, deren laute Stimmen sich ihr noch einigermaßen vernehmlich machen. Sie emanzipirte sich gestern ganz und brachte die Gesundheit unserer neuen Christin aus.

Eine Spazierfahrt erquickte nachmittags Thora und mich sehr; denn wir Beide, die Mama aber mehr als die Tochter, waren echauffirt und beklommen. Den Abend dieses schönen Tages fühlte ich wieder recht störend die Beschränktheit, wenn nicht der menschlichen, so doch meiner Natur; denn Ermüdung überwältigte mich ganz und gar; ich war nicht zu gebrauchen."

Mein Mann schreibt mir am 17. Mai:

„Eugen hat uns gestern wieder einen bösen Schreck verursacht. Er wurde abends im Garten an Sophiens Seite von einer Ohnmacht befallen. Es zeigt sich jedoch bald, daß der Zufall nicht sehr bedenklich und nicht schwer zu erklären sei. Er war am frühen Morgen heiß gegangen, dann zur Revue am Kreuzberge gefahren, wo er während mehrerer Stunden dem kalten Winde ausgesetzt blieb. Von dort zurückgekehrt, ging er ins Bad, von dem er selbst gesteht, daß es viel zu heiß gewesen sei. Nachmittags fährt er wieder mit Klara in den Thiergarten, und endlich beschließt er den Tag im Garten. Sophie war zwar sehr erschrocken, verlor aber die Besonnenheit nicht. Sie ließ ihn in

eins der Flügelzimmer tragen, wo er bald zu sich kam und Klara ihn schon bei voller Besinnung fand. Stosch kam bald, erklärte sich beruhigend und ließ ihn nach einer halben Stunde nach Hause fahren. Dort wurde er zu Bett gebracht und hat sehr gut geschlafen. Heute soll er in seinem ganz natürlichen Zustande sein. Aber die Erinnerungen des vorigen Jahres geben diesem Zufalle etwas sehr Tragisches. Das ist's auch, was Klara dabei am stärksten ergriffen hatte. Auch kann ich mich der Besorgniß nicht ganz erwehren, daß jetzt, wie damals, ein aus derselben Ursache hervorgehender Nervenreiz zu Grunde liege. Ich werde bei ihnen vorfahren. Marien ist es gestattet worden, sich im Hofe zu sonnen.

Nachmittags. Glücklich und beruhigt komme ich nach Hause. Der gestrige Zufall scheint ganz spurlos an Eugen vorübergegangen zu sein. Nur an der Zunge leidet er, in die er sich beim Fallen gebissen hat. Uebrigens ist keine Veränderung zu spüren; er wird diesen Nachmittag ausfahren.

Ich habe gestern meine Bestimmung erhalten. Man läßt mir die gewöhnliche Ministerbesoldung (12000 Thlr.) und das Haus. Ich würde das Ganze haben behalten können, mich dann aber vor mir selbst geschämt haben, und das würde meine liebe Frau doch gewiß nicht gewollt haben. Ziehest Du aber lieber in eine kleinere Wohnung, so wird sich das auch einrichten lassen. Werther ist zum zweiten Kabinetsminister ernannt worden; heute geht der Courier nach Paris ab. Schönberg und Ancillon treten Beide aus dem Ministerium. Beiden ist die Excellenz zutheil geworden. Ersterem bleibt eine Oberpräsidentenstelle vorbehalten (er wurde Oberpräsident in Pommern). Letzterer behält das Neuchâteller Departement und bekommt Sitz ohne Stimme im Staatsministerium. Eichhorn ersetzt Schönberg in seinem bisherigen Ministerium. Aber die Zeit drängt, ich muß schließen. O, daß Du hättest sehen können, wie froh, ich möchte fast sagen, wie heiter Klara nach überwundener Angst war."

Den 17. Mai. Am vorletzten Tage der sechs Wochen unternahm ich die erste weitere Ausfahrt mit Thora; wir aßen früher und fuhren gegen 2 Uhr bei schönem Wetter über Berg und Thal, bis wir unweit Solingen Halt machten, den Pferden Ruhe zu gönnen. Wir suchten

uns ein hübsches Plätzchen im Garten eines kleinen Wirthshauses an der Landstraße und wollen eben unsere Lektüre, den Tobias von Meyer, beginnen, als wir Stimmen hören, und wer tritt zu uns hin? Anton Stolberg! Der Gute hatte seinen reisenden Hof in Langenfeld verlassen, war zu Pferde in Hackhausen einige Augenblicke, nachdem wir es verlassen hatten, angekommen und von da aus den weiten Weg nachgeeilt. Er brachte uns neben seiner liebenswürdigen Erscheinung noch eine mir fast an ihm ungewohnte Heiterkeit und ein Heer von freundlichen Erinnerungen mit. Auf dem Bock sitzend, begleitete er uns zurück, freute sich der schönen Aussichten, freute sich besonders an Hackhausens lieblicher Lage. Er begleitete uns noch zu Fuß nach dem Wingelsberg, blieb lange vor dem Eingang der Birken stehen und drückte auf eine gar zu hübsche Weise sein Wohlgefallen an dem Bogengang aus, in dessen Hintergrund der Blick sich in eine unbestimmte grüne Ferne verlor; solch unbestimmtes Sehnen sei der Charakter der Menschen u. s. w. Als ich diesen Eingang ohne ihn wiedersah, sagte ich zu Thora: „Die Stätte, die ein edler Mann betrat, ist eingeweiht!“ und auch sie theilte meine Gefühle darüber.

Den 18. Mai. Früh las ich Terstegens Leben heiliger Seelen. Dreifacher Stand der Seele: im ersten lernt die Seele ihre Sünden kennen und weint Thränen der Reue; im zweiten sieht sie die Erlösung durch ihren Heiland und weint Thränen des Mitleids; im dritten gelangt sie zur Liebe und weint anfangs Thränen der Innigkeit; die Liebe wächst im Fortgange, und die Thränen der Einfalt fließen ohne Zwang. Im vollkommenen Stand ist die Seele in Gottes Vorhof versetzt, schmeckt die Freuden des ewigen Lebens und weint keine Thränen mehr.

Der 24. Mai war ein Ruhetag für uns und gewährte uns auch viel Genuß, wenn auch den stillen der Häuslichkeit und der Erinnerung sowie der Erwartung; denn wir waren so kühn, für den folgenden Tag wieder eine lange, eine noch längere Fahrt, die nach Köln, zu planen.

Den 25. Mai ward solche auch ausgeführt; ob glücklich, wage ich kaum zu sagen; denn ein starkes Gewitter überraschte uns, als wir zur Tafel der Prinzeß Wilhelm fuhren, so daß Thora sich erkältete. Die Prinzlichkeiten waren sehr liebenswürdig und schienen ihre Freude an Thoras frisch aufgeblühter Lieblichkeit zu haben.

Auf einer Soiree, die Nostitzens uns zu Ehren gaben, verdroß uns der abgeschmackte Tic der dort versammelten Berliner Gesellschaft, welche die Lage Kölns garstig, die Stadt unangenehm und keinen Ersatz finden wollte, weder in der Nähe der schönen Gegenden, noch in den mancherlei Alterthümern, an denen diese Stadt der Kirchen so reich ist. Mehrere der Damen hatten den Dom noch nicht einmal besucht; die Frau vom Hause ging täglich an seinen Thüren vorbei, um in anderen Kirchen die Messe zu hören.

Den 26. Mai. Anton Stolberg führte uns früh um 9 Uhr eben in diesen nie genug zu preisenden Dom, gerade zu der Stunde der herrlichen Chorgesänge ein. Diese heiligen Litaneien klangen uns wie die Musik der Sphären! Unvergeßlich wird mir diese Stunde bleiben.

Den 27. Mai. Julius hatte seine Rückkehr auf diesen Tag bestimmt und wünschte, daß wir ihm bis Remscheid entgegenführen. Ich traute Thoras Versicherung, daß sie sich nicht angegriffen fühle, und gab mich ganz dem Genusse der köstlichen Fahrt durch die romantischsten Gegenden mit ihr hin. Der Zauber der wechselnden Naturscenen wirkte mächtig auf uns; er fand unsere Herzen besonders offen für die Eindrücke der Liebe Gottes, welche die Erde so schön ausschmückt zur Lust der armen Menschen, damit diese ihn darin suchen, fühlen und finden möchten. Es war nicht nur die nahe Trennung, die Alles in einen Schleier der Wehmuth für uns hüllte, sondern auch der Schmerz für unsere Lieben in Steinhausen. Ein Brief des Vaters Bussche hatte uns die Nachricht von dem Tode seines Schwagers mitgetheilt; das Gerücht davon hatte uns schon in Köln erschreckt. Er fügte hinzu, für Pauline, die älteste Tochter, sei keine Hoffnung, für Anna nur wenig, und die Mutter sei auch sehr krank. Die Beerdigung hatte nach des Verstorbenen Willen ganz in der Stille geschehen sollen; allein 150 Arme fanden sich ein und viele Bekannte, auch alle Honoratioren aus den benachbarten Städten, so daß der Zug sehr zahlreich ward.

Wir nahmen von Solingen aus unseren Weg in der Richtung nach der Wupper zu, die sich hier durch wilde Bergschluchten durchdrängt. Dann bogen wir in diese Berge hinein und hatten bald den kleinen Ort erreicht, der sehr malerisch am Fuße einer von einem großen Gebäude gekrönten Höhe liegt. Das Schloß sowohl als der Flecken heißen Burg und sind berühmt durch die schönen Decken, die dort

fabrizirt werden. Von hier aus wird das Gebirge wilder, bis man endlich bei Eringhausen in eine freundliche Gegend und dann bald auf eine Hochebene gelangt, die von Remscheid, dem Ziel unserer Wanderung, beherrscht wird. Dort fanden wir Julius. Die Aussicht von diesem Städtchen dehnt sich über eine weite, von fernen Bergen begrenzte Gegend aus und zeigt die Thürme von Elberfeld und Ronnsdorf, wo Strauß sein erstes Predigtamt bekleidete. Die Rückfahrt führte uns auf einem anderen, noch großartigeren Wege über den Kronenberg und die Kolfurter Brücke nach Solingen, von da über Berg und Thal in die sich immer mehr verflachende Gegend des lieben freundlichen Hackhausen.

Den 29. Mai. Die stille, bange Schwüle des heutigen, als des letzten Tages unseres Zusammenseins ward unterbrochen durch die Ankunft eines mit Briefen und Geschenken beladenen Boten aus Köln. Prinzeß Wilhelm wollte mich nicht ohne Andenken ziehen lassen. Dieses bestand in einem schönen kolorirten Bilde von dem Innern des Kölner Doms.

Meine Mutter bekam durch mich einen Kupferstich von der Stadt Köln, die der Geberin so unendlich theuer ist.

Am 30. Mai verließ ich Hackhausen, und am 3. Juni schlug die glückliche Stunde unserer Wiedervereinigung in Berlin. Man halte es mir zu gute, wenn ich von ihrer Wonne und Wehmuth schweige. Unser häusliches Leben in meiner lieben Berliner Heimath sprach mich besonders behaglich an, und es that mir in der Seele innig wohl, wieder bei den Meinen zu sein, wieder früh morgens die Stunde der Freiheit von Geschäften und Besuchen bei meinem Mann vor seinem Bette zuzubringen und nachher im Laufe des Vormittags manch liebes Stündchen bei und mit ihm zu erhaschen. Wenn ich mich indeß nicht erst im Vorzimmer erkundigen wollte, ob und welche Besuche er habe, mußte ich freilich in dem uns trennenden Kabinet die Horcherin spielen; denn nur lauschend erkannte ich die fremde Stimme und konnte dann erst beurtheilen, ob mein Eintritt eine Störung geben würde oder nicht. Unterdeß hatte ich meiner Mutter schon einen guten Morgen in ihrem Zimmer gewünscht, woran sich oftmals ein Spaziergang angeschlossen hatte. Klara brachte meistentheils auch vormittags einige Stunden bei mir zu. Die Familientafel ward, weil mein Mann es

so liebte, sehr kurz und so schnell abgemacht, wie es nur irgend bei dem guten Appetit der Theilnehmer und den vier Schüsseln, die zu der Hausordnung gehörten, thunlich war. Die Sitzung nach Tisch zog der Hausherr dagegen mit Wohlgefallen in die Länge; er hatte es auch besonders gern, wenn Freunde uns in diesen sonst für Besuche nicht üblichen Stunden aufsuchten, und es war ihm beinahe verdrießlich, daß Eugen seine Eßstunde der Mode zu Gefallen gerade in unseren Nachmittag hinein verschoben hatte. Zweimal wöchentlich aßen die lieben Kinder bei uns, und Klara überdem noch jedesmal, wenn Eugen anderswo allein zu Tisch geladen war. Die Abende brachten sie, insofern sie keine gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen hatten, immer bei uns zu, und selbst diese schlossen sich meistens ganz bequem an unsere früh beginnende und auch früh endende Soiree an.

Am 16. Juni verließen Klara und Eugen Berlin, um nach Altenhof zu reisen. Sophie weilte in Stettin, um unsere Marianne, der ein Töchterchen geschenkt war, zu pflegen, und nur zu bald wurden ihre Briefe und unsere Herzen mit bängster Sorge um die geliebte Wöchnerin erfüllt. Fieber, Husten und bedenkliche Abnahme der Kräfte verzehrten das theure Leben.

Am 25. Juni langten Fritz und Nandine mit Klotilde, Thekla und Emma an und erfreuten uns durch einen längeren Besuch.

So flossen die Tage dahin in friedlicher, bald heiterer, öfter noch wehmüthiger Stille, ohne daß sich der panische Schrecken unser bemächtigen durfte, der durch alle Lande ging. Wir hielten ihn auch von uns fern, als die Cholera uns schon ganz nahe, ja selbst in unsere Mauern eingezogen war. Jene von Osten heranschleichende Seuche mochte wohl mit einem Basilisken zu vergleichen sein, dem die Allermeisten zitternd und daher schon halb verloren in das unheimliche, todbringende Auge schauten; er beängstigte indeß ganz Süddeutschland noch weit mehr als unsere Mark. Züge von Familien verließen ihre Heimath, um im eigentlichen Süden oder in der Schweiz ganz hochgelegene Wohnungen zu suchen, und glaubten sich nur auf diese Weise geborgen.

Der Verkehr mit dem eben jetzt wieder schwergeprüften Nachbarhause war rege wie in alten Zeiten. Der Herr forderte dem Radziwillschen Fürstenpaar den jüngsten der ihnen noch verbleibenden drei Söhne, Wladislaw (geboren 1811), ab.

Den Heimgang des zweiten, des schönen, edlen Prinzen Ferdinand, habe ich wohl zu seiner Zeit erwähnt.

Diese schweren Opfer wurden ihnen in den Jahren abgefordert, wo Elisas rückgängige Verlobung ihre Herzen ohnedies so schmerzlich getroffen hatte. Diese Wunden waren noch nicht vernarbt, als Wladislaw zu kränkeln begann. Aehnliche Symptome erinnerten an des Bruders Krankheit; die Aerzte schrieben eine sehr strenge Lebensweise vor, und die Eltern beschworen den Sohn, sie treu zu befolgen; den jungen Mann beseelte aber eine ungestüme Lebenslust. So hatte es denn schon einen recht ängstlichen Winter gegeben, den ersten, welchen die Familie nach langer Abwesenheit wieder in Berlin zubrachte. Er war 19 Jahre und fühlte sich erwachsen. Man sah ihm den Verdruß über diese hemmenden Umstände an; seine schönen, aber bleichen Züge drückten tiefe Schwermuth aus, und er wußte seinen Mißmuth nicht zu verhehlen, wenn er wie ein kleiner Knabe zu Bett geschickt ward, während die rechte Munterkeit im Salon der Eltern erst in vollen Gang kam. Das Frühjahr hatte eine sehr böse Verschlimmerung gebracht; nun merkte er, daß die Sorge der Eltern nicht übertrieben gewesen, daß er mit dem Tode bedroht sei, und diesem mochte er nicht ins Angesicht schauen; er fürchtete sich vor ihm und ließ sich nur zu gern Alles gefallen, was man für seine Pflege that, und das war viel. Es ward unter Anderem ein Kuhstall an das Palais angebaut, in den schönen Garten hinein, und ihm darin eine vortreffliche Krankenstube eingerichtet; die schönsten Weintrauben wurden herbeigeschafft, und jede warme, sonnige Stunde ward benutzt, um ihn in seinem bequemen Rollstuhl in dem herrlichen Garten umher zu fahren. Aber Alles vergebens; der Herr hatte gerufen, und der Benjamin dieser vielgeprüften Familie mußte dem göttlichen Ruf folgen.

Am 11. Juli wohnten wir der katholischen Todtenfeier am Sarge bei; sie war äußerst rührend und schön. Sie ward doppelt erschütternd dadurch, daß die ganze Familie ihr beiwohnte, daß namentlich die ehrwürdige Mutter, auf beide Töchter gestützt, dicht am Sarge stand und laut in die katholischen Gebete sowie in die Choräle einstimmte, die außerhalb des Saales gesungen wurden. Es waren die Lieblingslieder des Verstorbenen, die geistlichen Gesänge, welche ihm in den Tagen der

letzten furchtbaren Kämpfe Trost gewährt und, wir wollen es hoffen, ihm Ruhe eingeflößt hatten.

Den 19. Juli. Die allgemeine Bangigkeit ergreift doch mehr oder minder auch uns. Die Anstalten, die gegen die Cholera getroffen werden, sind so fürchterlich. Indessen machen die Aerzte sich's von der einen, die Prediger von der anderen Seite zur Aufgabe, gegen den panischen Schrecken anzuarbeiten, den die Annäherung der Seuche verbreitet hat.

Den 22. Juli. Unser Familienleben ist jetzt so friedlich und, ich möchte sagen, so lieblich, daß sich wenig davon erzählen läßt. Dennoch hebe ich diesen Vormittag heraus, an dem unter tausend Scherzen das soeben erschienene Leben der lieben Dorel (einer vortrefflichen Herzogin von Liegnitz) zusammen gelesen ward. Wir saßen im Gartenzimmer, mit den offenen Thüren nach Hof und Garten hin.

Den 23. Juli. In der Weinlaube, um meinen Mann versammelt, gedachten wir der heutigen Feier im Vaterlande und in unserer Familie: an Julia Rantzaus Vermählung mit dem Grafen Heinrich Reventlow. Der spätere Vormittag führte uns hinüber in das benachbarte Palais, wo es einen Abschied galt. Wir waren lange allein mit Prinzeß Luise und Elisa, und die Trennung war uns Allen so schwer, als wenn eine böse Ahnung uns niederdrücke.

Den 24. Juli. Wir feierten den Geburtstag des lieben Schwagers Fritz und lehnten eben deshalb die Einladung der Radziwills, bei ihrer Abreise nach Teplitz gegenwärtig zu sein, ab. Es schien die theuern Menschen zu kränken, und deshalb bereue ich es, mich nicht dennoch von unserem Frühstückstisch weggestohlen zu haben, um jenem Aufbruch beizuwohnen. Eine alte Schwachheit von mir mag gewiß der Grund meiner abschlägigen Antwort auf jene Einladung gewesen sein: ich mag von Wesen, die mir theuer sind, nicht Abschied nehmen. Gerade in dem ausgesprochenen Wort liegt für mich der herbste Schmerz. Ist dieses Wort nicht gesprochen, die Thräne nicht geweint, so scheint mir das befreundete Herz noch nahe, und ich lebe mit ihm fort, freue mich mit ihm, leide mit ihm; es ist noch mein, wenn auch räumlich getrennt. Habe ich aber Abschied genommen, so scheint es mir verloren und wird mir fremder! Und schon für den morgenden Tag steht mir ein Abschied bevor, dem ich nicht entgehen kann.

Das freundliche Heute haben wir indeß noch recht heiter genossen. Wir sind unzertrennlich gewesen, haben uns vereint des köstlichen Tages, des schönen, kühlen Morgens, des in der Sonnengluth zauberisch prangenden Mittags, der lieblichen Abendschatten gefreut, und bei all der Naturschöne und Sonnenfreundlichkeit die tröstende Stimme zu hören geglaubt: „Fürchtet euch nicht, das Auge Gottes sieht auch hierher.“

Den 27. Juli. Die lieben Geschwister verließen uns, um mit einem Umweg über Equord (bei Hammersteins) nach ihrem Stintenburg zurückzukehren; denn sie hatten der späten Jahreszeit und der drohenden Cholera wegen die Weiterreise nach Marienbad aufgegeben.

Jetzt wende ich mich dem fernen Freunde Clausewitz zu, für den ich, als die heranschleichende Seuche nun wirklich in Posen aufgetreten war und als eines ihrer ersten Opfer den Reitknecht des Feldmarschalls dahingerafft hatte, um so besorgter war, weil sein Gemüth schon durch mancherlei Sorge und Bekümmerniß verdüstert und er mir daher besonders empfänglich für die Aufnahme der heimtückischen Krankheit erschien. Ich schrieb in meinem ersten Schreck ein Billet an Marie, das sie ihm mittheilte und das er im nachfolgenden Brief auf seine so eigene innige Weise beantwortete:

„Erlauben Sie, verehrte Gräfin, daß ich Ihnen selbst danke für die Innigkeit, mit der Sie an Marie geschrieben haben, als Sie hörten, daß die Cholera ihren giftigen Hauch auch über uns verbreitet hat. Die Gefahr, in welche wir dadurch kommen, ist wahrlich nicht groß, und ich möchte sie schon viel größer bestehen, um ein solches Zeichen Ihrer Theilnahme zu gewinnen. Das hat mir sehr wohlgethan, theure Gräfin, und ich kann Ihnen meinen Dank dafür nicht lebhaft genug ausdrücken.

Von Marie getrennt und mit Ihnen Allen für die kurze Zeit, wo das Schicksal es mir noch gegönnt hätte, nicht vereint zu sein an einem Ort, ohne wahre Freunde zu leben und unter manchen Schwierigkeiten des Geschäfts — das Alles macht mich oft sehr verstimmt. Der kleine Zettel, den mir Marie mit der vorletzten Post von Ihrer Hand schickte als ein ganz unerwartetes Zeichen Ihrer freundschaftlichen Erinnerung, liebe Gräfin, und jetzt der lebhafte Ausdruck Ihrer Theilnahme haben

mir einen so erquickenden Eindruck gemacht, daß ich mich auf lange Zeit dadurch gestärkt fühlen werde.

Aber glauben Sie nur, liebe Gräfin, daß ich Ihnen auch diesen Herzensantheil auf vielfache Weise erwidere. Bei jeder Gelegenheit, wo in Ihrem an inneren Bewegungen so reichen Leben irgend ein Ereigniß die Richtung zu Ihrem Herzen nimmt, um durch seine Saiten zu rauschen, sei es in Freude oder Leid, fühle ich auch schon das Vibriren des meinigen, und so wird es bleiben, wie weit Raum und Zeit uns auch trennen mögen.

Denken Sie an dies Versprechen, theure Gräfin, wenn Sie das Bedürfniß haben, einen Freund sich nahe zu sehen; denken Sie dann, daß ich im Geiste es immer bin, als Ihr treuester Freund Clausewitz. Die herzlichsten Grüße Ihrem ganzen Hause.

Posen, den 22. Juli 1831."

In dieser weichen Stimmung, zu der sich ein Vorgefühl seines nahen Endes gesellen mochte, schrieb er am 29. Juli folgenden rührenden Abschiedsgruß an Marie aufs Papier und gedachte in diesem ernsten Momente auch meiner:

„Wenn ich sterbe, theure Marie, so ist es in meinem Beruf. Gräme Dich nicht zu sehr um ein Leben, womit nicht viel anzufangen war. Die Thorheit nimmt überhand; kein Mensch kann ihr wehren, so wenig wie der Cholera. Es ist wenigstens ein kürzeres Leiden, an dieser zu sterben, als an jener. Ich kann nicht sagen, mit welcher Geringschätzung des menschlichen Urtheils ich aus der Welt gehe. Was mir tiefen Kummer macht, ist, nicht mehr für Dich gesorgt zu haben; es war nicht meine Schuld! Ich danke Dir, theurer Engel, für den Beistand, den Du mir im Leben geleistet.

»O, ich fühlte, da ich Dich gesehen,
Wie vor eines Engels Majestät
Frommer Ahnung Schauer mich umwehen,
Und mein Herz sprach kindlich im Gebet:

Weile, lieber Fremdling, weil' hienieden,
Führ' durch Deiner Augen schönen Blick
Zu des Lebens stillen Frieden
Aus des Lebens Stürmen mich zurück.

Freundlich hast Du mir die Hand gegeben;
Unter eines Engels Schutzgeleit
Windet lieblich sich der Pfad durchs Leben,
Und im Himmel wohnt die Seligkeit!«

Kennst Du diese Strophen wieder? Sie standen am Eingange unseres Bündnisses; sie sollen auch am Ausgange stehen.

Grüß die Freunde, grüß Elise B. Ich umarme Dich, geliebter Engel, bis auf besseres Wiedersehen!

Karl."

Dieses werthvollste aller Vermächtnisse, auf welches auch ich ein theures Recht besaß, theilte mir Marie mit, jedoch erst viel später, als ich einmal von meiner Mutter getrennt war. Aus Schonung für meine liebe Mama hatte sie so lange damit gezögert, weil sie fürchtete, es würde die Theure kränken, keinen namentlichen Gruß darin zu finden!

Unterdeß werden wir kaum sechs Wochen verstreichen sehen, als unser Freund aufs Neue unsere allerschmerzlichste Theilnahme erregt, da ihn und mit ihm uns ein sehr harter Schlag trifft.

Damals erreichten uns noch seine in Schmerz und Freundschaft so beredten Worte; bald sollten aber auch sie uns gänzlich und für immer verstummen!

Mariens Kränkeln machte mir in diesem Sommer und Herbst viel Sorge. Dennoch war sie es allein, die den Tag unserer silbernen Hochzeit, den 21. August 1831, mit einer hierzu ausgedachten Feier uns verschönte. Waren doch unsere ältesten Töchter uns fern, und auch Sophie weilte in Stettin, wo unsere Marianne schwer krank danieder-lag. Ach! meine bangen Ahnungen des vorigen Sommers hatten mich nicht getäuscht. Ihre Lebenskraft war aufgezehrt, und das immer drohende Brustleiden entwickelte sich unaufhaltsam. So waren unsere Herzen voll Sorge; dennoch überwog das Dankgefühl an dem Tage, dem Marie mit so freudiger Ungeduld entgegensah. Er fiel auf einen Sonntag. Ihr Papa war, und dies rechnete ich mir als eine freund-liche Gnadenbezeigung Gottes an, ungewöhnlich wohl. Es war aus-gemacht worden, daß wir den Gottesdienst im Dom besuchten, und Marie hatte Strauß heimlich einen Wink gegeben, den er auch treu und mit der ihm eigenen Gewandtheit benutzte, indem er über das

eheliche Glück und die häuslichen Verhältnisse und über den Segen redete, der auf einer Verbindung ruhe, die in Gott gegründet und zu seiner Ehre heilig gehalten werde. Er sprach mit doppelter Begeisterung, weil er dabei nicht nur uns, die Freunde, sondern auch seine eigene Ehe, die gerade an dem Tage vor zehn Jahren geschlossen war, im Auge hatte. Innig befriedigt kehrten wir zurück in unsere freundliche Niederlassung, brachten die Stunden, die uns noch blieben, ehe die gute Marie Clausewitz zu Tisch kam, in dem Garten und in der Weinlaube zu, wo mein Mann sich vorzugsweise gern sonnte und der wir gerade in diesem Sommer so viele schöne Stunden verdankten. Das trauliche und von außen her ungewöhnlich wenig unterbrochene Zusammenleben dieser Sommermonate hatte überhaupt etwas ganz eigen Befriedigendes für uns gehabt; je mehr Unruhen und Wirren die Welt bewegten, je mehr Unglück und Leiden auf uns hereinzubrechen drohten, desto enger schlossen wir uns aneinander, desto mehr fühlten wir uns beglückt und beschirmt durch unsere Liebe, desto gesicherter fanden wir uns in dem Hafen der 25jährigen Liebe und Treue, wo uns keine Stürme mehr von außen zu erreichen vermochten. Es ist etwas Herrliches um die Feier eines so bewährten Glückes, und wenn ihr auch der Schmuck eines in der Gegenwart uns umblühenden Kinderkranzes fehlte, so wußten wir doch, daß die Herzen der Töchter uns nahe waren, und gedachten ihrer mit Liebe nicht nur, sondern auch mit herzlicher Befriedigung. Unser Mariechen hatte überdem ihr Andenken redend bei uns eingeführt; sie hatte uns, noch ehe wir zur Kirche gingen, mit einem kleinen Aufzuge überrascht, indem sie u. A. einen Postillon (Anton Roeder) mit Briefen von Thora und ihren Kindern und eine holsteinsche Bäuerin (Elise Roeder) mit einem Blatt von Klara hatte auftreten lassen. Auch die anderen Kinder waren in allerlei Verkleidungen mit Geschenken für uns beladen und deklamirten Verslein, die alle von Marie gedichtet waren.

Ich schrieb an jenem unvergeßlichen Tage in mein Tagebuch:

„Liebe geht stets aus und ein,
Liebe wird noch immer treiben,
Liebe wird der Name sein,
Liebe wird die Losung bleiben!“

Ja und Amen! die Losung von damals an und noch immer bis in alle Ewigkeit!

Der schöne Tag ward gut, würdig und recht behaglich durch eine Familien-Soiree bei unseren lieben Roederschen Kindern beschlossen. Am folgenden Morgen verließ mein Mann mich mit Henriette; sie hatten sich mit Joachim ein Rendezvous zu einem mehrtägigen Zusammensein gegeben.

Die Freunde wünschten, mir allerlei Nachfeiern in freundlichen Familienkreisen bereiten zu dürfen; so brachte ich denn einen der mir auf ungewohnte Weise freigebliebenen Abende bei Auguste Schlieffen sehr angenehm zu. Der letzten Stunden eines schönen Tages uns freuend, saßen wir noch eine Weile auf dem breiten Perron der Treppe, die von ihrem Gartensaal in das kleine Gärtchen hinabführte (sie bewohnte das Haus in der Luisenstraße, der Marienstraße gegenüber). Der duftige Sommerabend athmete seine Milde auch in diesem entlegenen Stadttheile recht frei und ungehindert aus; denn der über die Felder hinhauchende Wind hatte damals nur über wenige Häuser, nur über halbe Straßen zu streifen, ehe er dieses Gärtchen erreichte, welches gerade zu dieser Zeit mit Georginen und Malven in üppiger Unzähligkeit ausgeschmückt war. Bouquets von duftlosen Monatsrosen täuschten uns in ihrer blühenden Pracht darüber, daß die Zeit dieser echten Königin der Blumen schon vorüber war. Doch den köstlichen Duft, der uns so wohl that, hauchte keine dieser schönen Prachtblumen aus; es war vielmehr nur die allen Jahreszeiten treue Reseda, es war die bescheidene Nachtviole, die in all ihrer Demuth solch balsamischen Duft verbreiteten! Unsere liebe, einfache, kleine Wirthin hegte eine Vorliebe eben für diese anspruchslosen Kinder der Natur. Sie sprach ihre Freude über die Schönheit dieses Abends aus; wir stimmten warm mit ein in ihre Aeußerungen, verstanden uns recht innig und führten Gespräche, wie man sie eben nicht niederschreiben kann, weil sie sich, ohne viel Worte zu machen, um gemüthliche Gegenstände drehen; man sucht nichts Neues zu sagen, und man verirrt sich nie, weil man kein Ziel hat!

Doch nicht lange blieb unser Kreis so eng und traulich; bald ward er durch andere liebenswürdige Glieder der Familie vermehrt, und mit ihnen erschien auch der Hausherr, unser vortrefflicher Magnus Schlieffen. Nun nahm das Gespräch eine andere Wendung; es handelte von Krieg und Frieden, von Museen und Galerien, es bewegte sich

um die neuesten Erscheinungen der Zeit. Einer von der Gesellschaft meinte, daß, wenn wir das Gestirn Napoleons nicht schon vor sechzehn Jahren zum Untergang gebracht hätten, wir längst nur mit Eisen und Dampf führen. Darauf erwiderte eine weibliche Stimme, daß, wenn Europa mit Eisenbahnen übersponnen wäre, alle Entfernung und damit alle Poesie ihr Ende erreicht hätten; ihr Gegenüber stimmte mit ihr überein und lobte die alten, guten Postwagen der vergangenen Zeiten. „Wenn da ein Familienvater von Hannover nach Göttingen oder von Dresden nach Leipzig gereist sei, habe er vorher sein Testament gemacht und Abschied von seiner lieben Familie genommen, als ginge es direkt in ferne Welttheile hinüber. Da habe es noch Gefahr und Poesie gegeben."

An Gefahr, meinte ich dagegen, könne es nun wohl bei dieser neuen Beförderung ganz und gar nicht fehlen, wenn sie auch weniger romantisch sei als die, welche dem Reisenden früher von Straßenräubern gedroht hatte. Für mich haben diese vulkanischen Anstalten etwas zwiefach Grauenhaftes; ich fürchte mich vor dem höllischen Dampf und vor seinen unnatürlich schnellen Wirkungen; ich mag weder die Schiffe mit den schwarzdampfenden Schornsteinen, noch kann ich mir jene vielgepriesene Lokomotive anders als eine wahre Höllenmaschine denken. Dieser schwarze Rauch anstatt rascher Pferde, dieses behexte Allein-forteilen, dieser unabsehbare Zug schwerer Wagen, der wie mit Zauberei und wie mit Windeseile vorwärts strebt! Und nun der Fluch, der an jeder kleinsten Unvorsichtigkeit der unglücklichen Führer haftet. Das Unheil, welches der Schabernack eines Kindes über einen solchen menschenreichen Zug durch ein ausgestreutes Spielwerk, durch einen Stein, durch ein Stäbchen bringen kann! Nein, wenn diese Erfindung keine Ausgeburt der Hölle sein soll, so ist sie doch so ziemlich in eine Linie mit dem Unternehmen der Titanen zu setzen, die den Himmel erstürmen, und mit unseren Voreltern, die einen Thurm bis in den Himmel hinein bauen wollten. Unsere Zeitgenossen wollen alle Entfernungen auf der Erde zusammenrücken, für ihre Ungeduld soll es keine Distanz mehr geben. Die Seefahrer wollen sich auch nicht mehr den Winden Gottes überlassen; nein, die sind ihnen zu langsam, zu unregierlich; sie vertrauen sich lieber dem bösen Element des Feuers an.

Wenn auch zuweilen ein lautes Lachen in unserem kleinen Kreise aufbrauste, der sich allmählich aus der kühler werdenden Abendluft in den

komfortablen Salon hineingezogen und um die dampfende Theemaschine versammelt hatte, wenn man namentlich über meinen zornigen Eifer lachte, so trug das Gespräch doch im Ganzen den Charakter des Ernstes; es fehlte auch nicht ganz an politischer Kannegießerei, nicht an Klagen über den Zeitgeist! Namentlich bedauerte man es, daß die politische Einheit für Deutschland noch nicht wiedergewonnen sei, da doch gerade in ihr die beste Bürgschaft gegen die Pariser Propaganda liegen würde, und doch meinte man, daß im Vergleich mit dem schnellen Verschwinden der buntfarbigen, kaleidoskopischen Konstitutionen so mancher Staaten der alten und neuen Welt die Mängel und Gebrechen des politischen Lebens in Deutschland erträglich seien, und daß der Mangel an politischer Einheit vielleicht durch den echt deutschen Sinn ersetzt werden möchte, der noch in den Herzen der Mehrzahl unserer Landsleute lebe. Bis auf einen gewissen Grad haben unsere Hoffnungen von damals sich freilich bestätigt, indem es keine umsichgreifende politische Revolution in Deutschland mehr gegeben hat; im Reiche der Ideen und Bestrebungen haben dagegen seither viele böse Stürme gewüthet. Die Jugend hat leider großentheils den Weg des Skeptizismus und des Verhöhnens alles Alten betreten, von dem es sich nicht so leicht zurückkehren läßt!

Ehe man sich trennte, trat man noch einmal hinaus ins Freie und bewunderte die Pracht des Abendhimmels, die über den duftenden Garten und über die Stadt ausgebreitet lag, deren Nähe sich an diesem Feierabend der Natur nur durch lärmende Töne von Tanzmusik, welche die harmonische Stille des Abends störte, bemerkbar machte.

Am 1. September waren wir zu einer Taufe bei Stosch geladen, wo mein Mann bei dem kleinen Hans Gevatter stehen sollte. Eben vorher hatte sich die Nachricht von dem Ausbruch der Cholera in unserer Stadt verbreitet; es war ein Todesfall auf einem Schiff unweit der Marschall-Brücke eingetreten. Natürlicherweise fanden wir die Gesellschaft sehr aufgeregt, und die gemeinsame Besorgniß brachte die sich bis dahin beinahe fremd gebliebenen Theilnehmer einander nahe. Da waren Stoschens Mutter und Schwester, sein Schwager Colomb, seine literarisch berühmte Schwester Woltmann. Ihr solchen Ruhm besser verdienender Mann war abwesend, oder lebte schon damals nicht mehr. Da fanden wir den Hofprediger Sack und seine würdige Frau, die Räthe Michaelis und Matthis mit ihren angenehmen und guten Gefährtinnen und noch

manche andere brave und gute Leute, auch freundliche Altersgenossinnen von Marie, die sich sehr glücklich in dieser Gesellschaft fühlte. Theremins Rede war herrlich und in Beziehung auf das über uns schwebende Ungewitter fast zu ergreifend. Als er in seinem Gebet auch der Gefahr erwähnte, welcher unser Hauswirth als Arzt doppelt ausgesetzt sei, da zerfloß die arme Frau in Thränen. Doch entging ihr ebenso wenig wie uns der Segen einer großen und über alle Schrecken siegenden Beruhigung, die wir aus Theremins trostreichen Hinweisungen schöpften. Wir bedurften solchen Trostes; denn nur zu bald traf uns eine tief erschütternde Nachricht, die des Heimganges unseres theuren Feldmarschalls Gneisenau.

An dem Morgen, als mein Mann zurückkehrte, war diese Nachricht gekommen, die auch das letzte Fünkchen von Freude verlöschte, welches noch in dieser Zeit der Schrecken und der trauernden Sorge in unseren Herzen fortgeglimmt hatte, und ich fürchtete mich davor, meinen Mann damit zu empfangen. Doch als die Reisekutsche um die Ecke in unseren Thorweg hineinbog, sagte mir der Ausdruck seines Gesichtes schon, daß er Alles wisse, und wir beweinten zusammen den Freund, wie es wenige giebt, den Mann, der in seiner Art einzig in der Weltgeschichte, wie in der Geschichte unseres Lebens, unserer Geselligkeit dastehen wird.

Marie Radowitz war es gewesen, die mir mitgetheilt hatte, was ihr Mann, als Chef von Prinz Augusts Generalstab, über das Erkranken und den Tod des Feldmarschalls Gneisenau erfahren hatte.

„An Seine Königliche Hoheit den Prinzen August von Preußen!

Es ist eine höchst traurige Pflicht, die ich an Eure Königliche Hoheit zu erfüllen habe, indem ich Höchstdemselben den unvorhergesehenen und schnellen Tod Seiner Excellenz des Herrn General-Feldmarschalls Grafen Gneisenau unterthänigst melde.

Gegen Eure Königliche Hoheit darf ich es wohl sagen, daß mir der Verlust, den Seine Majestät der König, das Vaterland und die Armee in dieser gefahr- und verhängnißvollen Zeit an diesem heldenmüthigen und edlen Manne erleiden, unersetzlich scheint, indeß mich der harte Streich, der mich persönlich in dem Verlust eines solchen Freundes trifft, fast übermannt.

In der Nacht vom 22. auf den 23. d. Mts. erkrankte er plötzlich an einer Diarrhöe; er selbst befahl um 2 Uhr, den Regimentsarzt Strajewsky zu holen, weil dieser hier in Posen die Behandlung der Militär-Cholerakranken leitet und dabei einigen Ruf erworben hat. Dieser erschien auch nach einer halben Stunde; ich aber konnte mich dabei nicht beruhigen, sondern berief den Medizinalrath Dr. v. Gumpert. Auch dieser erschien sehr bald, und den Bemühungen beider Aerzte gelang es, zu verhindern, daß die Krankheit in die Cholera überging, wovon sich schon einige Symptome, wie der Krampf in den Waden, eingestellt hatten. Die Diarrhöe wurde auf der Stelle gehoben und die anderen Krankheitserscheinungen beseitigt. Allein nun trat ein solcher Grad von Schwäche ein, daß die Aerzte einstimmig erklärten, es sei bei dem hohen Alter des Kranken die höchste Lebensgefahr vorhanden und daß, wenn auch seine Kräfte noch ausreichen sollten, doch ein Nerven- oder Lungenschlag zu befürchten sei. Dieser letztere ist denn auch nach zweiundzwanzigstündiger Krankheit in der gestrigen Nacht hinzugetreten und hat dem Leben des theuren Feldmarschalls ein Ende gemacht!

Posen, den 24. August 1831.

v. Clausewitz,
Generalmajor und Chef des Generalstabes beim Oberkommando der vier östlichen Armeekorps."

Ein späterer Bericht sagt:

„Diesen Morgen um 5 Uhr ist die stille Beisetzung unseres theuren, unvergeßlichen Freundes gewesen, die in mancher Hinsicht schöner war als die feierlichen, welche ich gesehen habe. Gegen eine solche waren mehrere Gründe vorhanden; der erste, daß es ganz gegen das Polizeigesetz gewesen wäre, welches jetzt verbietet, große Versammlungen zu gestatten; der Oberpräsident fand, daß man ein übles Beispiel gebe, wenn man sich über das Gesetz hinwegsetzte; der zweite, daß ein feierliches Begräbniß nicht nach seinem Sinne gewesen wäre; er hatte noch kürzlich bei Tisch gesagt: »Wenn ich sterbe, so zieht mir meinen Ueberrock an und schickt mich nur gleich nach Erdmannsdorf.« Dies kann nun jetzt wegen der Sperre nicht sogleich geschehen, und eine einstweilige Beisetzung mußte in jedem Falle eintreten. Den Platz, wo er beigesetzt ich, finde ich rührend schön; er ist dicht an dem größten und schönsten

katholischen Kirchhofe an einem Bergabhange einer Schanze gelegen, welche zur interimistischen Befestigung Posens gehört. Man glaubte anfangs, sie sei zum Kirchhofe selbst gehörig gewesen; dies fand sich aber nicht, obgleich sie dicht daran liegt, und sie hat daher erst geweiht werden müssen. Der Eingang zu dieser kleinen Schanze ist über den Kirchhof durch eine kleine Allee und zwischen geschmückten Gräbern. In dieser Schanze nun ist zwischen zwei Appareillen eine Gruft über Tage schnell aufgemauert und mit einem ägyptischen Fronton versehen worden.

Zwei Geschütze, die zur Vertheidigung der Schanze dort aufgestellt sind, dienen diesem Eingange wie Schildhalter zur Verzierung. Ich habe mich nicht enthalten können, dem König in meinem Berichte zu sagen: »Zwischen geschmückten Gräbern und Zeichen der Andacht, doch auf einem Waffenplatz, zwischen Brustwehr und Kanonen, ruht der Mann, den Euer Königlichen Majestät Vertrauen an die Spitze des Heeres gestellt, der im Wirken der Waffen, am Tage der Schlacht stark und im Tempel Gottes fromm und andächtig war.«

Morgens 5 Uhr wurde der Verewigte in einem mit seinem Wappen in getriebener Arbeit und vielen anderen Zieraten geschmückten, mit Hut, Degen, Schärpe und Orden versehenen, recht schönen Sarge auf einem sechsspännigen Leichenwagen bis zum Eingang des katholischen Kirchhofs gefahren. Der zweite Kommandant führte den Wagen, August Gneisenau und der Lieutenant Skal, der Oberst Sommerfeld, als Verwandte, und vier Mitglieder seines Stabes folgten in Wagen.

Auf dem Kanonenplatz, der vor dem Kirchhof liegt, standen zwei Bataillone in Waffen aufmarschirt, die das Gewehr präsentirten und mit gedämpften Trommeln den Trauermarsch schlugen, als die Leiche vorübergeführt wurde.

Am Eingange des Kirchhofs stand der Erzbischof mit der gesammten Domgeistlichkeit, die wegen des damit verbundenen Seminariums zahlreich ist. Sie waren Alle im geistlichen Gewande und zogen nun unter Chorgesang der Leiche voran, die durch den Kirchhof von acht Unteroffizieren getragen wurde. Da der Weg wohl 300 bis 400 Schritte beträgt und durch eine Allee zwischen vielen sehr grünen und geschmückten Gräbern führt, so hatte der Zug etwas sehr Schönes. Als der Sarg in der Gruft auf eine Estrade niedergesetzt war, wo man ihn gut sehen konnte, verrichtete der Erzbischof die Einsegnung, und ein Chorgesang,

abwechselnd mit den üblichen Gebeten, vollendete die Handlung. Die Generalität und die vornehmen Civilbeamten hatten sich bei der Gruft eingefunden. Das Schönste aber ist, daß heute der 26. August, also der Tag der Schlacht an der Katzbach ist.

Morgen wird die Bürgerschaft einen Trauerzug nach dem Dom halten, wo der Erzbischof eine Todtenmesse lesen wird."

Selbst in dieser offiziellen Anzeige hat der Freund sein Gefühl reden lassen! Er konnte sich's ja auch mit einer Art von Befriedigung sagen, daß sein König, daß die Armee, daß alle seine Bekannten es wüßten, was er persönlich in Gneisenau verlor! Es war mehr, als er zu überleben vermochte!

Von diesem Augenblick an wurden Clausewitzens Briefe an seine Frau immer düsterer, und wir konnten es uns nicht verhehlen, daß außer dem Gram um den herrlichen Mann auch ein Gefühl von Erbitterung an seinem Herzen nagte. Er glaubte den Helden nicht genügend anerkannt und geehrt von seinem Könige. Die Zukunft hat gelehrt, daß er dem Herzen des Königs Unrecht that; denn dieser hat der Familie des Feldmarschalls rührende Beweise seiner Huld und Dankbarkeit gegeben — aber Clausewitz erlebte es nicht mehr!

Wir mußten erwarten, daß der Berliner Pöbel sich ebenso wie der aller anderen Städte, welche diese Seuche berührte, gegen den Zwang der Gesundheitspolizei auflehnen werde, noch ehe es sich ihm unterwerfen mußte!

„Wo der gorgonische Name der Cholera genannt worden, überall war Streit, Hader, Unfriede entstanden! Durften wir allein hoffen, verschont zu bleiben? Waren doch auch bei uns Schauer der Furcht vor der Seuche hergegangen, hatten doch auch die Zeitungen und die Provinzialblätter schon ihre Opfer aufgezählt, und hatte ihre düstere Erscheinung nicht für die Meisten von ferne schon ihre schwarzen Schatten in die sonst heitere Gegenwart hineingeworfen? Ganz im Gegensatz zu anderer Gefahr, welche das friedsame Band der Gemeinsamkeit nur enger um die Bürger eines Ortes schlingt, entzweiten jetzt todesängstliches Bangen und herbe durchgefochtene Meinungsverschiedenheit die Menschen. Die Einen glaubten an Ansteckung, die Anderen verwarfen sie! Erstere dankten der Regierung für ihre Maßregeln, Letztere verhöhnten oder tadelten sie doch wenigstens, feindeten sie an, und wie

gesagt, von den unteren Klassen des Volkes war in dieser Beziehung Alles zu fürchten."

Und wahrlich, ich mochte ihnen den Unwillen nur halb verargen; denn grauenerregend und höchst lästig und gefährlich waren die von der Behörde getroffenen Anstalten. Die vielen ungesunden Räucherungen, das Absperren jedes infizirten Hauses, welches so weit gehen sollte, daß man Briefe und Rezepte, Arzneien und Lebensmittel mit langen Stangen in die Fenster hineinzureichen hatte, und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr. Das Volk murrte, die höheren Stände räsonnirten, und was that die Regierung? sie schaffte schon in diesen Tagen der allgemeinen Bestürzung alle ihre vorigen Uebertreibungen ab und befriedigte so Stadt und Land.

Der erste Sonntag im Monat September war von uns für unsere Herbstkommunion festgesetzt gewesen, ehe die Cholera ausgebrochen war. Wenn wir auch jetzt bei Ausführung dieses Planes vielleicht Gefahr liefen, uns anzustecken, so fiel es uns doch natürlich nicht ein, ihn aufzugeben, um so weniger, als es gerade Bedürfniß der Seele war, ihren Bund mit dem Herrn über Tod und Leben im Genuß Seines heiligen Mahles zu erneuern und sich Ihm ganz hinzugeben. Ein gleicher Drang schien ungewöhnlich viel Kommunikanten an den Tisch des Herrn zu führen. Selma Gröben ging mit uns, und auch Marie Radowitz schloß sich uns an. Die Sonntagskirchen besuchten wir nach wie vor, vermieden im Uebrigen alle öffentlichen Orte und gingen Menschenhaufen aus dem Wege; wir machten auch keine Besuche, setzten uns nicht der Abendluft aus und waren mäßig bei Tisch und vorsichtig in der Wahl der Speisen. In dem einen Flügel unseres Hauses standen nicht nur eine kleine Apotheke, Badewannen und Räucherungsmaschinen in Bereitschaft, sondern auch mehrere Zimmer zur Aufnahme von Kranken. Auf dem Flur war eine Anstalt zum Durchräuchern aller Briefe, Zettel, Rechnungen und dergl. im Gange. Wir hatten auch den Rath des Räucherns mit Chlor in den Zimmern befolgen wollen; doch die ersten Versuche bekamen mehreren Mitgliedern des Hauses so übel, daß es unterlassen ward. Das ganze Hauspersonal war mit wollenen Binden und Decken versehen, und so gingen wir getrost der nahen Zukunft entgegen.

Weit mehr als die Furcht vor der Seuche beschäftigten unsere Herzen die immer ernster lautenden Nachrichten von unserer Marianne. Am 6. September fiel der lang gefürchtete Schlag, der ein süßes Leben endete, ein schönes Familienglück zertrümmerte und in unseren Herzen und Verhältnissen eine durch nichts auszufüllende Lücke hinterließ. Mariannens Leiden hatten seit Mitte Juni von Tag zu Tag zugenommen; ihre moralische Kraft, sie zu ertragen, schien aber in demselben Maße gewachsen zu sein, wie die Körperkräfte abgenommen hatten. Ihre Geduld in der Krankheit, ihre Ergebung bei allen Opfern, die sie heischte, bei allen Folgen, die immer wahrscheinlicher wurden, waren bewundernswürdig; ihre Hingebung in Gottes Willen schien unbedingt; dennoch fehlte es den Ihrigen an Muth, auf das hinzudeuten, was nun immer näher rückte. In der Nacht zum 29. August verlangte die Kranke indessen selbst einen Prediger, der ihr das heilige Abendmahl reichen sollte. Die Stunden, die bis zum Anbruch des Morgens und bis zu dem Erscheinen des Dieners der Kirche verflossen, wandte Marianne, die sich sterbend fühlte, dazu an, ihren letzten Willen aufzusetzen, ihren letzten Abschied und ihren Segen über die Ihrigen auszusprechen. Sie übergab Bertha ihrer Schwester Sophie, deren Treue sie, wenn auch nicht früher in dem Maße gekannt, in den letzten Monaten erprobt hatte. Sie war ihr eine so liebevolle, zarte und zugleich so gewissenhafte und wachsame Pflegerin gewesen, daß Marianne sie kaum einen Augenblick hatte entbehren mögen. Und da Sophie zuletzt nichts mehr für sie thun konnte, da schien es der Kranken noch ein Trost zu sein, sie fortwährend anzuschauen. Der Blick des sterbenden Auges ruhte noch immer auf dem Angesicht der Schwester.

Der Heimgang dieser innig-frommen Seele war zu sanft und selig, als daß die Trauer um sie hätte stürmisch und trostlos sein dürfen! Sophie fühlte sich innerlich gehoben in dem Bewußtsein, der Schwester letzte Stunde erleichtert zu haben, in der Gewißheit ihrer Seligkeit; sie hatte kaum Thränen für die Verklärte, und begeistert schwang sich die Seele ihr nach! Eine wehmüthige Befriedigung und zugleich eine ernste Anmahnung lag in der Ueberzeugung, daß die Verklärte jetzt ihr Inneres erkennen werde, und sie prüfte ihre Seele, ob sie schon der ewigen Vereinigung entgegenreife!

Auch Heinrich fühlte sich berührt von dem Odem der Unsterblichkeit und durchdrungen von dem einen Wunsch, seines verklärten Engels würdiger zu werden!

Als Mariannens Krankheit nach ihrem Wochenbette sich so sehr in die Länge zog, daß man voraussah, sie werde keine Reise mehr, auch nicht einmal die kurze bis auf die Güter, machen können, da hatte man sich glücklich geschätzt, sie auf das Landhaus Cap chéri bringen zu können; man hatte auch wirklich zuerst in der freien Luft die guten Wirkungen verspürt. Sie lag, wenn nicht draußen, so doch in dem Gartensaal an der offenen Glasthür und freute sich des schönen, warmen Sommers, der klaren, reinen und duftigen Lüfte. Klein-Bertha hatte noch oft um sie herumgespielt, war ihre Augen- und Herzensweide geblieben bis zuletzt. Nun aber ruhte sie leblos in eben diesem Saal von Cap chéri, wo ich ein Jahr zuvor Luise Kanitz so glücklich gesehen und auch sie der Tod ereilt hatte! Mariannens Hülle sollte vorläufig auch in dem benachbarten Kirchspiel auf dem Gottesacker von Pommerensdorf beigesetzt werden, wo auch Gräfin Luise Kanitz in Frieden unter Blumen ruhte. Die Anstalten zu dieser Beerdigung aber waren der leidigen Sperre wegen sehr umständlich. Nur mit großer Mühe hatte Heinrich, als der Kordon gebildet ward, zu erreichen vermocht, daß Cap chéri noch innerhalb desselben blieb. Er war nun dicht hinter dem Hause und Garten hingezogen, so daß die Linie durchbrochen werden mußte, um die theuren Ueberreste zu ihrer Ruhestätte zu bringen.

Gleich nach der Bestattung (Sophie hatte die Schwester noch auf ihrem letzten Gange begleitet) nahmen die treuen Schönbergs, die vor wenigen Wochen nach Stettin gezogen waren, Sophie und ihre beiden holden Pfleglinge mit in die Stadt und in ihre Wohnung, wo sie die Betrübte zu trösten, die ganz Erschöpfte zu erquicken strebten und ihr wirklich sehr wohlthaten.

Unser Verlangen, Sophie, die Vielgeprüfte, wiederzusehen, war sehr groß; aber noch trennten die wunderlichen Maßregeln uns, die man gegen die Cholera zu ergreifen für gut befunden hatte. Endlich, am 16. September, traf sie mit beiden Kindern ein. Die Kleinste wurde indeß bald den Großeltern übergeben, während Bertha in Sophiens Obhut blieb.

Mein Tagebuch sagt:

Den 28. September. Es ist eine wunderbare Zeit des Schwankens aller politischen Verhältnisse; dazu die Seuche, die von ferne schon störend in Alles eingriff und jetzt, da sie da ist, um so störender auf die Gemüther wirkt und auch diejenigen, die sich waffnen mit dem Harnisch des Glaubens, zuweilen, wenn auch nur vorübergehend, mit einem panischen Schrecken ergreift. Bisher haben wir keine schweren Glaubensproben zu bestehen gehabt; denn die Seuche behandelt unsere Stadt noch sehr schonend. Uns ist es aber, als werde es so nicht bleiben, als wolle uns der Herr nur noch Raum zur Buße lassen und als sollten die wunderbaren Himmelslichter, die Gluthen, in denen der Himmel einige Abende nacheinander entbrannt war, uns noch mehr warnen.

Am 29. September war Henriettens Geburtstag. Meine Erinnerung an diese Feier ist sanft-wehmüthig, herbstlich-freundlich. Bei dem köstlichsten Wetter war die Familie im Garten versammelt, und dieser schien in der Zeit der Georginen, der Malven und Astern alltäglich wie zu einem Feste geschmückt, besonders die Gänge in seinem unteren Theil, worüber der Wein sich in Bogen hinzog und wo hohe, in reicher Blüthe prangende Stockrosen mit den Weingewinden abwechselten.

Der Anblick dieser hellen, blühenden Partie der Anlagen war, wenn man aus dem Dunkel der alten Allee heraustrat, wirklich unendlich schön und immer wieder überraschend. In der etwas düsteren Partie, die dem Hause zunächst lag, wo des Schattens halber keine blühenden Gewächse fortkamen, baute die Kunst Blumenestraden hin, die namentlich zu solchen Tagen der Feier, wie es dieser 28. war, erfrischt, erneuert und durch manche schöne Pflanze vermehrt wurden. Die Bescheerung ward im Gartensalon aufgebaut und bestand aus allerlei Nützlichkeiten, aus Arbeiten der Kinder u. s. w., Alles mit der Pracht der Herbstblumen umgeben und ausgeschmückt. Doch hoch über dem Tisch, an einer weiß drapirten Vorrichtung, war das Hauptgeschenk, die eigentliche Gabe dieses Tages, ein überaus schönes und rührendes Porträt unserer Marianne angebracht.

Am 5. Oktober erzählte uns Stosch, wie er tags zuvor den Kaufmann Kletsche todt an der Cholera gefunden habe, seine Frau blaß und thränenlos.

Wir hatten es uns gewissermaßen zum Gesetz gemacht, das Revier unseres Hauses und Gartens so wenig wie möglich zu verlassen. Dem sehr lebenslustigen Mariechen ward indeß diese Beschränkung bald lästig. An diesem Tage namentlich ließ sie mit Bitten nicht ab, bis ich mich mit ihr hinausstahl und unter den Linden auf und ab spazierte. Doch ein Regen überfällt uns, so daß wir den Flur eines Hauses aufsuchen, wo indeß so viele verdächtig aussehende Menschen aus- und eingehen, daß ich es verlasse, um mir ein ruhigeres Obdach aufzusuchen. Solches finde ich auch in dem offenen Thorweg des benachbarten großen Hauses. Kaum stehen wir da, als ein von Kopf zu Fuß in schwarzes Wachstuch gekleideter Mensch wie rasend die Treppe hinunterstürzt, die Hausthür, die wir offen gelassen hatten, zuschlägt und wieder verschwindet. Gleichzeitig mit uns war eine gutgekleidete Fremde eingetreten, die mit uns den Regen dort abwartete. Sie trat an die Thür heran, doch diese ist verschlossen. O weh! Wir waren in großer Angst, aus der uns jedoch die Unbekannte befreit, indem sie den Mechanismus des Schlosses entdeckt und es öffnet. Auf der Straße sieht Marie mich fragend an, und da ich noch immer nicht gesonnen bin, unser Stillschweigen zu unterbrechen, sagt sie: „Die Cholera war in dem Hause! der schwarze Mann muß ein Krankenwärter sein." Ich suche sie zu beruhigen und lasse mir von ihr das Versprechen geben, zu Hause nichts von diesem unangenehmen Vorfall zu sagen. Nur unser Portier wird gefragt, wer in Nr. 17 wohnt und ob er wisse, wer dort krank sei. Das sei ja das Haus des sardinischen Gesandten Brême, der um seiner unbegrenzten Furcht vor der Cholera willen sich ganz abgesperrt, seinen Portier vollständig in Wachstuch gehüllt und ihm zur strengsten Pflicht gemacht habe, die Hausthür stets verschlossen zu halten. So war mir denn dieses schaurige Räthsel auf eine sehr komische Weise gelöst; der schwarze Mann hatte aus Schreck über seine Versäumniß die Thür so heftig zugeworfen. Mir war das Haus fremd geblieben, weil Brême, jener wunderliche Heilige, der der Stadt schon früher viel zu sprechen gegeben hatte, ein Junggeselle und daher von uns nie besucht worden war.

Am Abend des 13. November überraschten uns unsere Reventlowschen Kinder, und es durchzuckte mich zum letzten Mal das Wonnegefühl eines Wiedersehens mit meiner Klara. Zum letzten Mal fühlte ich nach langer Trennung ihr Herz an dem meinigen schlagen.

Am 14. November klage ich über allgemeines Kränkeln. Sophie war todmatt, Klara hatte Migräne, Marie auch, und ich war so durchaus unwohl, daß meine Mutter am folgenden Tage in Thränen zerfloß, als sie mir sagte, wie sehr sie sich um mich geängstigt habe.

Am 15. November erfuhren wir Struwes und Hegels Tod. Auch andere berühmte Namen wurden unter den Opfern der Cholera aufgezählt; ach, mein Herz sagte mir nicht, daß das größte wenigstens für mein und der Meinen Gefühle tags darauf fallen werde.

Am 17. November legte sich mein Mann an Podagra, am 18. litt er sehr; am 19. nun, da ich früh aufgestanden und im Begriff war, mich wieder zur Pflege meines Kranken in sein Zimmer zu begeben, trat Sophie zu mir herein. Sie war von Marie Radowitz abgesandt, und diese hatte wieder, wie an jenem 25. August, eine Schreckensbotschaft gebracht. Clausewitz, unser Freund, war uns entrissen; sein reiches Leben war geschlossen, das unsere verarmt; sein Tod schlug eine Lücke, die nie wieder ausgefüllt zu werden vermochte.

Clausewitz war von Posen nach Breslau versetzt worden, wo er am 6. November einzog. Dort hatte bereits die schreckliche Seuche, die sich schon über halb Deutschland ausgebreitet hatte, ihr todverkündendes Panier aufgeschlagen; aber Clausewitz hielt sich für gesichert, weil er ohne üble Folgen seinen Chef bis zuletzt gepflegt und auch dessen Reitknecht, der derselben Krankheit erlegen war, besucht hatte. Dennoch mußte er am 16. November, nachdem er früh schon einige Stunden gegen inneres Unbehagen gekämpft und dann die mit ihm arbeitenden Adjutanten entlassen hatte, seiner Frau gestehen, daß er Anwandlungen von Cholera verspüre, und nach zehn bis zwölf Stunden furchtbaren Leidens verschied er, heiß beweint von der Wittwe und den Freunden.

Hier schalte ich einen Brief der tiefgebeugten Wittwe ein:

„Ich erhielt Deinen letzten lieben Brief am Tage von meiner Abreise, kam aber erst auf der Reise dazu, ihn ordentlich zu lesen, und zwar, als ich schon die Wehmuth des Abschiedes überwunden und jubelnd meinem Glück entgegenging. Ich fühlte eine solche Wonne bei dem Gedanken, nach dieser schweren Trennung wieder mit Clausewitz vereinigt zu sein und wenigstens auf einen ruhigen Winter hoffen zu dürfen, daß alles Uebrige, Besorgnisse für die Zukunft, Cholera, ja selbst der Schmerz

über den Verlust unseres theuersten Freundes weit in den Hintergrund zurücktrat, ich mir gerade, nachdem ich Deinen Brief gelesen hatte, unwillkürlich immer die Worte aus der Iphigenia wiederholte:

»Goldne Sonne, leih mir Deine Strahlen,
Lege sie zum Dank an Jovis Thron.«

So innerlich jubelnd und Gott dankend, kam ich nach der angenehmsten und glücklichsten Reise hier an; ich fuhr eine Nacht durch und glaubte, die Sterne nie so glänzend und schön gesehen zu haben. Ich kam am Mittwoch vor acht Tagen um 1 Uhr mittags, einige Stunden früher, als Clausewitz mich erwartete, hier an; ich war darauf vorbereitet, ihn verändert zu finden, denn er hatte es mir mehrmals geschrieben. Statt dessen trat er mir wahrhaft verjüngt und verklärt entgegen, war stärker geworden, sah vollkommen wohl aus. Die Leute hatten zu unserem Empfang Treppen und Flure mit Kränzen und kleinen Ehrenpforten geschmückt; unter diesen Kränzen empfing er mich; es war das heiterste Wiedersehen trotz aller dazwischenliegenden Trauer.

Später merkte ich freilich, daß seine Nerven entsetzlich erschüttert und gereizt waren, daß seine innere Stimmung eigentlich sehr trüb war. Ich wußte es schon aus seinen Briefen, daß er in der letzten Zeit außer dem großen Kummer, den ihm Gott geschickt hat, auch noch vielfach verletzt und gekränkt worden war und vielleicht in seinem gereizten Gesundheitszustande Manches der Art zu tief empfunden hatte; allein ich hoffte, daß das Glück unseres häuslichen Lebens, die Ruhe, die wir hier zu erwarten hatten, ihm wohlthun und daß es mir nach und nach gelingen würde, alle diese Eindrücke zu mildern und zu verwischen. So verlebten wir acht im Ganzen sehr glückliche Tage, während denen wir leider aber doch nur sehr wenig ungestört beisammen waren, da Besuche, Geschäfte, häusliche Einrichtungen uns vielfach störten. Am Mittwoch, dem 16., stand er ganz gesund auf, sagte mir aber einige Stunden später, daß er sich ein wenig erkältet fühlte und daß er nicht ausgehen würde. Er schrieb in meinem Zimmer und schien vollkommen wohl; nach 11 Uhr bekam er etwas Diarrhöe ohne alle Schmerzen, hatte aber gleich die Ahnung, sehr krank zu werden, wenn auch nicht an der Cholera. Er trank einige Tassen Krauseminzthee, legte sich zu Bette; ich schickte zum Arzt, jedoch mehr aus Vorsicht, als weil irgend

ein Grund zu ernstlicher Besorgniß vorhanden gewesen wäre. Mein Bruder, der bald darauf kam und wohl eine Stunde mit uns blieb, war derselben Meinung. Erst gegen 1 Uhr zeigten sich bestimmte Symptome der Cholera, Wadenkrämpfe, Erbrechen u. s. w.; es waren einige böse Stunden, doch schien gegen 4 Uhr Alles gehoben; er lag im Schweiß, hatte wieder seine natürliche Gesichtsfarbe und einen ganz ruhigen unveränderten Ausdruck; der Arzt glaubte, ihn auf einige Zeit verlassen zu können. Kaum war dieser fort, so klagte er über furchtbare Schmerzen im Kreuz, dann traten Brustkrämpfe ein, die allen angewandten Mitteln widerstanden, und zuletzt ein Nervenschlag. Um 9 Uhr hatte er ausgelitten! Die letzten Augenblicke waren sehr ruhig, von dem, was ihnen vorherging, laß mich schweigen und hoffen, daß seine Leiden für ihn nicht ganz so schrecklich waren, als sie uns Umstehenden erschienen. Die Aerzte meinen, daß der Zustand seiner Nerven vielmehr als die Cholera zu seinem Tode beigetragen hat und daß jedes andere hinzugekommene Uebel wahrscheinlich von denselben unglücklichen Folgen gewesen wäre. Es ist mir sehr tröstlich, daß wenigstens seine letzten Augenblicke ruhig und schmerzlos waren, und doch lag etwas Herzzerreißendes in dem Ausdruck, in dem Ton, mit welchem er den letzten Seufzer aushauchte; denn es war, als stieße er das Leben wie eine schwere Bürde von sich. Bald darauf wurden seine Züge ganz ruhig und freundlich; eine Stunde später, wo ich ihn zuletzt sah, drückten sie aber wieder das tiefste Leiden aus. Ach, das Leben hatte ja auch für ihn aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Mühseligkeiten, von Leiden und Kränkungen bestanden. Freilich hatte er im Ganzen vielmehr errungen, als er beim Eintritt in dasselbe hoffen konnte; das fühlte er tief und erkannte es mit dankbarem Herzen. Aber das Höchste hatte er doch nie erreicht, und bei jeder Freude, die ihm wurde, war immer ein Dorn, der ihm ihren Genuß trübte. Er hatte eine so große herrliche Zeit erlebt, aber nie das Glück gehabt, einer siegreichen Schlacht beizuwohnen. Die Nacht vom 18. zum 19. Juni 1815, die der Feldmarschall im Verfolgen Napoleons zubrachte und die schönste seines Lebens zu nennen pflegte, war für ihn nach dem Gefecht von Wavre eine der schrecklichsten gewesen. Die Freundschaft der edelsten Männer seiner Zeit wurde ihm in seltenem Grade zutheil, aber nicht die Anerkennung, die ihn allein in den Fall setzen konnte, seinem Vater-

lande wahrhaft nützlich zu sein. Und wieviel hat er nicht mit und in seinen Freunden gelitten. Welche Sorge hat er mit Scharnhorst getheilt, welchen Schmerz über seinen Tod empfunden, und welch ein bitterer Kummer war es ihm, daß für Scharnhorsts Kinder gar nichts geschah. Und jetzt hat ihm die Kälte und Geringschätzung, mit der er des theuern Feldmarschalls Andenken vom Könige behandelt glaubte, das Herz gebrochen; denn das war die tiefste Kränkung, die er in Posen erlebte und die er nicht verwinden konnte. Er nahm dies vielleicht zu tragisch und ärger, als es gemeint war, weil seine Nerven schon so gereizt waren; aber die großen Herren und die Menschen überhaupt sollten mehr bedenken, daß es nicht hinlänglich ist, das Rechte in seinem Innern zu empfinden, sondern daß man diese Gefühle auch in seinen Handlungen kund thun muß, da wir armen irdischen Menschen ja das Innere nicht sehen und nur das Aeußere beurtheilen können. Ach! ich darf kaum darüber klagen, daß mein geliebtester Freund, daß das ganze Glück meines Lebens mir so früh entrissen wurde; denn er war zu tief fühlend, zu zart, zu reizbar für diese unvollkommene Welt und hätte vielleicht noch große Leiden zu überstehen gehabt. Nun hat er jeden irdischen Schmerz überwunden und in dem Lande des Friedens und der Klarheit, das er jetzt bewohnt, sieht er gewiß in richtigerem Zusammenhang und verzeiht, was hier menschlich gegen ihn und seine Freunde gesündigt worden ist.“

Aus einem Briefe von Marie Clausewitz an meine Mutter entnehme ich nur die Einzelheiten, welche die Beerdigung betreffen, und lasse ihnen den für uns so rührenden Schluß des Briefes folgen! Von dem letzten Gang redend, den die sterbliche Hülle des Freundes am 18. schon zurücklegte, sagt die Wittwe:

„Alles mußte leider ganz den für ähnliche traurige Fälle gegebenen Vorschriften gemäß stattfinden, und ich durfte nicht einmal eine Ausnahme wünschen, die gewiß einen üblen Eindruck auf das Publikum gemacht hätte. Das war sehr, sehr traurig, doch hatte ich dabei wenigstens den Trost, daß er den letzten Verordnungen zufolge auf dem Militärkirchhofe vor dem Ohlauer Thore begraben werden durfte. Und mein lieber Bruder ließ es sich nicht nehmen, ihm die letzte Ehre zu erweisen; es gelang ihm, in der Dunkelheit durch die Wachen zu dringen und bei der Beerdigung gegenwärtig zu sein; auch hatte er

vorher sich von den Wächtern die Erlaubniß zu verschaffen gewußt, bei den letzten traurigen Geschäften gegenwärtig zu sein und dem lieben Verstorbenen einen von Hedwigs Hand geflochtenen Lorbeerkranz selbst auf die Brust zu legen. Dies bleibt aber unter uns, da es gegen die Verordnung war und den Leuten, die es erlaubten, Verantwortlichkeit zuziehen könnte! Es war für Hedwig und mich eine große Angst, und flehentlich baten wir ihn, davon abzustehen; er wollte sich aber nicht dazu bewegen lassen, und nun es ihm gottlob nicht geschadet hat, ist es mir freilich eine große Beruhigung, daß er es that und daß diese letzten theuren Pflichten nicht lauter fremden Händen überlassen blieben. Am Sonntag um 12 Uhr war eine religiöse Feierlichkeit am Grabe, der die ganze Garnison beiwohnte. Die Rede, die dort gehalten wurde, werde ich noch erhalten und Ihnen schicken; die zwei ersten Verse und der letzte aus dem Liede: »Meine Lebenszeit verstreicht!« wurden dabei gesungen und von der Musik des 11. Regiments, Wilhelm Radziwill, begleitet. Gern, gar zu gern hätte ich dieser Feierlichkeit beigewohnt, wenn es hätte geschehen können, ohne mich allen Augen preiszugeben. Und nun, meine geliebten Freunde, muß ich den traurigen Betrachtungen des beikommenden Briefes noch einige wohlthuende hinzufügen und vor allen Dingen die Versicherung, daß mein geliebter Mann in dem theuern Bernstorffschen Familienkreise das reinste, ungetrübteste Glück genoß und daß er die nähere und so innige Befreundung mit demselben gewiß immer zu den größten Segnungen rechnete, die Gott ihm auf Erden hatte zutheil werden lassen. Daß er sich in der Ehe ganz glücklich fühlte, darf ich auch wohl hinzufügen, sowie ich auch überzeugt bin, daß er für mich noch gern länger gelebt hätte. Für den Mangel an eigenen Kindern, den ich so oft beklagte, fand er ja auch in dem lieben jugendlichen Kreise in Ihrem Hause reichen Ersatz. O, möchte er doch in diesem theuren Kreise in recht liebevollem Andenken bleiben! M. v. C."

Hier wieder mein Tagebuch:

Den 22. November. Heute endlich fand ich einen Augenblick, in dem ich es wagen durfte, meinem Mann unseren Verlust mitzutheilen.

Den 23. November. Ohne viel dessen erwähnt zu haben, nach einem Tag stiller Trauer und einer schlaflosen Nacht überreichte er mir

heut früh diesen mit zitternder Hand geschriebenen Vers, den ich ihm vorlesen mußte:

„Was zarter Frauen Sinn bewegt,
Des Mannes Heldenkraft erregt,
Des klarsten Geistes tiefstes Streben,
Des wärmsten Herzens regstes Leben,
Anmuthig war's in ihm vereint,
Den hier sein treues Weib beweint!“

Abends fügte ich hinzu: Jetzt, es ist 7¼ Uhr, schließt sich ein Jahr seit Jennys Heimgang. Ich sitze einsam vor meines Mannes Krankenzimmer und gedenke der Stunde vom vorigen Jahr, wo ich dem letzten Kampf eines bald verklärten Engels beiwohnte! Welch eine Fülle des Schmerzes hat sich seitdem auf unsere Häupter gehäuft? Marianne! Gneisenau! Clausewitz!

Den 30. November. Diesen Monat beschloß ich auf eine höchst befriedigende Weise; ich brachte den Vormittag in allertraulichstem Gespräche bei meiner holden Selma Gröben zu; unsere Herzen flossen zusammen.

Den 31. Dezember. Meine letzte Beschäftigung am Nachmittage dieses Tages war ein sehr schwerer Brief an die unglückliche Clausewitz, der ich schrieb, daß sie oder ihr Bruder unbedingt herkommen müßten zu ihrer gemüthskranken Mutter. Wir brachten unseren Abend trübe und ohne Feier zu. Die Erfahrungen des Jahres 1831 haben uns an Körper und an Geist mürbe gemacht.

1832.

Mein Tagebuch sagt mir gar nichts, meine Erinnerungen nur wenig von den ersten Monaten des Jahres 1832. Durch den Heimgang des edlen Freundespaares Clausewitz und Gneisenau waren wir vereinsamt, und eine Lücke war zurückgeblieben, die nicht auszufüllen war. Freilich war der tägliche Umgang mit Clausewitz, der uns zwölf Jahre so sehr verschönert hatte, schon durch seine Versetzung nach Breslau gestört gewesen.

Dahin war seine Frau ihm eben erst gefolgt. Nachdem sie ihm die Augen zugedrückt hatte, kehrte sie nun zu ihrer armen, seit Kurzem halb geisteskranken Mutter nach Berlin zurück und entschloß sich, um der Mutter eine Freude und Erheiterung zu bereiten, im Frühjahr den ihr angetragenen Posten als Oberhofmeisterin bei der Prinzeß Wilhelm anzunehmen.*)

Der 2. April führte uns den lieben Besuch unserer rheinischen Kinder mit unseren drei Enkeln zu, und dieser uns so hoch beglückende Zuwachs unseres Familienkreises verblieb uns bis in den Juni hinein. Freilich wurde diesmal das Zusammensein von Anfang bis zu Ende durch Sorgen getrübt. Schon am 3. April, des theuern Hausherrn Geburtstag, legte sich mit dem Beginn von Mariens ernstem Kranksein eine Last auf meine Seele; dann folgte bei fast allen Gliedern der Familie eine Krankheit der anderen, freilich ohne daß wir ahnten, welch eine Kette von Schmerzen sich daran knüpfen würde. Hier möchte ich die Feder niederlegen dürfen, weil mein Bericht von jetzt ab gar so viel Schmerzliches zu berühren hat. Doch nein, werfet Euch, Ihr Kinder und Enkel, mit mir nieder in den Staub und küßt die Hand, die durchgrabene, die stets wohlthut im Nehmen und Geben, und blickt in die göttlichen Augen hinein, deren milder Strahl sich wohl auch mit einer Thräne trübt, indem die zum Wohlthun bereite Hand uns

*) Es war ein vergebliches Opfer, das sie der armen Gräfin Karl Brühl brachte, die, immer schon kränkelnd durch die Angst vor der Cholera und die 1831 schnell aufeinander folgenden Todesfälle von Stein, Gneisenau und Clausewitz aufs Tiefste erschüttert, in hoffnungslose Geisteskrankheit verfallen war, aus der erst 1837 der Tod sie erlöste. Mariens größte Freude in ihrer Hofstellung war der junge 1831 geborene Prinz Friedrich Wilhelm, und die Arbeit für die Herausgabe der hinterlassenen Papiere des Gatten hielt sie in ihrem Schmerz aufrecht. Schon 1833 konnte der erste Band der Werke erscheinen; als der letzte 1835 druckfertig war, brach sie zusammen. Schon im Sommer, während sie die Prinzessin auf den Manövern in Schlesien begleitete, hatte man an der heiteren, gleichmüthigen Frau eine sonderbare Unruhe und Aengstlichkeit bemerkt; bei der Neujahrsgratulation in Berlin brach das Leiden aus. Man fürchtete für sie das Schicksal ihrer Mutter, verordnete starke Mittel, besonders Aderlässe und brachte sie nach Dresden; dort fand es sich, daß der zur Ader gelassene Arm auf der Reise brandig geworden war, und daraus entwickelte sich ein Nervenfieber, dem sie nach kurzer Zeit erlag. Sie starb am 28. Januar 1836 und wurde in Breslau an der Seite des geliebten Mannes begraben; auf dem Sockel des Grabkreuzes steht: „Amara mors amorem non separat!“

das schwere Kreuz aufbürdet. Und nun laßt uns weiter eilen auf dem dornigen Pfade, der einst mir verklärt erscheinen soll, wenn nicht durch meine Schuld die liebende Absicht des himmlischen Vaters vernichtet wird.

Die ersten Maitage sind mir besonders erinnerlich durch die Steigerung von Mariens Leiden, die in fast unerträglichen Kopfschmerzen gipfelten. Mein lieber Mann wurde dadurch sehr angegriffen und legte sich bald an seinem alten Leiden.

Am 10. Mai mußte ich mich dennoch entschließen, einer Einladung des Königs zu folgen, die Thora, Sophie, Julius und mich zu einem déjeuner dansant nach Charlottenburg berief. Dieses Fest steht nach den Jahren der Zurückgezogenheit und vor denen eines vollständigen Klosterlebens so gänzlich vereinzelt da, daß ich mich seiner eben deshalb in allen Einzelheiten ungewöhnlich lebhaft erinnere. Zuerst tritt mir die barbarische Kälte entgegen, wider die wir zwar während der Fahrt in jener oft erwähnten Berline gehörig geschützt waren, die aber in den Galerien des Charlottenburger Schlosses mit ihrer ganzen Strenge über die armen, mehr oder weniger leicht gekleideten Balldamen herfiel. Wir sahen um uns her nur bläuliche Angesichter und zitternde Glieder, hörten nur jämmerliche Klagen und stimmten selbst von Herzen und mit Verdruß darin ein. Mir war unendlich Angst für meine beiden Lieben, die erst nach dem déjeuner dînatoire hoffen konnten, sich durch ein Tänzchen zu erwärmen. Das Warten auf den Hof dünkte mich diesmal ewig lang, während ich mit dem guten storchbeinigen Landgrafen von Hessen-Homburg im Saal auf- und abspazierte, als gelte es hier die größte Eile. Endlich erschien der Hof, und in meiner wahren Freude, ihn einmal wieder vereinigt zu sehen, fühlte ich wirklich die Kälte weniger; auch wärmte uns die Fülle der Königlichen Tafel nun recht bald. Ich saß zwischen den beiden Fürstinnen, die den Zug beschlossen hatten, zwischen der guten, kleinen Fürstin Liegnitz und der munteren Prinzeß Elisabeth, späteren Prinzeß Karl von Hessen. An der herzlichen Fröhlichkeit dieser zwei Prinzessinnen, an der Lieblichkeit der Kronprinzeß, an der Würde der Prinzeß Wilhelm der Aelteren und an der edelen Haltung der Prinzeß Luise der Niederlande hatte ich meine Freude. Der König war gnädig und nach seiner Art freundlich. Höher als diese mir zutheil gewordene Freundlichkeit jedoch galt mir ein kleiner Zug von Herzensgüte, dessen Aeußerung ich ganz unbemerkt

auffing. Der Saal, in dem man sich versammelte, war nämlich zum ersten Mal mit köstlichen Porzellanvasen, Geschenken aus Rußland, geziert. Bei der großen Kälte, die hier herrschte, hatten die Damen alle ihre Shawls aus den Vorzimmern hereingeholt; da sie sich aber enthüllen mußten, als der Hof erschien (so wollte es die Etiquette), so wurden die schönen orientalischen Gewebe oder ihre Stellvertreter, die Ternaus, eilends in den Ecken umher geborgen, und wer solch eine hochstehende Vase erreichen konnte, hing seinen Shawl um ihr Fußgestell. So geschah denn das Unglück, daß beim schnellen Herunterholen der Tücher, als ihre Besitzerinnen sich zum Gang zur Tafel rüsteten, die eine der stolzen Vasen zertrümmert ward. Das Geräusch dabei war entsetzlich; alle Blicke wandten sich erschrocken nach dem Punkt hin, woher es kam, und da mein Unglücksstern mich ganz in die Nähe dieser Verwüstung geführt hatte — mit dem Rücken gegen die Vase gewandt, aber nicht gelehnt, hatte ich mich mit Jemand unterhalten —, da mochten wohl Viele glauben, ich sei die Schuldige, während ich bestimmt den Major v. H. hätte als Thäter angeben können. Da hörte ich, wie man meinen Namen dem König nannte; er aber that, als höre er ihn nicht, und warf die Bemerkung hin, eine Untersuchung führe zu nichts und sei nur geeignet, den unschuldig Schuldigen zu beschämen.

War es nun, daß ich, verwöhnt durch den beschränkteren und eben deshalb auch gewählteren Umgang, den ich die letzten Jahre hindurch einzig genossen hatte, zu streng urtheilte, oder täuschte ich mich nicht, wenn ich auf diesem Feste die traurige Wahrnehmung machte, daß der Ton in der Gesellschaft unserer Residenz sich gar so sehr verschlechtert habe, daß man auch weit weniger sorgfältig in der Wahl der jungen einzuladenden Tänzer war? Nach Allem, was ich seitdem erfahren, muß ich fürchten, daß meine Bemerkung nur allzu gegründet war und daß ich sie jetzt vollends bestätigt finden würde, wenn sich mir wieder die Gelegenheit darböte, Beobachtungen der Art anzustellen.

Auf diesem Balle weilten meine Gedanken mehr zu Hause als da, wo man die Geigen hörte und die Füße sich hüpfend bewegen sah; denn außer der Sorge um meine Kranken beschäftigte mich eine abermalige Veränderung in meines Mannes Lage. Die Stellung als Minister, der zwar seit einem Jahr schon nicht mehr expedirte, aber doch sanktionirte, war ihm der Verantwortung wegen peinlich, weil er

in den Zeiten seiner oft wiederkehrenden Krankheit denn doch Manches, ohne es vorher gehörig geprüft zu haben, gutheißen mußte, womit er nicht ganz zufrieden war. Deshalb hatte er neuerdings dem König seine wiederholten Bitten zu Füßen gelegt, ihn gänzlich von seinem Posten zu entlassen. Fürst Wittgenstein flüsterte mir nun an diesem Morgen in Charlottenburg zu, ich würde zu Hause in meines Mannes Händen die Kabinets=Ordre finden, die dieses Begehren beantworte! Er meinte, sie würde mich befriedigen, und rieth mir als Freund, ich möge meinen Mann überreden, seine Dienstwohnung zu behalten; das sei geziemender in der That und dem König wahrhaft viel lieber.

Die Kabinets=Ordre lautete:

„Mit großer Theilnahme habe Ich aus Ihrer Anzeige vom 30. v. Mts. ersehen, daß der immer mehr geschwächte Zustand Ihrer Gesundheit Sie in die Nothwendigkeit versetzt, auf eine gänzliche Entbindung von den Geschäften des mit so vieler Auszeichnung und zu Meiner vollsten Zufriedenheit von Ihnen geleiteten Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten anzutragen. Aus Rücksicht auf Ihre Erhaltung und zur Beförderung Ihrer Wiederherstellung diesen Wunsch für jetzt aufgebend, habe Ich den wirklichen Geheimen Rath und Staatssekretär Ancillon zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und überlasse Ihnen, demselben auch diejenigen Geschäftsbranchen zu überweisen, welche nach Meiner Ordre vom 25. Juli v. Js. Ihrer unmittelbaren Leitung vorbehalten worden waren. Ich rechne dabei mit vollem Vertrauen darauf, daß, indem Sie als Staatsminister und Mitglied des Staatsministeriums und des Staatsraths in Wirksamkeit bleiben, Sie auch ferner wie bisher von dem Gange der politischen Verhandlungen vollständige Kenntniß nehmen, den Minister Ancillon dabei mit Ihrem Rathe und Ihrer Erfahrung unterstützen und Mir die Gelegenheit geben werden, bei allen wichtigeren Veranlassungen Ihre Ansichten und Vorschläge unmittelbar zu erfordern. Indem Ich Ihnen im Voraus Meine Genehmigung zu jeder Reise oder Badeaufenthalt, welche Sie für den bevorstehenden Sommer beabsichtigen könnten, ertheile, wünsche Ich aufrichtig, daß solche, sowie eine größere Geschäftsruhe zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit beitragen möge. Wenn diese Hoffnung erfüllt wird und Sie sich fähig fühlen, wieder einen

thätigeren Antheil an den Geschäften zu nehmen, werde Ich Ihrer Anzeige darüber entgegensehen.

Berlin, den 10. Mai 1832.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

An den Staats- und Kabinetsminister
Grafen v. Bernstorff."

Unsere Heimkehr von dem Königlichen Fest war nicht heiter, weil man uns zum Willkommen nur von Krankheit sprach: Marie war sehr elend gewesen, bei Thoras Kindern, die wir mit Husten und Schnupfen verlassen, ahnte Stosch einen Ausbruch der Masern, und mein Mann empfing uns denn wirklich mit der Mittheilung jener Kabinets-Ordre. So gnädig die Kabinets-Ordre auch war, so mußte sie Thora aufs Schmerzlichste überraschen, da ihr ihres Vaters Ansuchen fremd geblieben war. So von dieser Seite her wehmüthig aufgeregt, von der anderen quälend beängstigt, legten wir uns zur Ruhe, und siehe, am folgenden Morgen hatte sich unser Horizont noch mehr verdüstert; denn auch Thora war recht ernstlich und schmerzhaft erkrankt an einem rheumatisch-nervösen Brustfieber. Es folgten bange und trübe Tage, an die sich nach Thoras Genesung noch manche Woche schwerer Besorgnisse für die Kinder schloß, die statt der Masern den Keuchhusten bekommen hatten.

Dies waren traurige Vorbedeutungen für die Rückreise, und dennoch meinte Julius, sie nicht länger als bis zum letzten Juni aufschieben zu können. Noch am 27. sah ich die arme Thora in wahrer Verzweiflung bei der Aussicht auf diese ihr nicht nur gefährlich, sondern beinahe unmöglich scheinende Reise, und dennoch mußte ich am 30. Juni den Wagen davonrollen sehen, der mir meine kranken und von Sorgen belasteten Kinder entführte!

Der 3. Juli d. Js. brachte mir neue Schmerzen, die schon die Ahnung dessen in sich faßten, was sich daraus entwickeln würde: Klara, meine holde, süße Klara hatte schon seit 14 Tagen an einem Husten gelitten, den wir anfangs einer heftigen Erkältung zuschrieben, die sie sich durch eine unvorsichtige Fahrt bei kaltem, stürmischem Wetter zu dem unseligen Pferderennen zugezogen hatte.

Nun mußte sie sich legen, nachdem sie namentlich in den letzten Tagen von Thoras Aufenthalt sich mit der ihr so eigenen Seelenstärke Gewalt angethan hatte, um in Bewegung zu bleiben. Daß ich mich jetzt vorzugsweise ihrer Pflege widmete, war wohl natürlich, ebenso natürlich, daß ich meine auf den 4. angesetzte Abreise verschob. Ach, hätte ich es mir nur erlaubt, sie auf noch längere Zeit auszusetzen! Das nicht gewagt zu haben, hat fürs Leben einen Dorn in meinem Herzen zurückgelassen.

Von diesem 3. bis zum 11. Juli unterbrachen nur zwei kurze Glückwunschbesuche bei Gröbens meine Krankenpflege. Es war am 6. Juli, wo ich mich mit schwerem Herzen von Klaras Leidensbett losgerissen und mit sehr bedrücktem Mariens Schmerzenskammer verlassen hatte, als mir unter Selmas Dach bei ihrer Geburtstagsfeier getrost und beinahe heiter zu Muthe war; mir war, als wäre mir eine Last vom Herzen abgefallen, und ich fühlte wieder, daß in ihrer Nähe allzeit Friede und Freude des Himmels zu finden sei. Am 8. Juli ward ihr Hochzeitstag begangen; sie brachten ihn im Grunewald zu und erzählten uns am anderen Tage von der Fröhlichkeit, ja der Glückseligkeit des vergangenen. Diese patriarchalische Familie wäre zu glücklich für diese Welt, wenn ihr Glück nicht gerade aus dem Himmel herabkäme und direkt wieder in ihn hineinführte. (Im Jahre 1841 feierten sie ihre silberne Hochzeit, umgeben von einem Kreis herrlicher zum Theil schon erwachsener Söhne.)

Ich finde von eben diesem 9. Juli Folgendes in meinem Tagebuch: Nach einigen bangen und dunkeln Wochen scheint sich der Horizont für uns etwas lichten zu wollen. Klara ist sichtlich in der Genesung, Marie etwas besser, von Thora erhielt ich endlich den ersehnten Brief aus Pyrmont, und mein Mann fuhr nach länger als drei Monaten zum ersten Mal aus.

Ich hatte mich denn wirklich zur Abreise mit Marie entschlossen; der Reisewagen war gepackt, und um Mittag schlich ich mich von Klaras Seite hinweg. Ahnungen der herzzerreißendsten Art erfüllten mich; aber ich unterdrückte sie mit der ganzen Kraft meines Innern, einer Kraft, die ich ganz Marie widmen und der gefürchteten Reise mit ihr ungeschwächt entgegenbringen wollte.

Der 11. Juli war der Tag meiner Abreise; ach, wie schmerzlich sind meine Erinnerungen an jenen Aufenthalt in Heringsdorf. Marie immer elender; die Nachrichten von meiner Klara sehr trübe, wenn auch ihr Leiden nicht in seinem ganzen Ernst erkannt wurde; die Trennung von meinem Mann sehr schwer; das Wetter kalt und ungünstig. Nur Sophie war meine Freude, mein Trost, meine Hülfe. Sehr bald nach meiner Abreise erholte sich Klara so weit, daß sie reisen durfte, und da Eugen sich an seinen Posten gebunden glaubte, er auch seine zärtlich geliebte Frau gar nicht für bedroht hielt, so übernahm mein Mann es, unsere Klara nach Altenhof zu führen, wo man von der Landluft Wiederherstellung für sie erwartete. Ich wußte sie ja auch dort umgeben von der treuesten, zärtlichsten Liebe ihres Vaters, ihrer Schwiegereltern, ihrer Emilie, gepflegt von den sorgsamsten Händen; aber ach, sie genas nicht für diese Erde. Bis zum 13. Oktober zogen sich ihre Leiden hin, nicht gewaltsam, aber unaufhaltsam dem Ende entgegen und unbegreiflicherweise fast bis zu den letzten Tagen von ihrem Arzt verkannt und stets als nicht augenblicklich gefährlich bezeichnet. So kam es, daß ich trotz aller treuen Berichte getäuscht und daß ich von der Gefahr erst unterrichtet wurde, als es zu spät war, um sie noch lebend zu erreichen!

Am 7. September hatten wir Heringsdorf verlassen, ach, leider ohne daß unsere Hoffnungen erfüllt wurden. Einige Tage in Stettin bei den geliebten Schönbergs waren unbeschreiblich wohlthuend, und am 11. September langten wir wieder in Berlin an, dankbar, die Reise durch Gottes Gnade glücklich überstanden zu haben. Wie sehr mein Herz sich nach Altenhof sehnte, ist nicht zu sagen; aber ich wagte nicht meine leidende, immer noch von den furchtbarsten Kopfschmerzen heimgesuchte Marie zu verlassen. Oft durfte sich mein Herz an den Gottesdiensten und Losungen erquicken; es waren Thautropfen im heißen Wüstensande der Traurigkeit. Immer ernster wurden die Briefe; am 7. Oktober schrieb ich in mein Tagebuch: Gott, welche Nachricht aus Altenhof; sie darf und kann den Winter nicht reisen. Wie läßt sich das, wie sich die Zukunft ertragen! Marie ist heute besonders leidend. Ich war auch recht krank; aber heute gab der Herr mir Kraft, mir Trost und Stärkung in der Bethlehemskirche zu holen.

Sonntag, den 14. Oktober. Am 11. hörte ich eine Predigt von Theremin über „die Freude im Herrn“! Sie erschütterte mein Herz;

denn in der Erwartung von Nachrichten aus Altenhof war die Freude im Herrn nicht zu erringen. Bei meiner Nachhausekunft fand ich diese Nachrichten, viel, viel herzzerreißender, als ich es in meiner Verblendung geahnt hatte. Eugen kam, stürzte sich auf die Kniee und rang im inbrünstigsten Gebet um Fassung. Wir trafen Reiseanstalten.

Montag, den 15. Oktober. Um 12 Uhr mittags reiste ich allein ab; Eugen wollte später zu mir stoßen. Ich verließ meine kranke Marie ohne Abschied — es war herzzerbrechend, herzzermalmend! Abends in Friesack traf ich Gottfried Reventlow, und mit seinem Anblick ward mir schon die schreckliche Gewißheit, daß Alles vorüber sei! Mein Schmerz war verzweiflungsvoll — ach! — den Abend, die folgenden Reisetage wußte ich den Trost noch nicht zu erfassen, der jetzt meinen ungeheuren Schmerz mildert.

Dienstag, den 16. Oktober. Schon um halb sechs war ich in Ludwigslust. Wie hätte es mir so viel mehr zugesagt, wenn ich hätte weiter fahren können; aber die Pferde von Dreylützow waren noch nicht da, und der Weg bis dahin allzu böse, um ihn ohne Mondenschein zu unternehmen. Die guten auch vor sechs Wochen so schwer geprüften Lützows, deren Sohn im Duell geblieben war, wies ich ab, und ich brachte den Abend allein, allein mit meinem göttlichen Tröster zu.

Mittwoch, den 17. Oktober. Unter tausend bitteren Thränen langte ich in Dreylützow an; ich hatte weiter bis Ratzeburg fahren wollen, wo ich hoffte meinen Mann zu finden; allein ich fand mich so zitternd, so angegriffen, erwartete noch das Wiedersehen mit Eugen dazu, so daß ich Ratzeburg aufgab. Da kam er denn auch, warf sich auf die Kniee und strömte seinen Schmerz immer wieder und wieder in den inbrünstigsten Gebeten aus, dabei ausrufend, es sei seine Klara, die ihn beten lehre. Er brachte mir den Brief meines Mannes, der Berlin durch eine Stafette erreicht hatte und durch den ich erfuhr, wie schmerzensfrei meiner Klara Ende, wie süß ihre Phantasien, wie sanft ihr Heimgang gewesen sei. Der Herr nahm sie segnend hinweg. Er rief sie gerade so hinüber wie die Kinder, die er einst freundlich zu sich zog, um sie zu segnen.

Fritz und Nandine, die treuen Geschwister, suchten mich auf und weinten mit mir. Sie verließen mich erst, als mein Mann ankam.

Von diesem Wiedersehen schweige ich! Mit ihm brachte ich noch einen Tag in Stintenburg zu; dann traten wir die Heimreise an. Wieder umfing uns der enge Raum des Reisewagens, und wieder ging mitten im tiefsten Schmerz das Gefühl des tiefsten Glückes im Bewußtsein des gegenseitigen Besitzes auf. Wieviel hatte ich noch zu hören von meines Kindes letzten Lebenswochen, und nichts, nichts konnte meinem zerrissenen Herzen so wohl thun, wie seine theure Stimme von ihr reden zu hören. Auch Emilie, ihre Schwester und Herzensfreundin und liebevollste Pflegerin, berichtete treulich über die Krankheitszeit. Diese rührenden Bilder waren Balsam auf meine Wunden und erfüllten mich mit Trost und Frieden. Wie sich die ganze Liebenswürdigkeit ihrer Eigenart von jeher im engsten Familienkreise am lieblichsten entfaltet hatte, so war es auch in diesen Krankheitswochen gewesen, und eben dies trug nicht wenig dazu bei, ihre Umgebung über das schnell herannahende Ende zu täuschen. Mit inniger Freundlichkeit nahm sie jeden Liebesdienst an und war nie glücklicher, als wenn ihr lieber Vater neben ihr saß oder ihr vorlas. Von Sterben sprach sie nicht; aber ihre Seele war, das sah man deutlich, immer mehr auf die Ewigkeit gerichtet. Sie ließ sich viel aus der Heiligen Schrift vorlesen und sagte: „Eigentlich habe ich für keine andere Lektüre mehr Sinn." — Dann wieder nahm die Lebenshoffnung überhand, sie freute sich auf die Wiedervereinigung mit Eugen und machte Pläne, mit ihm zu reisen. Auch später, als die Leiden zunahmen und unklare Augenblicke kamen, blieben ihre Geduld und Freundlichkeit sich immer gleich. „Giebt es denn hier keine Prediger", rief sie einmal, „die so armen Leuten das Abendmahl geben, so armen Leuten, wie ich bin?" — Ein ander Mal: „Jesus ist hingegangen, uns die Stätte zu bereiten", und betend fügte sie hinzu: „Ach, ja auch für mich ein kleines Stübchen — nicht zu all den Frommen, da gehöre ich nicht hin —, aber ein kleines Stübchen nur, wo ich Deine Herrlichkeit durch die Ritze der Thür sehen kann." — Ihre letzten Gedanken waren mit Ihm beschäftigt und ihre letzten Worte: „O du liebe Ewigkeit, o du süße Seligkeit." Dann schlummerte sie sanft hinüber.

Die theure Hülle wurde nach Glasau, dem Stammgut der Familie, gebracht. Der alte Leibkutscher, unser guter Johann Christian, ließ sich's nicht nehmen, sie auf diesem letzten Wege zu fahren. Thomson, der ganz zur Familie gehörende Haushofmeister, der gehofft hatte, auch

ihr einst noch dienen zu dürfen, begleitete sie nun auf diese Weise. Da, wo der von Altenhof kommende Weg von Kiel ablenkt und sich längs dem Hafen weiter zieht, begrüßte unsere Karoline Hegewisch den Trauerzug und legte eine Rose Unica auf den Sarg.

Die Familie Reventlow traf bald nach dem Einzuge der theuren Hülle in Glasau ein und mit ihnen zugleich der unglückliche Wittwer. Am 27. Oktober fand die Beisetzung in der gutsherrschaftlichen Gruft statt.

Was soll ich von der herzzerreißenden Rückkehr am 22. Oktober, was von Mariens Schmerz, von Thoras tieferschütterten Briefen, was von der darauffolgenden Zeit sagen? Es war Alles unendlich schmerzlich; aber der Herr half das Kreuz tragen und schenkte uns auch äußerlich große Stille. Darin ward es uns diesmal leichter gemacht als im Sommer 1827; im Uebrigen aber, ach, wie viel, viel mehr verarmt fühlten wir uns jetzt!

Marie senkte nun vollends ihr krankes Haupt. Unbeweglich, von den heftigsten Schmerzen gepeinigt, saß sie in ihrem Armstuhl. So rollte der Winter seine sorgenbeladenen Tage langsam ab, und auch der heilige Weihnachtsabend blieb in diesem Jahre der Schmerzen äußerlich ganz dunkel in unserem Hause. Mein Mann hatte sich schon im November an seinem Gichtübel gelegt, und so wanderten Sophie und ich von einer Krankenstube in die andere. Freilich verließ uns die Liebe der Freunde nicht, und ich nenne da vor Allen die lieben Gröbens, deren Beispiel der Gottergebenheit mir hell vorleuchtete. Aber auch die Radowitz und Strauß thaten uns unendlich wohl durch ihre Theilnahme.

1833.

Wie das alte Jahr mit Sorgen beschlossen, so vergingen uns auch die ersten Monate des neuen gleich trüb. Mariens Leiden steigerten sich zu einem furchtbaren Grade. Im Frühjahr ward die Behandlung unseres Kindes in die Hände eines Homöopathen, des Dr. Stüler,

gelegt, dessen Mittel sie vom Rande des Grabes zurückriefen, aber keine Genesung brachten. Sie konnte sich wieder ein wenig beschäftigen, vor Allem sich auf den täglichen Besuch des Vaters freuen. Diese Besuche aber hörten plötzlich auf, indem er am 9. März von Neuem vom Podagra befallen wurde und dabei ganz ungewöhnlich litt. Noch am 8. hatte er mir so treu und viel vorgelesen; am 9. und 10. lag er schon, und der 11. ward ein unvergeßlicher Tag des tödlichsten Schreckens, furchtbarer Erinnerung und einer zum Theil wenigstens von mir verstandenen Mahnung an das, was früher oder später den Faden dieses theuren Lebens abreißen werde. Ich hatte mich unten bei Marie etwas länger als sonst aufgehalten, trete um 12½ Uhr mittags leise bei meinem Kranken ein, erblicke ihn schon beim Oeffnen der Thür aufrecht im Bette sitzend, zitternd und mit stierem Blicke. Er versucht mir etwas zu sagen; aber die Sprachwerkzeuge sind gelähmt. Das waren Augenblicke der furchtbarsten Art für mich. Es waren schon vor meinem Erscheinen Boten nach einem Arzt gesandt worden; denn eine gnädige Fügung hatte gewollt, daß Amerika besuchsweise bei dem Kranken war. Dennoch dehnten sich diese Augenblicke aufreibender Angst qualvoll aus; es vergeht eine viertel und beinahe eine halbe Stunde, ehe man Dr. Bremer gefunden hat und ihn, da Stosch abwesend war, meinem Mann zuführt. Leider kennt er dessen Natur gar nicht, und ich glaube mich befugt, ihn gegen einen Aderlaß zu warnen, weil ich weiß, daß mein Mann und sein Arzt solchen für unverträglich mit seiner Natur ansehen. Vierundzwanzig Blutegel werden ihm statt dessen an Hinterkopf und Nacken gesetzt und bringen Bewußtsein und Sprache zurück, eben ehe Bremer seine von mir gebilligte Absicht ausführt, den Geheimen Rath Dr. Horn herbeizurufen. Nun hoffte ich zu Gott, daß für diesmal Alles überwunden sei, um so mehr, da der Kranke wohl abgespannt, übrigens aber gut ruhig und heiter war. Dennoch wollte ich ihn am nächsten Vormittage nicht verlassen, und Amerika ließ es sich ebenfalls nicht nehmen, ihn mit mir zu bewachen. Wir setzten uns arbeitend in eine Ecke des Zimmers, um den Kranken nicht zum Sprechen anzuregen; doch gegen 12 Uhr stellte sich eine solche Aufregung bei ihm ein, daß er nicht zum Schweigen zu bewegen war, sondern eine Anekdote aus seiner Kindheit und Jugend nach der anderen erzählte. Einige Stunden lang blieb es ungewiß, ob er in Fieberphantasien rede; doch um 2 Uhr

nahm das heitere Geschwätz plötzlich eine furchtbare Wendung. Der Kranke raste förmlich, war nur mit Gewalt im Bette zu erhalten, und die Aerzte mußten ihre ganze Kunst anwenden, um ihn zu beruhigen. Diesmal blieb Bremer nicht allein; Stosch kam gerade in der Stunde der höchsten Noth zurück von seiner Reise und übernahm mit ungewohnter Energie und mit einer auf lange Bekanntschaft mit des Kranken Konstitution begründeten Sicherheit die schwierige Behandlung. Sie glückte ihm auch so vollständig, daß nach überwundenem sechs- bis siebenstündigen Fieber nur eine verhältnißmäßig nicht einmal allzu große Ermattung und weiter gar kein besonderes Krankheitssymptom zurückblieb. O, wie dankte ich Gott für die Abwendung so großer Gefahr! Ich dankte aber mit Zittern und flehte heiß um Bewahrung vor einem sehr bedrohlich scheinenden Rückfalle! Wird solcher das theure Haupt verschonen? Wird mir die beständig quälende Angst, die marternde Angst genommen werden? Ach! schon am 10. April wiederholte sich der Anfall. Ich hatte lieben Besuch durch den Saal geleitet; als ich wiederkehre, sehe ich die freundlichen Augen wieder starr werden und höre ihn zu Hedwig Bernstorff, die neben ihm steht, sagen: „Ich sterbe“; aber auch diesmal geht das Unglück an mir vorüber, und der Arzt, der eilig geholt wird, erklärt ihn außer Gefahr.

Nun lebten wir in stillem Frühlingsgenuß. Endlich wehten die Lüfte frühjährlich, auf den farblosen Wiesen keimte endlich das glänzend grüne Gras und hier und da schon ein Blümchem empor; unser Garten erschien recht bunt von Krokus und frühen Tulpen, und die wonnereiche Ahnung naher Maienluft regte sich in den Bewohnern unserer Bäume und Büsche, unserer Rasenplätze sowie der fernen Felder und der Gewässer.

Die Brust des glücklichen Menschen schwellte das Erwachen der Natur; doch mein Herz pochte in dem Weh der Erinnerung und der Oede, die mich umgab, doppelt schmerzlich. Wie hätte es anders sein können!

Auch lastete das Unglück, das in dem theuren Nachbarhause eingezogen war, schwer auf uns. Ich gedachte wohl zuletzt der lieben Radziwills, als sie im Jahre 1830 nach Berlin zurückkehrten. Elisa war lieblicher als je; ihr Herz hatte nicht nur entsagt, sondern war ganz frei. Damals schon konnte sie mir mit frommer Resignation im

Rückblick auf ihre Prüfungszeit schreiben: „Und dennoch waren es schöne gesegnete Jahre, deren Andenken mich mit dem heißesten Dank gegen den Vater der Liebe erfüllen."

Seitdem war ihr neue Wonne und neue Bitterkeit geworden, und sie kehrte nun nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt mit ihren Eltern in Teplitz mit gebrochenem Herzen zurück. Dort in Teplitz hatte sie den ihrer ganz unwürdigen, aber liebenswürdigen Fürsten von Schwarzenberg kennen und mit der Zeit lieben gelernt. Er brachte ihr seine Huldigungen dar, zeichnete sie in jeder Weise aus, und die Eltern Radziwill ließen sich durch die Liebenswürdigkeit und anscheinend brillante Lage des Prinzen täuschen und machten ihm Avancen, die er schlau benutzte, um durch Vermittelung von Prinzeß Luise von großen Schulden, die auf seinen polnischen Gütern der Krone von Rußland gegenüber lasteten, befreit zu werden.

Nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, zog er sich unter allerhand Vorwänden zurück, und unsere arme Elisa mußte alles bittere Weh verrathener und betrogener Liebe durchkämpfen. So kam sie zurück, und um diesen Gram zu heilen, ergriff der Vater das grundfalsche Mittel, sie durch Gesellschaften zu zerstreuen.

Die Mutter litt schwer darunter. Sie wußte, wie sehr Elisa der Ruhe bedurfte, und selbst leidend und an das Krankenbett gefesselt, sehnte sie sich nach der Pflege ihrer Tochter; aber sie gab hier, wie immer, dem Willen ihres Mannes nach und ließ Elisa mit dem Vater von Fest zu Fest eilen. Das war dem Fürsten aber nicht genug; auch sein Palais wiederhallte von lärmender Freude, die Jedem, der sie liebte, in Elisas und der Mutter Seele wehe thun mußte.

Eben vor einem dieser rauschenden Feste, es war am 29. Januar, Sophiens Geburtstag, schrieb Elisa dieser folgendes Briefchen:

„Liebe Sophie, ich benutze einen Augenblick vor Beginn des Balles, um Dir die Segenswünsche zu schicken, die ich Dir so gern selbst gebracht hätte. Schon neulich ging es mir so traurig mit Deiner Tante. Es wurde mir unmöglich gemacht, sie zu sehen. Das Herz blutet mir, wenn ich an sie, wenn ich an Euch Alle denke, obgleich ich weiß, daß Ihr selig seid in Eurem Innern, was doch die Hauptsache ist. Aber solange man noch im Kampfe mit dem Schmerze ist, wird

es einem doch zuweilen so schwer, daß man rufen möchte: »Ach wie so lange!« bis man so weit ist, daß man wieder herabschauen kann mit von Gott erhellten Blicken über die zusammenhängende Kette von Schicksalen, die doch ein göttlich großes Ziel haben. Wie gern ging ich zu Euch, statt hier auf dem Balle mich umherzutreiben. Es wird mir heute gar nicht leicht, obgleich es mir auch dort, wie überall, vorkommt, als wäre es einerlei, was wir thun, wenn wir es nur um Gottes willen thun. E. R."

Ihres Vaters Wille war ihr Gebot; seinen Willen nahm sie gerade als vom Herrn an sie ergehend auf, und so tanzte, spielte und sang sie — aus Gehorsam! Aber ihr zarter Körper war diesen Anstrengungen nicht gewachsen.

Es war bei einem Familiendiner in Prinz Wilhelms Palais, daß sie zum Tode erkrankte, während die arme, leidende Mutter daheim ihrer in immer steigender Angst harrte. Die theure Prinzeß Luise erzählte uns selbst den Hergang folgendermaßen: Bald nach Aufhebung der Tafel bat Elisa, wahrscheinlich durch eine ängstliche Beklemmung und Unruhe dazu veranlaßt, Prinzeß Wilhelm, sie in ihr Kabinet zu führen, um dort eine von der Prinzeß begonnene Malerei in Augenschein zu nehmen. Elisa hustet dort einige Male leicht auf und, o des Schreckens! es folgt augenblicklich darauf ein so heftiger Blutsturz, daß der Vater, die Brüder sie in ihren Armen verscheiden zu sehen fürchten. Sie dringt mit abgebrochenen Worten darauf, heimgebracht zu werden; die schnell erschienenen Aerzte protestiren und meinen, der Transport würde sie tödten. Sie vernimmt es, und sie dringt desto ungestümer auf die Ihrigen ein; „ach nur nicht hier sterben, nur nicht hier sterben", ruft sie. Prinz Anton eilt voraus; er will seine Frau vorbereiten und deren Sänfte aufs Palais schicken, um die sterbende Tochter abzuholen. Krank und schwach schwankt die bebende Mutter der Tochter bis auf den Flur entgegen; aber kaum haben die Träger sie dort niedergelassen, als sich der Blutsturz wiederholt. Von der Mutter umfaßt, an ihrem Herzen sagt Elisa mit schwacher Stimme: „Ach, nun will ich gern sterben, hier stirbt sich's leicht." Aber sie starb dennoch nicht; sie sollte noch weiter geprüft werden. Der Vater, plötzlich aus seiner Verblendung erweckt, erlag der furchtbaren Gemüthsbewegung; denn ohne

diese hätte sein Körper wohl der leichten Grippe widerstanden, die ihn acht Tage nach jenem Unglückstage ergriff. Niemand dachte noch an Gefahr für ihn, als sich am Ostersonntag, dem 7. April, die Nachricht von seinem Tode verbreitete.

Nun begann eine Zeit doppelter Prüfung für Prinzeß Luise; denn die Aerzte verlangten mit aller Entschiedenheit, daß die kranke Elisa nichts von dem Tode ihres Vaters erfahren sollte, und so mußte die arme Mutter mit unbefangenem Angesicht und in bunter Kleidung am Krankenbette der Tochter walten. Erst viel später, als die Genesung vorgeschritten war, erfuhr Elisa zuerst durch einige unvorsichtige Worte der besuchenden Prinzeß Karl und dann durch die schonenden Mittheilungen der Mutter, was geschehen war, und sie ertrug auch diesen Schlag in der sanften, klaglosen Weise, die ihr eigen war.

Am 16. April hatte ich meinen verspäteten Wochenbesuch bei Auguste Schlieffen gemacht und dabei erst mein schönes, prächtiges Pathchen kennen gelernt; denn als mich die Eltern und Großeltern in ihrer Freundschaft zu Gevattern gebeten hatten, war mir der Entschluß, einer Taufe beizuwohnen, zu schwer gefallen, und Sophie hatte es übernommen, statt meiner bei dem prächtigen, kleinen Alfred Gevatter zu stehen. Ein freundlicher Zufall führte Goßner an diesem Nachmittage des 16. auch zu den lieben jungen Freunden; seine lebendige Glaubenssprache that mir bis ins Innerste der Seele wohl. Er theilte manche Erfahrungen von unmittelbarer Gebetserhörung mit und beantwortete meine Ein würfe auf eine für mich höchst befriedigende Weise.

Der 12. Mai war ein Tag inniger Feier. Mein Mann wagte sich zum ersten Mal wieder hinaus und genoß so heiter im schönen Garten das Fest der Wiedergenesung; mir war innig wohl neben ihm! Er hatte jetzt das bequeme Auskunftsmittel gefunden, sich, so oft seine Füße zu schwach waren, ihn weit zu tragen, in der Droschke mit zwei Pferden durch den vorderen und schattigeren, also kühleren Theil des Gartens bis hinten hin fahren zu lassen, wo die Sonne mit ihren wärmenden Strahlen hineindringt. Da sucht er denn entweder die grüne Familienbank oder die Weinlaube auf, je nachdem Sonne und Wind die eine oder andere begünstigen. Und so ging mir wieder in der Heiterkeit des Genesenen und in seiner Freude an dem schönen

Frühsommer, an jedem der sich gleich bleibenden herrlichen Sonnentage, an dem Erblühen der Blumenfülle das Herz in Dank und Freude auf.

Der Juni verfloß verhältnißmäßig ruhig und heiter; denn auch Marie machte keine Rückschritte, so daß ich sie getrost der Obhut ihrer Großmama und der treuen Pflege ihres Friedchens anvertrauen konnte, um meinen Mann nach Schlangenbad zu begleiten.

Am 1. Juli traten wir die ihm so nothwendige Badereise an, die er mehrmals aufzugeben bereit war, weil er fühlte, ich werde ihn nicht allein ziehen lassen, und sich kaum zu überreden vermochte, daß ich Marien mit einiger Ruhe verlassen würde. Am Fuße des Harzes, in Sangerhausen, glaubten wir liegen bleiben zu müssen. Nach einer bangen Nacht aber war mein Kranker ebenso überrascht wie ich, als er die Kräfte weiterzureisen fühlte und überaus wohl und heiter war. Den 6. Juli zogen wir, er zum ersten Mal, in Hackhausen ein und feierten dort die Taufe unseres vierten Enkelkindes, das am 5. Juni geboren war und nach unserer verklärten Klara genannt ward. Diesmal hatte Sophie Thoras Pflege übernommen. Die Jahreszeit drängte, deshalb brachen wir am 14. wieder auf, zogen über Ems, wo wir einen Tag bei den lieben Amerikas zubrachten, und über Schwalbach, wo uns Prinz Wilhelm Bruder mit seiner Familie aufsuchte, nach dem freundlichen, in diesem Jahre aber sehr feuchten Schlangenbad. Noch denke ich mit Grauen an die harte Strafe, die dem ersten, wohl etwas unvorsichtig genommenen Bade folgte. Mein Mann erkrankte an einem sehr heftigen Podagraanfall, der uns dort bis zum 26. August fesselte und einige recht bange Tage brachte. Die letzte Woche des dortigen, sonst trüben Aufenthaltes ward uns durch sehr erwünschte Besuche verschönt. Arnims, die Lieben, kamen aus Darmstadt zu uns herüber. Sie hatten vor Kurzem ihr einziges heißgeliebtes Söhnchen, denselben kleinen Detlef, dessen Taufe ich beigewohnt hatte, am Scharlachfieber verloren. Der Abend mit ihnen verfloß uns sehr genußreich, wenn auch unter tief wehmüthigen Mittheilungen. Unsere holde Betty trug die Spuren des durchgemachten Leidens sehr sichtbar in ihren Zügen, und immer wieder füllten sich die lieben großen, klaren, blauen Augen mit Schmerzensthränen. Doch gottlob! wir sahen später die Zeit ihres Glücks neu aufgehen. Luise Löw erschien mit ihrer Tochter, Beide so liebevoll wie liebenswürdig, und

Sophie und Thora hatten sich auch eingefunden. Mit ihnen würde die Rückfahrt nach Hackhausen, längs dem schönen, lieben Rhein, zum Fest geworden sein — denn Thoras Freude an romantischen Gegenden mit anzusehen, war stets ein wahrer Genuß für uns —, wäre des theuren Vaters sichtliche Schwäche nicht gar zu betrübend für uns gewesen. Diese und seine lebhafte, nur gegen mich ausgesprochene Furcht, dort von einem Podagrarückfall ergriffen und dann unberechenbar lange gehalten zu werden, störten mir lebhaft die Glückseligkeit unseres Vereins unter dem freundlichen Dach der Tochter. Dennoch flogen die Tage dahin, gar lieblich bezeichnet von schönen Stunden, in denen er sich, von den Seinen umringt, auf der Brücke niedergelassen hatte und sich sonnte, von zwei Ausfahrten in den ihm so interessanten Gegenden, von manchen traulichen Stunden des Gesprächs oder gemeinschaftlicher Lektüre. Lamartines Méditations poétiques tragen noch für mich den ganzen Zauber seiner wohllautenden Stimme. Abends wurde mitunter Domino gespielt, und zwar auf eine besondere Weise, wie sie uns hier gelehrt ward, die mehr Berechnung erforderte. Nur zu schnell kam der Tag des Abschieds heran. Vater und Tochter ahnten wohl Beide, es werde der letzte sein. Julius und Thora begleiteten uns bis Elberfeld, und dort riß er sich mit blutendem Herzen aus den Armen der Tochter, Thora beinahe fassungslos von der Brust des Vaters los.

Mitte September langten wir nach einer mühseligen Rückreise wieder in Berlin an; denn mein Mann war sehr schwach. Auch unser krankes Kind fanden wir in einem recht jämmerlichen, aufgeregten Zustande. Ende Oktober erkrankte mein Mann aufs Neue und war also wieder an das erst vor zwei Monaten verlassene Krankenlager gefesselt, der geliebte Dulder! Die heftigen Schmerzen in den Füßen bezwangen fast seine Standhaftigkeit, so daß er in lautes Aechzen ausbrach. Zu gleicher Zeit hörte ich oft das starke Geschrei aus Mariens Krankenstube. Das waren Stunden großer Prüfung für mich!

Der trübe Schluß des Jahres 1833 hat außer diesen schmerzlichen Erinnerungen fast nur Lücken in meinem Gedächtniß zurückgelassen.

1834.

Die ersten Monate des Jahres verflossen uns in friedlicher Stille, da Mariens Zustand sich durch die homöopathische Behandlung entschieden gebessert hatte. Unser Freundeskreis, der jetzt hauptsächlich aus Arnims, Gröbens, Radowitzens und Bunsens bestand, wetteiferte, uns Liebe zu erweisen, und mit unseren treuen Nachbarn aus alter Zeit, den Radziwills, theilten wir die schweren Tage ihres Hauses. Betty Arnim war von Darmstadt nach Berlin gekommen, um dort ihren Wochen unter der Pflege ihrer guten Mutter entgegenzugehen. Wir hatten große Freude an ihrem vielgebenden Umgang, und sie schloß sich uns mit kindlicher Liebe an. In meiner Mutter verehrte sie mit schwärmerischer Anhänglichkeit die „Hanna der Kirchen“, in meinem Mann das „Ideal eines edlen Menschen und liebenswürdigen Greises“, und auch er schaute ihr so gern in das reine ätherblaue Auge. Bettys Freitage hatten wir uns gänzlich angeeignet; da kam sie am frühen Vormittage zu uns und blieb bis abends spät. Marie Clausewitz kam, so oft es ihr Dienst erlaubte; am 24. März erschien sie mit dem künftigen Thronerben, dem lieblichen dreijährigen Prinzen Friedrich Wilhelm. Mein Mann war in der Genesung von einem Podagraanfall. Der Prinz kam, offenbar in der Erwartung, einen Kranken vorzufinden, leise angeschlichen; als er aber meinen Mann erblickte, wie er in seinem Sessel saß und ihm einen freundlichen Willkommen zunickte, da rief er freudig aus: „Bernstorff nicht im Bette.“ Dann begehrte er, daß Marie Clausewitz ihm auf dem Flügel vorspiele, rief darauf mich herbei: „Andere Ralin“ (Ralin nannte er die Generalin Clausewitz) „soll auch spielen“, und wollte es nicht begreifen, weshalb ich seine Bitte nicht erfülle. Er bezeigte so große Freude an der Musik, trommelte selbst aus Leibeskraft auf dem Instrument und sagte: „So macht es die Mama.“

Das Osterfest ward von uns bei den Radziwillschen Prinzessinnen begangen; denn da ihr Gesundheitszustand sie längst schon von der Kirche ausschloß, so ließen sie den Gottesdienst in ihrem Palais halten. Die Prinzessinnen empfingen mich mit lebhaftem Bedauern, daß mein Mann mich nicht begleite. Die Kronprinzeß eilte auf uns zu, um uns mit strömenden Thränen mitzutheilen, daß Gröben soeben versetzt sei und zwar als Brigadechef nach Pommern. Am 31. März hatten

wir wieder einen schönen Gottesdienst bei Radziwills, und diesmal begleitete mich mein Mann zu meiner und zu Vieler unaussprechlicher Freude. Und wie ward er empfangen, wie eilte ihm Prinzeß Luise entgegen, wie liebevoll innig begrüßte ihn Prinzeß Elisa! Theremin predigte über Marc. 18, 8 „das Abwälzen des Steins (der irdischen Sorgen) vom Grabe". Am 3. April, dem Festtage des Hauses, drohte der schwerste Stein sich wieder auf mein Herz zu legen; denn mein Mann war aufs Neue erkrankt, und als ich eben einen Glückwunschbesuch an seiner Stelle empfangen habe und zu ihm zurückkehre, finde ich ihn wieder mit starren Blicken und schwerer Zunge, wie am 11. März des vorigen Jahres, und dieser ängstliche Zustand hielt einige Stunden an und hinterließ mir einen furchtbaren Eindruck. Doch erholte sich der geliebte Mann bald davon. In diese Zeit fiel Eugen Reventlows Verlobung mit der lieblichen Elisabeth Voß. Wir brachten ihm unsere herzlichsten Wünsche dar, und Elisabeth war ganz Liebe und Hingebung mit mir.

Bei den Freunden Arnim kehrte auch große Freude ein, indem am 17. März den vereinsamten Eltern ein Töchterchen geboren wurde. Die Liebe der Eltern legte mir diese kleine Else als Pathenkind ans Herz. Als ich nach einigen Wochen die glückliche Wöchnerin besuchte, trat sie mir blühend und schön mit dem Säugling im Arm entgegen. Dann legte sie das kleine von Gesundheit strotzende Wesen in seine grün behangene Wiege, die dicht an dem niedrigen Fenster stand, umweht von den Ranken der sich eben belaubenden Schlingpflanzen. Arnims bewohnten damals eine Gartenwohnung in der Friedrichstraße Nr. 112. So reich und glücklich sich unsere Betty im Besitz dieses Trost- und Freudenengels fühlte, so flossen doch noch häufig ihre Thränen um die verlorenen Lieblinge. Dieser Wechsel prägte sich auch ihrem Aeußern eigenthümlich auf. Neben der strahlenden Heiterkeit und dem launigsten Witz, die ihr Angesicht so anziehend machten, blieben um den Mund die Züge, die der Schmerz gezeichnet hatte, stehen.

Am 20. Mai erfreute mich eine Ausfahrt mit meinem Mann. Er zeigte mir die noch neuen hübschen, großartigen Anlagen im Thiergarten nach der Seite hin, wo bisher der Schafgraben sich durch wilde ungeordnete Gebüsche gewunden hatte, in denen die herrlichsten Bäume den meisten Augen versteckt geblieben waren.

Ende Mai dieses Jahres hatten wir endlich den Zeitpunkt für den Antritt einer Reise nach Seeland bestimmen können, die mein Mann so lange und heiß gewünscht hatte und die er doch bisher nicht hatte unternehmen können. Aber dieser zu früh im Jahre angesetzte Termin wurde durch einen neuen Gichtanfall hinausgeschoben. Wir verzagten Seelen hofften in der Stille, Gott werde diesen von dem Lieben so ersehnten, von uns aber wie der Tod gefürchteten Zug nicht zugeben. Allein Er war auch diesmal viel größer als unsere kleinmüthigen Herzen und segnete dieses gewagte Unternehmen, weil es von einer wahren Pietät eingegeben war und den schönen Lauf Seines Pilgers auf das Rührendste beschloß.

Am 23. Mai beurlaubten wir uns von Prinzeß Luise. Sie war gar herrlich; Elisa dagegen ließ mir eine trübe Erinnerung durch den Druck, der sichtlich auf ihr lag und ihr alle sonst so liebliche Elastizität ihres Wesens nahm.

Am 26. Mai verließen wir Berlin, Marie der treuen Obhut meiner Mutter und Friedchens anvertrauend. Sophie begleitete uns.

In Holstein ängstigten uns wieder Anwandlungen des furchtbaren Uebels, welches mich in den Tagen des 11. und 12. März 1833 so erschreckt hatte. Ich hatte mir damals gelobt, ihn nie, auch nicht auf Tage zu verlassen; aber diesmal mußte ich dennoch seinen Wünschen nachgeben.

Unsere Reise hatte uns über Stintenburg und Ratzeburg geführt, wo wir von den Verwandten aufs Liebevollste aufgenommen wurden. In Plön war uns des lieben Magnus Haus durch eine Masern-epidemie geschlossen, so beredete mein Mann mich, ihn mit unserer Susanne Warnstedt, geborenen Baudissin, allein dorthin reisen zu lassen. Er wohnte bei ihr, und Sophie und ich sollten ihn am folgenden Tage abholen.

Als ich 24 Stunden später von Susanne an ihrer Thür empfangen werde und sie mit der Frage anrede: „Nun, ist mein Mann auch gut bei Dir aufgehoben gewesen?“ erschreckt mich ihre Art, dies zu bejahen. Ich eile voraus in den Salon; er will sich mir entgegen erheben, sinkt zurück in seinen Sessel und zerfließt in Thränen. Bald bemerke ich, daß sein liebes Gesicht etwas verzogen ist und die rechte Seite Spuren von Lähmung zeigt. Auch der Kopf schien nicht ganz

frei; denn ohne seinen Zustand zu beachten, wollte er durchaus weiter nach Rastorff. Um ihn zu beruhigen und seinem ungestümen Drängen nachzugeben, ging ich zum Onkel und zur Tante Witzleben, um ihnen auch in seinem Namen Lebewohl zu sagen; aber siehe da, kaum bin ich dort, so kommt er mir nachgefahren und will hinauf, kann die Treppe aber trotz aller Hülfe nicht ersteigen und hilft sich zuletzt mit den Händen nach. Schrecklicher Anblick! Nun erlaubte er mir nothgedrungen, einen Boten nach Rastorff zu senden, um unsere Ankunft abzumelden, und ließ sich auf alle Art geduldig pflegen. Unter der wahrhaft liebevollen Wartung unserer gar zu guten Wirthe genas er unerwartet schnell, gewann sogar den schon seit Jahren kümmerlichen Gebrauch seiner Glieder wieder, so daß wir bald nach Altenhof aufbrechen konnten. Dort freilich mußte ich wieder trübe Klagen in mein Tagebuch schreiben. Der edle, treffliche Schwager Cajus Reventlow war geistig und körperlich gebrochen und dem Ziel seiner Laufbahn nahe. Mein Mann konnte es kaum ertragen, ihn so wiederzufinden.

Am 26. Juni zogen wir weiter. Von nun an möchte ich unsere Reise einen Triumphzug nennen; es war nicht die Verherrlichung des Siegers: die Vaterlands-, die Unterthanenliebe, die Treue gegen alte Freunde wurden hier mit überströmendem Dank erwidert vom Vaterlande und vom Fürsten.

Seeland, das Wonne-Eiland, zeigte sich uns in seiner herrlichsten Schöne; der Hafen von Kopenhagen, Bernstorff, Friedrichsberg — nur nennen kann ich Euch hier, ihr Punkte lieber Erinnerungen und entzückender Anschauung. Und glaubt es mir, Ihr meine rheinischen Kinder und Enkel: die Naturschönheiten Eurer schönen Ufer, die auch mich immer mit Enthusiasmus erfüllen, sie müssen dennoch denen der ebenso großartigen wie freundlichen Gegenden weichen, die meine und meiner ältesten Töchter Wiege, sowie die ihres Vaters und ihrer Großeltern umgaben.

Am 3. Juli langten wir in Kopenhagen an; am 4. war der liebe Gott meinem Mann so freundlich, ihn beinah gesund erwachen zu lassen, so daß er noch an diesem selben Morgen zu dem Lever des Königs fahren und somit das Ziel seiner langgehegten Wünsche erreichen konnte. Es muß eine sehr rührende Scene gewesen sein, als

der alte, treue Diener seinem geliebten König die Hände küßte und dieser ihn mit Inbrunst an sein Herz drückte.

Wir bewohnten in Kopenhagen dieselben uns von der Gefälligkeit des jetzigen Besitzers eingeräumten Zimmer, die wir während der vier Winter unseres früheren Aufenthaltes dort innegehabt hatten. Wir besuchten das Paradies meiner Kindheit und ersten Jugend, das einzig herrliche Bernstorff, und o, wie wunderbar ergriffen mich die Gefühle aus jener Vergangenheit! Ich sah mich wieder in den Bildern, die mich hier umgaben, und fragte mich: Bin ich es noch? ist's nicht mein wiedergekehrter Geist? Besonders das erste Mal, als ich mit Sophie, von unserem Gottesacker in Gientofft kommend, erst die Brohoins bestiegen und dann vom Walde aus in die köstlichen Bernstorffer Obstgärten, unser Kaschmir, eingedrungen war. Es war ein warmer, lautloser, grauer Abend, und wir wandelten, wie es schien, ungesehen von den Gartenarbeitern, wie Geister aus jenen besseren Zeiten umher. Später an der Seite meines geliebten Mannes fühlte ich siegender die noch immer schöne, reiche Gegenwart durch und ward dadurch zum heißesten Dank gegen Gott aufgefordert, daß er mir nach jener Zeit, die ich doch lange nicht dankbar und gesammelt genug genossen hatte, noch eine so lange Zukunft geschenkt hatte.

Am 11. August erreichte uns die Nachricht von der Erlösung des theuren Cajus. So war denn ein reiches, segensvolles Leben vollendet — die in den letzten Jahren so schwer drückenden körperlichen Fesseln waren abgeworfen. Zuletzt war der Geist noch einmal hell aufgelodert und hatte ein Licht des Friedens und der Verklärung um sich verbreitet. Luisens Brief athmete nur Frieden, Liebe, Dank!

Nach allen Erschütterungen, Besorgnissen und Genüssen eines achtwöchentlichen, so gefürchteten und so überschwenglich gesegneten Aufenthaltes in Seeland faßte der Moment unseres Landens im Kieler Hafen eine Welt von Rührung, Dank und Glück in sich. Von da zogen wir nach Altenhof, dem Trauerhause, wo uns innig wohl ward, nachdem die ersten Momente schmerzlichen Wiedersehens überwunden waren; denn ein Geist stiller, dankbarer, friedvoller Ergebung beherrschte den Familienkreis. Hier war es auch, wo sich endlich unsere freilich sehr uneigennützigen Wünsche durch Sophiens Verlobung mit Theodor Reventlow erfüllten. Bis zu unserem letzten Aufenthalt

in Altenhof auf der Hinreise nach Seeland hatte sein achtjähriges treues Werben um sie ihr Herz nicht rühren können, obgleich sie, wie sie selbst eingestand, keinen Mann ihm vorzog. Uns und Allen, die sie und ihre einzig schöne Stellung zu uns, ihre hingebende Liebe für uns und den Werth kannten, den diese Liebe für uns hatte, wollte es so erscheinen, als habe sie sich endlich trotz früherer Vorsätze und ihrer Gefühle für uns von seiner Treue überwinden lassen und sich entschlossen, zugleich unsere und die heißesten Wünsche unserer Luise zu erfüllen. Aber sie wollte eine solche Ansicht nimmer aufkommen lassen, sondern blieb dabei, erst jetzt habe sich bestimmt und entschieden in ihrem Herzen die zärtliche Neigung für ihn entwickelt, ohne welche sie nie den Schritt gethan haben würde.

Ich gab sie freudig hin, dieses mein Herzenskind; ja ich sah es gern, daß die Freundin, die Stütze, die Seele unseres Hauses, aus ihm hinwegzog, um sich ein eigenes zu erbauen, dessen Segen sich über spätere Generationen erstrecken würde.

Auch auf der Heimreise kehrten wir wieder bei den lieben Geschwistern in Stintenburg ein; dort erreichte uns die Kunde von dem Heimgang unserer holden, geliebten Elisa Radziwill, die uns tief bewegte. Ihre schwachen Kräfte hatten allmählich abgenommen und die große, drückende Hitze ihr Leiden sehr vermehrt. Um ihr freiere Luft zu schaffen, war sie, von ihrer Mutter begleitet, nach Freienwalde gebracht worden und wohnte dort im Königlichen Schloß. Sie sah ihrem Ende mit klarem Bewußtsein entgegen und bereitete sich wiederholt durch den Genuß des heiligen Abendmahls vor. In den Armen der Mutter und Schwester schloß sie die lieben, schönen Augen am 27. September.

Am 3. November war es, wo unsere Reisegesellschaft ihr Ziel erreichte, wo — ach, zum letzten Mal — die Thorflügel unseres Hauses sich öffneten für den schnell hereinrollenden Reisewagen und wir den großen Flur angefüllt sahen mit der uns freundlich bewillkommnenden Dienerschaft. Meine Mutter und Marie lagen in unseren Armen, und die Freudenthränen flossen; denn wir hatten Großes überstanden und durften den theuren Hausvater heimführen.

Vier Wochen später, am 3. Dezember, an demselben Tage, wo vor 72 Jahren die Großeltern Bernstorff ihren Bund geschlossen

hatten, feierten wir Sophiens Hochzeit. Leider erkrankte mein Mann tags zuvor, nachdem er noch selbst mit großer Freude und ungewöhnlichem Eifer alle Einrichtungen getroffen hatte. Das war ein großer Schmerz für uns Alle. Unser gewölbter ovaler Saal war zur Kapelle umgewandelt. An ihres Vaters Arm betrat ihn Sophie. Wie edel, schön und fromm sah sie aus, als sie an des Verlobten Seite vor dem Altar stand. Unbeschreiblich war der Ausdruck, der ihr ganzes Wesen verklärte, als Lisco sie so ernst anredete und ihnen den Spruch aus dem Buch Ruth zur Losung gab: „Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.“ Nach der Feier führte ich das traute Paar zu meinem Kranken, der ihm seinen väterlichen Segen ertheilte.

1835.

Mit dem letzten Tage des Jahres verließ uns das junge Ehepaar, und damit begann ein neuer Zeitabschnitt für unser Haus. Es wäre wohl sehr trübe geworden, denn ungewöhnlich verarmt blieben wir zurück; aber die zarte Liebe meines Mannes, seine Liebenswürdigkeit wußten mir auch im Familienkreise jede Lücke auszufüllen. Die Geselligkeit in größeren Kreisen war uns verwehrt, weil unsere liebe Marie sehr angegriffen war; aber die Freunde verließen uns deshalb nicht; sie verabredeten sich, uns abwechselnd aufzusuchen, so daß wir immer einige bei uns sahen. Sie fürchteten Alle, die ungewohnte Muße möchte meinem Manne lästig fallen; doch darin irrten sie sich. Wer so viel erlebt, gefühlt und gedacht hat, dem wird die Zeit nicht lang. Außerdem las er gern, und wir lasen abwechselnd einander vor. Besonderes Vergnügen erregte die Frithjofssage von Tegnér. Der Anfang des letzten Ritters von Anastasius Grün rührte ihn bis zu Thränen, wenngleich er nachher mit dem Sinn des Ganzen nicht zufrieden war. Die letzte unvollendet gebliebene Lektüre war der Briefwechsel eines Kindes mit Goethe,

und wenn er sich auch mit der ganzen Tendenz und dem unweiblichen Auftreten nicht zufrieden erklärte, zogen ihn doch manche poetische Schilderung, die Eigenthümlichkeit der Ideen und die Schönheit der Darstellung sehr an. Er wußte wie eine Biene aus den buntesten Blumen den Honig zu finden.

Es wird mir schwer, mich in meiner Erzählung von den letzten glücklichen Tagen zu trennen; mir bangt vor den Tagen des 15. bis 18. März. Es schnürt sich schon mein Herz zusammen, wenn ich vorher noch von der immer zunehmenden Sorge für unser jüngstes Kind rede, wenn ich erzählen muß, wie die übermäßige Aufregung des Glückes, wieder mit uns vereint zu sein, nach viermonatlicher Trennung Marie so schnell wieder in einen sehr jammervollen, von Tag zu Tag sich steigernden Krankheitszustand zurückwarf. Der heiße Sommer, bei dessen sengender Sonnengluth die ganze Natur seufzte, und dem die Gesunden beinahe unterlagen, hatte ihr sehr wohl gethan. Ein lange nicht gekanntes Wohlgefühl belebte sie und sprach sich in ihren Briefen an uns ebenso lieblich wie beglückend aus. Wer sie damals sah in ihrer frisch aufblühenden Anmuth, ihrer lebendigen Fröhlichkeit, glaubte sie genesen und sagte es ihr. Sie hörte es gern. Sie genoß mit Entzücken manche ihr geschenkte Viertelstunde, in der sie sich ihres jungen Lebens erfreuen konnte; aber es waren und blieben dennoch nur Viertelstunden, und diese mußte sie meist nur zu theuer büßen mit vermehrter innerer und äußerer Qual. Dies Alles war mir nicht fremd geblieben; aber ich ließ mich doch von dem süßen Anblick hinreißen, der mir mein Kind, das ich so krank verlassen, wie eine Gesunde bei meiner Rückkehr im November entgegenführte.

Die bangsten Sorgen um Marie suchte ich im Laufe des Winters meinem Mann zu verbergen und wählte die Vor- und Nachmittagsstunden zu meiner Pflege bei ihr, in denen er am meisten gewohnt gewesen war, Leute bei sich zu sprechen oder allein zu sein. Und glaubte ich mich in der unteren Krankenstube auch noch so sehr gefesselt, so riß ich mich doch um die Stunde los, die uns um den Theetisch zu versammeln pflegte. Am 15. März aber (am Vormittag hatte er mir in meinem Kabinet noch so treu Gesellschaft geleistet und mir eine arge Migräne vertrieben) schreckten mich die neuen Krampferscheinungen bei Marie so sehr, daß ich die Stunde versäumte und mein spätes Erscheinen

oben diesmal mit dem Zustand entschuldigte, in dem ich die Kranke verlassen hatte. O, wie bitter habe ich's bereut, dieses eine Mal meinem geängstigten Gefühl erlaubt zu haben, mit meinen Vorsätzen durchzugehen, als ich hören mußte, wie des Vaters Schmerz und Sorge um das liebe Kind überwallte in Zorn über die homöopathische Behandlung und den Arzt, dem er als ein großes Unrecht vorwarf, daß er nun schon zwei Jahre sie behandle, ohne einzugestehen, daß er nicht helfen könne. Auf meine lebhafte Vertheidigung des Arztes sowohl als auch dessen, was er geleistet hatte (denn es war ihm ja stets gelungen, ihr Leiden zu lindern), verstummte mein Mann zwar; aber der Unmuth blieb auf seiner Stirn gelagert, und ich habe seitdem mir vorgeworfen, die Katastrophe durch Herbeiführung dieser Gemüthsbewegung beschleunigt zu haben. Am Montag und Dienstag blieb er gedrückt und klagte seinem Arzt über Unwohlsein. Am Mittwoch, dem 18., unserer Erstgeborenen Geburtstag, war jede trübe Wolke verschwunden, und er begrüßte mich am Morgen mit der ihm so eigenen süßen, innigen Festesfreude; schrieb seinem Kinde ein köstliches Brieschen, begann einen Brief an den Bruder, den ich halb vollendet im Schreibtisch fand, empfing Besuche und fuhr nach längerer Unterbrechung in heiterer Stimmung aus. Am Abend war er ein wenig erschöpft, so daß er auf seinem Lehnstuhl einnickte; als ich ihn um 10 Uhr zum Schlafengehen weckte, sprach er die freundlichsten Entschuldigungen gegen Emilie Gneisenau aus, die auf einige Monate bei uns wohnte, und meinte, es sei das Unwohlsein der vorigen Tage, welches sich so böslich räche, ihn so wenig galant erscheinen lasse. Indeß, fügte er hinzu, er fühle sich heute Abend besonders wohl! So, heiter lächelnd und nickend, wankte er mit seinem jetzt so schwer und unsicher gewordenen Schritt, auf seinen Stock gelehnt, von meinem Salon in unser Schlafzimmer. Zehn Minuten nachher rief sein Kammerdiener mich durch die Thür; ich fand ihn in seinem Armstuhl besinnungslos und — vom Schlag entstellt! und so blieb er zehn lange Tage hindurch!

In der Nacht versuchten die Aerzte alle erdenklichen Mittel — vergebens! Diese Noth war indeß den übrigen Hausgenossen gänzlich verborgen geblieben. Gegen 8 Uhr morgens verkündete mir der so bekannte rasche Schritt im Vorzimmer den täglich um diese Zeit wiederkehrenden Frühbesuch Eugens. Ich winkte ihm Stille entgegen; er blickte mich bestürzt fragend an; ich deute auf das Lager hin, er sinkt

neben demselben auf die Knie nieder! Ich benachrichtige nun meine arme Mutter, auch die treue Amerika und Roeders. Sie kamen Alle und hielten die zehn Tage treu mit mir aus am Bette des — wie es schien — mehrentheils ruhig Schlafenden. Etwas Bewußtsein sprach sich doch wieder in seinen langsam umblickenden Augen aus; sie folgten jeder meiner Bewegungen, und die Meinen wollten Schmerz darin lesen, wenn ich mich auf Augenblicke von der Seite seines Bettes entfernte. Am zweiten Tage gewann Marie, die überhaupt eine wunderbare Fassung errungen hatte, den Muth, an das Bett des Vaters zu treten. Er sah sie erst mit verwundert fremden Blicken an; sie kniete neben ihm nieder, bedeckte seine Hände mit Küssen, rief ihn mit den zärtlichsten Namen, und plötzlich gab die Starrheit seiner Züge dem süßesten Lächeln nach, und sein rührend-freundliches Gesicht war von Thränen bedeckt. Diese Scene wiederholte sich einige Male.

Der Königliche Sekretär Wustrow erbat sich bei mir die Erlaubniß, seinen Herrn zu sehen. Er blieb erst in einiger Entfernung vom Bett stehen; der Kranke starrte ihn an, versuchte freundlich zu winken und wandte sich laut schluchzend im Bett um. Später wurden Selma, Betty, Nikolovius, Schönberg, Eichhorn und Theremin zugelassen, die er Alle mehr oder weniger zu erkennen, gegen die er freundlich sein zu wollen schien. Theremin betete über ihm und glaubte bejahend antwortende Winke auf seine Fragen zu vernehmen, ob er die tröstende Nähe seines Heilands empfinde, ob er bereit sei, seinem Rufe zu folgen, ob er Gnade und Vergebung seiner Sünden in Christi Blut gefunden u. s. w.

Am Sonnabend, dem 28., als am 10. Tage, begann der Todeskampf schon um 11 Uhr vormittags; um 10 Uhr abends hauchte die treue Brust den letzten tiefen Seufzer aus, und das reiche Herz stand still! Ernste Ruhe verbreitete sich über die edeln Züge! Leise Stille hatte schon während der zehn Tage im Hause geherrscht. In den letzten Stunden hatte des Predigers Lisco Stimme sich viel in lauten Gebeten über den Sterbenden vernehmen lassen; jetzt trat die Stille des Todes ein im ganzen Hause!

Auch Marie hielt sich still ergeben, bis es ihr am 2. April nicht ganz verborgen bleiben konnte, daß der geliebte Todte seinen letzten Gang

hielt, eingesegnet in unserem, abermals zur Kapelle umgestalteten und durch Selma mit Blumen, Kreuz und Altar ausgeschmückten ovalen Saal und begleitet von den Prinzen, Ministern und Freunden. Der kleine Gottesacker, auf dem unser Leopold ruht, nahm ihn auf; er hatte keine Anordnung über seine Ruhestätte zurückgelassen. Meine Mutter und die Freundinnen folgten auch. Heimgekehrt segnete Prediger Lisco mich ein zu dem mir noch bevorstehenden schweren Lebenswege.

Schlußwort.

Mit dem Tode des Gatten schließt unsere theure Großmutter ihre Aufzeichnungen. Wie konnte sie anders, als die Feder niederlegen an diesem Wendepunkte ihres Lebens; denn nur was er erlebt, was sie gemeinsam mit ihm durchlebt hatte, das wollte sie, dankerfüllten Herzens gegen Gott, den Kindern und Enkeln erhalten im Bilde des edlen, über Alles geliebten Mannes und in Erinnerungen an ein vielfach bewegtes Leben.

Wenn nun die Enkelin die Feder wieder aufnimmt, so ist es nicht, um dem Sinne der Schreiberin entgegen zu handeln und eine auch nur annähernd ausführliche Beschreibung der zweiten Hälfte dieses den Ihrigen so theuren Lebenslaufes zu geben. Nur ein kurzes Schlußwort glaubt sie dem Leser schuldig zu sein, das in großen Zügen das Bild zu vollenden, Licht und Schatten darauf anzudeuten versucht.

Ein langer Abschnitt lag noch vor ihr, zweiunddreißig Jahre, in denen der Weg vielfach dunkel und dornenvoll war, aber auch reich an Segensspuren, und wie sie selbst nie daran gezweifelt hat, daß das Kreuz ihr nöthig und heilsam sei zur Bewährung ihres Glaubens, so ist ihre Seele auch offen geblieben für jede Erleichterung, und die Fähigkeit, Liebe zu erweisen und Liebe zu empfangen, ist ihr in seltenem Maße bis an den späten Lebensabend geblieben.

Dreimal in diesen zweiunddreißig Jahren wechselte sie ihren Wohnsitz, und mit diesem äußeren Wechsel hängt auch die innere Lebensführung eng zusammen.

Die ersten Jahre sind ausschließlich dem Wohl und der Pflege ihrer kranken Tochter Marie gewidmet. Um ihretwillen durchlebt sie

die schweren Jahre in Oederan, deren im Vorwort gedacht ist. Was die Trennung von der theuren Mutter, von der fernen Tochter und all den Ihrigen dem liebewarmen Herzen gekostet hat, das bedarf kaum der Erwähnung. Zudem hinderte ein schweres Augenleiden sie an aller Beschäftigung. Als alle Hoffnungen auf Erfolg der Kur aufgegeben werden mußten, verließ sie Oederan, siedelte im Jahre 1841 nach Dresden über und bezog das kleine Haus in der Neustadt, Bautznerstraße 40, das jetzt der Diakonissenanstalt gehört. Die Kranke bewohnte mit ihren Pflegerinnen die untere Etage; oben hatte sich die Mutter ein freundliches Heim geschaffen, aber die traurige luft- und lichtlose Krankenstube blieb der Mittelpunkt des Hauses, wenn auch nicht in ganz so ausschließlicher Weise wie in Oederan. Sie war doch den Ihrigen näher gerückt, die sie wochen- und monatelang umgaben. Den heranwachsenden Enkeln ging das Bewußtsein auf, welchen Schatz sie an der Liebe einer solchen Großmutter besaßen, und der älteste Enkelsohn zählt die Ferien, die er bei ihr zubringen durfte, zu seinen schönsten Erinnerungen. Wie groß war ihr Verständniß für Alles, was jugendliche Gemüther bewegt, wie fein ihr Sinn für Humor, wie unerschöpflich ihre Lust am Schenken und Erfreuen!

Dann kam eine Zeit, es war im Frühjahr 1851, wo es schien, als sollte der Druck, der so lange auf ihrem Hause und Herzen gelegen hatte, in Freude verwandelt werden. Der bekannte Magnetiseur Graf Szapary unternahm die Behandlung der Kranken; nach wenig Tagen konnte sie ihr langjähriges Lager, ihr dunkles Zimmer verlassen und mit dem Grafen und ihren Pflegerinnen nach Italien abreisen. Unbeschreiblich waren die Ueberraschung, der Dank, die Freude! Aber die schönsten Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Marie ward zwar unter dem Einfluß jener wunderbaren Heilkräfte dem Leben, aber nicht ihrer Mutter wiedergegeben, und nur zeitweise war fortan ein Zusammenleben für sie Beide möglich. Das war eine bittere Enttäuschung für das Mutterherz; aber Gottes wunderbare Führung verband Segensgedanken auch mit diesem Schmerzenswege. In der Hoffnung, mit ihrer Marie leben zu können, hatte sie Dresden verlassen und war ihr nach dem Süden gefolgt. Dort, in Nizza, blieb sie, auch als der Zustand der Tochter neue Trennungen erforderte, und unzweifelhaft brachte ihr dieser letzte Abschnitt, die fünfzehn Jahre, die sie am Strande des

Mittelmeeres verlebte, neben manchen schweren und einsamen Tagen ein reiches Maß von Segen, Freude und Erleichterung.

Ihre schwer erschütterte Gesundheit erholte sich, die Augen konnten ihre Dienste wieder leisten, die ihr so eigene Gabe, alles Schöne und Gute, was sie umgab, zu genießen, kehrte wieder, und so darf man wohl sagen, daß das so schmerzlich gelöste Dasein wieder Wurzel fassen und die Fremde ihr zur Heimath werden durfte. Gottes schöne Welt, die sich ihr hier im Zauber des Südens neu erschloß, nachdem sie so lange jeden Naturgenuß entbehrt hatte, war ihr eine Quelle unendlicher Freuden. Ihre Wohnung lag in unmittelbarer Nähe des Meeres am Quai du midi, und wir sehen sie im Geist immer wieder hinaustreten auf ihren Balkon; ihre Blicke können nicht lassen von der Unendlichkeit der blauen Meereswogen, von den Farbentönen, die der Landschaft zu jeder Tageszeit einen anderen Reiz verleihen.

Erfüllte schon dieser Genuß ihr Herz mit Dankbarkeit, wie viel mehr noch die geistigen Gaben, die ihr dort zu Theil wurden, der reiche Schatz des gottesdienstlichen Lebens und der Verkehr mit dem glaubensfreudigen, geistvollen Prediger der französisch-evangelischen Gemeinde, Mr. Leon Pilatte, der ihr viele Jahre hindurch der treueste Freund und Seelsorger geblieben ist. Als später die deutsche Gemeinde sich gründete und unter ihren Augen aufblühte, wandte sie auch dieser ihr vollstes Interesse und dem jungen Pfarrer Mader eine wahrhaft mütterliche Freundschaft zu. Unauslöschlich eingeprägt bleibt uns ihr Bild, wenn sie in tiefster Andacht und Sammlung der Predigt lauschte, und unvergeßlich die Stunden, wo man über die heiligsten und wichtigsten Fragen mit ihr reden durfte.

Aber auch nach außen, im Verkehr mit Menschen entfaltete sich noch einmal die ganze Fülle ihrer Gaben und ihres warmen Herzens. Freilich blieb dieser Verkehr nach dem Maße ihrer Kraft beschränkt. Die frühen Morgen- und die Abendstunden waren der stillen Sammlung, der ausgedehnten Korrespondenz, der Lektüre und der Ruhe gewidmet.

Sie stand noch im späten Alter sehr früh auf (sie zündete ihr Kaminfeuer selbst an, um den Schlaf ihrer Dienerin nicht zu stören) und bedurfte abends zeitig der Ruhe. Desto geselliger waren dann zeitweise die übrigen Stunden des Tages. Es war ihr die

Fähigkeit geblieben, nicht nur neue Freundschaften zu schließen, sondern auch sie mit aller Treue zu pflegen. Wir müssen es uns leider versagen, Einzelne zu nennen, aber in den Herzen ihrer Enkel leben die Namen derer in lebendiger und dankbarer Erinnerung, die mit ihrer Liebe den Lebensabend unserer Großmutter verschönert, Anregung und Freude in ihr vereinsamtes Heim gebracht haben. Wie viel theure Gestalten tauchen im Geist vor uns auf, aus allen Gegenden der deutschen Heimath und weit darüber hinaus, aus Nord und Süd, aus den Schweizer Bergen und von den fernen Gestaden der Ostsee!

Von ihnen wenden wir uns noch einmal zu dem engsten Kreise der Familie, zu denen, deren Namen so vielfach in den Blättern dieses Buches von der Schreiberin selbst genannt sind. Ach, manche von ihnen sind, wie könnte es anders sein, vor ihr hinübergegangen, und manchen bitteren Trennungsschmerz hat sie durchkämpfen müssen. Der treue Schwager Joachim starb noch in demselben Jahr wie sein von ihm so heißgeliebter Bruder Christian, und die theure Mutter im Jahre 1841. Sie hat diese letzten Jahre fern von ihrer Elise, aber in dem liebevollen, ihr geistig so ganz zusagenden Kreise der Familie Roeder zugebracht. Auf dem kleinen Kirchhof am Potsdamer Thor ruht sie zwischen ihrem Bruder und dem heißbeweinten Knaben Leopold, und das innerste Wesen, Glauben und Hoffen ihrer späteren Lebenszeit ist zusammengefaßt in den Worten der heiligen Schrift, die wir auf ihrem schmucklosen Grabkreuze lesen:

„Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.“

Die geliebten Pflegetöchter Henriette Roeder und Sophie Reventlow gingen ebenfalls nach Jahren reich gesegneten Lebens vor ihr heim.

Ihre Thora, unsere liebe Mutter, blieb ihr erhalten; aber sie mußte sie vereinsamen sehen, denn der Schwiegersohn ward in voller Manneskraft nach kurzer Krankheit im Jahre 1861 abgerufen.

In den ersten Jahren ihres Lebens in der Fremde zog sie im Sommer in die deutsche Heimath, um mit ihren Lieben vereint zu sein. Später, als ihr das Reisen zu beschwerlich wurde, bewohnte sie während der heißen Monate eins der vielen in schattigen Gärten gelegenen Landhäuser in Nizzas Umgebung. Je fester sie aber an die Fremde gebunden ward, desto mehr zog es die Ihrigen zu ihr hin. Nizza wurde der Zielpunkt der heißesten Wünsche, und oft durften sich diese Wünsche

erfüllen. Enkelinnen und Großnichten haben Monate bei ihr zugebracht, und dreimal zog unsere Mutter mit den Töchtern für den ganzen Winter nach Nizza. Wie köstlich waren diese Zeiten der Vereinigung für uns! Nie ist eine Großmutter liebevoller, gütiger, nachsichtiger mit ihren Enkeln umgegangen, als sie es that. In jeder Lebenslage stand jedem Einzelnen ihr Herz offen, so daß ihr gegenüber die innigste Verehrung sich mit der unbefangensten Hingebung vereinigen konnte. Gottes Güte schenkte ihr noch die große Freude, daß sie im Kreise der Enkel mehrfach neue beglückende Bande sich anknüpfen sah, deren Beziehungen hineinreichten in die Zeiten ihrer glücklichen Vergangenheit.

Zuerst war es der älteste Enkelsohn, der ihr seine junge Frau, die Tochter der vielgeliebten Betty Arnim, jene kleine Else, die sie einst über die Taufe gehalten hatte, zuführte. Lange Jahre der Trennung waren entfremdend zwischen die Freunde getreten; nun aber nahm sie die Gattin des Enkels mit alter Liebe und innigem Wohlgefallen an ihr Herz.

Wenige Jahre später führte der Wittwer ihrer Sophie ihr die zweite Enkelin als seine Gattin zu, und mit tiefer Rührung segnete sie den Bund dieser besonders geliebten Enkeltochter. Groß war auch ihre Freude, als die vierte Tochter ihrer Thora dem Enkel der geliebten Amerika ihre Hand reichte und so der Name der Großmutter auch der der Enkelin ward.

Wie freudig und tief bewegte es sie vollends, als zwei junge Herzen, die ihr fast gleich nahe standen, der dritte Sohn ihrer Henriette und die vorjüngste Tochter ihrer Thora, unter ihren Augen sich fanden und den Bund fürs Leben schlossen. Noch heute nach 34 Jahren lebt die Erinnerung an jene Zeit ungetrübten Glückes in den Herzen dieser Beiden, verklärt durch die Liebe und Freude, mit der die theure Großmutter Alles mit ihnen theilte.

Gottes Güte erhielt unserer lieben Großmutter bis zu ihrer letzten Krankheit die volle geistige Frische, wenn auch körperliche Leiden sie in den letzten Jahren vielfach heimsuchten. Noch einmal, im Jahre 1867, hoffte unsere Mutter, mit zwei Töchtern den Winter mit ihr zubringen zu dürfen; allein schon in Marseille erreichte uns die schmerzliche Nachricht von ihrer Erkrankung, die wir bei ihrem Anblick nur zu ernstlich bestätigt fanden.

Vier Wochen noch durften die Ihrigen dieses stille Kranken- und Sterbebett mit ihrer Liebe und Fürbitte umgeben, dann kam der Tag der Befreiung. In der Mittagstunde des 1. November 1867 ging sie heim.

Auf der Höhe des Nizzaer Schloßberges liegt der kleine evangelische Friedhof. Wie oft haben wir in jenem Winter dort an ihrem Grabe gestanden und neben allem Schmerz Eindrücke tiefen Friedens und seliger Hoffnung empfunden! Rings um uns her in feierlicher Stille der weite Kranz der majestätischen Berge, halb verhüllt im Duft und Sonnenglanz des Südens, die zu uns redeten von den ewigen Bergen der Hülfe und des Trostes; neben uns, zu Häupten ihrer Ruhestätte, das Zeichen der Erlösung und auf ihrem Grabe der weiße Marmorstein mit den von ihr selbst bestimmten Sprüchen:

„Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde."
1. Joh. 1, 7.

und:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Hiob 19, 25.

Sie ruht im Frieden und das ewige Licht leuchtet ihr.

Namenverzeichniß.

J.

K.

L.

M.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 12, Kochstr. 68—71.

ger Linie.

Bernstorff

geb. er Minister,

verm. e mit Gräfin Auguste zu Stolberg.

Andreas geb. 1765, gest. 1782.

n 1, 5, it e er.

Friedrich geb. 1773, gest. 1838, verm. mit Ferdinandine v. Hammerstein.

Luise geb. 1776, gest. 1856, verm. mit Cajus Graf v. Reventlow (als seine zweite Gemahlin).

Emilie geb. 1777, gest. 1811, verm. mit Karl Graf v. Rantzau.

Magnus geb. 1781, gest. 1836, verm. mit Josephine Gräfin Baudissin.

Luise geb. 1802 gest. 1859 verm. mi Freiherrn v. Brandenst

Marianne geb. 1805, gest. 1831, verm. mit Heinrich Graf v. Itzenplitz.

Sophie geb. 1807, gest. 1856, verm. mit Theodor Graf v. Reventlow.

Selma geb. 1829, gest. 1879, verm. mit Karl v. Reichmeister.

, e=

Georg geb. 1836, gest. 1869.

Bertha geb. 1829, gest. 1886, verm. mit Max v. Romberg.

Henriette geb. 1831, verm. mit Friedrich v. Alvensleben.

Joachim geb. 1837, gest. 1870, verm. mit Selma Gräfin Gronsfeld.

Isa geb. 1842, gest. 1865, verm. mit Gustav v. Pfuel.

Stammbaum.

Andreas Gottlieb Graf v. Bernstorff,
geb. 1708, gest. 1768,
dänischer Lehnsgraf,
verm. mit Dorothea Wilhelmine v. Weitersheim.

Gartower Linie.

Joachim Bechtold Graf v. Bernstorff
geb. 1734, gest. 1807 auf Wedendorf bei Gartow,
verm.: 1. Ehe mit Luise v. Steinberg, gest. 1758,
2. Ehe mit Magd. Hedwig v. Lowtzow.

- **Andreas** geb. 1765, gest. 1782.
- **Wilhelmine** geb. 1766, gest. 1787, verm. mit Cajus Graf v. Reventlow (als seine erste Gemahlin).
- **Ernst** geb. 1768, gest. 1840, verm. mit Amerika v. Riedesel zu Eisenbach.
- **Emilie** geb. 1769, verm. mit Georg v. Bülow.

- **Luise** geb. 1802, gest. 1859, verm. mit Freiherrn v. Brandenstein.
- **Bechtold** geb. 1803, gest. 1890, verm. mit Thekla Freiin v. Bibra.
- **Hedwig** geb. 1805, gest. 1883, verm. mit Freiherrn v. Müffling.
- **Arthur** geb. 1808, verm. mit Auguste Freiin v. Miltitz.

- **Selma** geb. 1829, gest. 1879, verm. mit Karl v. Reichmeister.
- **Friedrich Wilhelm** geb. 1830, verm. mit Else v. Arnim.
- **Asta** geb. 1831, gest. 1881, verm. mit Theodor Graf v. Reventlow.
- **Klara** geb. 1833, gest. 1872, verm. mit Werner v. Schele.
- **Alhard** geb. 1835, gest. 1881, verm. mit Anna v. Meyerinck.
- **Adelheid** geb. 1837, verm. mit Joachim Graf v. Bernstorff-Gartow.
- **Elise** geb. 1839.
- **Bertha** geb. 1841, verm. mit Konrad v. Roeder.
- **Julia** geb. 1845, verm. mit Konrad v. Loesch.

Dreylützow-Stintenburger Linie.

Andreas Peter Graf v. Bernstorff
geb. 1735, gest. 1797, dänischer Minister,
verm.: 1. Ehe mit Gräfin Henriette zu Stolberg, 2. Ehe mit Gräfin Auguste zu Stolberg.

- **Hans** geb. 1767, gest. 1791, verm. mit Konstantia Gräfin v. Knuth.
- **Andreas** geb. 1768, gest. 1786.
- **Christian Günther,** geb. 1769, gest. 1835, verm. mit seiner Nichte **Elise Gräfin v. Dernath,** geb. 1789, gest. 1867.
- **Charlotte** geb. 1770, gest. 1841, verm. mit Graf v. Dernath.
- **Joachim** geb. 1771, gest. 1835, verm. mit Sophie v. Blücher.
- **Friedrich** geb. 1773, gest. 1838, verm. mit Ferdinandine v. Hammerstein.
- **Luise** geb. 1776, gest. 1856, verm. mit Cajus Graf v. Reventlow (als seine zweite Gemahlin).
- **Emilie** geb. 1777, gest. 1811, verm. mit Karl Graf v. Rantzau.
- **Magnus** geb. 1781, gest. 1836, verm. mit Josephine Gräfin Baudissin.

- (Drei Söhne starben als Kinder.)
- **Thora** geb. 1809, gest. 1873, verm. mit J. Freiherrn (seit 1840 Graf) v. d. Bussche-Ippenburg.
- **Klara** geb. 1811, gest. 1832, verm. mit Eugen Graf Reventlow.
- **Marie** geb. 1816, gest. 1874.

- **Henriette** geb. 1803, gest. 1850, verm. mit Karl v. Roeder.
- **Marianne** geb. 1805, gest. 1831, verm. mit Heinrich Graf v. Itzenplitz.
- **Sophie** geb. 1807, gest. 1856, verm. mit Theodor Graf v. Reventlow.

- **Elise** geb. 1824, gest. 1864, verm. mit Rudolf Graf Fink v. Finkenstein.
- **Anton** geb. 1826, gest. 1845.
- **Albrecht** geb. 1829, gest. 1888, verm. mit Elisabeth v. Bonin.
- **Konrad** geb. 1833, verm. mit Bertha v. d. Bussche-Kessell.
- **Georg** geb. 1836, gest. 1869.

- **Bertha** geb. 1829, gest. 1886, verm. mit Max v. Romberg.
- **Henriette** geb. 1831, verm. mit Friedrich v. Alvensleben.

- **Joachim** geb. 1837, gest. 1870, verm. mit Selma Gräfin Gronsfeld.
- **Isa** geb. 1842, gest. 1865, verm. mit Gustav v. Pfuel.